UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Titelkupfer der Zeitschrift:
Phöbus. Ein Journal für die Kunst.
Herausgegeben von Heinrich v. Kleist und
Adam H. Müller. (Verkleinert.)

Die
Zeitschriften der Romantik

von

Johannes Bobeth

Preisschrift der Kunst-Stiftung in Leipzig

133422
14/7/14

H. Haessel Verlag in Leipzig 1911.

Meinen lieben Eltern

Vorwort.

Das Thema, die Zeitschriften der Romantik, ist gleichzeitig der Titel einer höchst wertvollen Publikation der Deutschen Bibliographischen Gesellschaft vom Jahre 1904 (Bibliographisches Repertorium, Bd. I). Den Zielen dieser Gesellschaft entspricht es, daß das von ihr herausgegebene Werk rein bibliographischer Natur ist. Sein Wert besteht nicht nur in der wissenschaftlichen Sorgfalt, mit der die Herausgeber, Houben und Walzel, ein grundlegendes Werk geschaffen haben, sondern auch in der Zuverlässigkeit, mit der die Bibliographische Gesellschaft als solche gearbeitet hat und arbeiten konnte. Wenn es nun der Verfasser des vorliegenden Buches unternimmt, über das gleiche Thema zu handeln, so geschieht es, um dieses Thema von der literarhistorischen Seite zu bearbeiten. Es soll gezeigt werden, wie sich in den Zeitschriften der Entwicklungsgang der deutschen Romantik widerspiegelt; wie die Journale notwendig aus den Zeitverhältnissen hervorgehen und unter veränderten Anschauungen wieder verschwinden mußten; es soll eine Geschichte der Zeitschriften der Romantik gegeben werden.

Wenn es der Verfasser dabei vorgezogen hat, die einzelnen Zeitschriften mehr monographisch zu behandeln, so geschah das nicht aus der Überzeugung, daß diese Darstellungsform für die historische Betrachtungsweise die beste sei, sondern vielmehr deswegen, um die Übersichtlichkeit bei Benutzung des Werkes zu erhöhen und um gleichsam einen Ersatz für jede einzelne der zum Teil schon recht selten gewordenen Zeitschriften zu bieten. Um den Text nicht zu häufig durch Quellenangaben zu unterbrechen und das lästige Nachblättern nach

einem Quellenverzeichnis zu vermeiden, sind von der Stelle an, wo das Bibliographische Repertorium als Parallelwerk in Frage kommt, die einzelnen Zitate aus den Zeitschriften nur dann bis auf die Seitenzahl genau bezeichnet, wenn ein besondrer Grund dafür vorlag.

Die Arbeit ist angeregt worden durch ein Preisausschreiben der Knust-Stiftung zu Leipzig für die Zeit vom 24. Juni 1907 bis zum 24. Juni 1910. Nachdem ihr der Preis zuerkannt worden ist, wird sie hiermit nach zusammenfassender Überarbeitung der Öffentlichkeit übergeben. Besondrer Dank gebührt der Verlagsbuchhandlung, die durch Faksimilebeilagen auch den Lesern, die sich die Originalzeitschriften nicht selbst verschaffen können, ein anschauliches Bild von dem Äußern der Journale zu vermitteln sucht und sich auch sonst des Buches bei der Drucklegung in hervorragender Weise angenommen hat.

Leipzig, im September 1911.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Zeit der Vorbereitung. Die Romantiker als Gäste in außerromantischen Zeitschriften 1
Göttingische gelehrte Anzeigen 6
Akademie der schönen Redekünste 8
Die Horen 10
Schillers Musenalmanach 14
Allgemeine Literaturzeitung 15
Biesters „Monatsschrift“ 17
Reichardts „Deutschland“ 17
Lyceum der schönen Künste 23
Archiv der Zeit und ihres Geschmackes 27

Die Zeitschriften der Frühromantik.

Athenäum 33
Kritische Jahrbücher der deutschen Literatur . . . 78
Poetisches Journal 81
Kynosarges 98
Zeitung für die elegante Welt 114
Europa 117
Polychorda 131
Prometheus 140

Die Zeitschriften der jüngeren Romantik.

Tendenzen der jüngeren Romantik 161
Phöbus 167
Zeitung für Einsiedler 194
Pantheon 216
Vaterländisches Museum 230

Seite
Kleists politische Zeitschriften (Germania. Berliner Abendblätter) 233
Der Rheinische Merkur 256
Deutsches Museum 261
Concordia 287

Der Verfall der romantischen Zeitschriften.

Tendenzen der Verfallszeit 309
Wünschelruthe 316
Salina 330
Die Musen 341
Für müßige Stunden 352
Die Zeitschriften der Dresdner 359
Abendzeitung 360
Die Harfe 364
Die Muse 373
Die Hesperiden 385
Wintermonate 391
Morgenröthe und Orpheus 396
Berlinische Blätter für deutsche Frauen 403
Schlußbemerkung 412
Namen- und Sach-Register 414

In Faksimile-Reproduktionen sind beigefügt:

Die Titelblätter folgender Zeitschriften: Athenäum — Poetisches Journal (Umschlag) — Kynosarges — Zeitung f. d. eleg. Welt — Prometheus — Phöbus — Tröst-Einsamkeit (Zeitung f. Einsiedler) — Pantheon (Umschlag) — Berliner Abendblätter — Deutsches Museum — Wünschelruthe — Die Musen — Abendzeitung (Dresdner) — Die Harfe — Winter-Monate.

Die „Ankündigungen" der Zeitung für Einsiedler und der Wünschelruthe.

Zeit der Vorbereitung.

Die Romantiker als Gäste in außerromantischen Zeitschriften.

Die erste Zeitschrift der Frühromantik ist unstreitig das Athenäum. Es würde aber den Prinzipien einer historischen Betrachtungsweise des vorliegenden Themas widersprechen, wollte man mit der Besprechung dieser Zeitschrift beginnen. Da das Athenäum dem Literarhistoriker als etwas Fertiges vor Augen steht, so muß er zunächst fragen, welches ist die Vorgeschichte dieses Journals, und wie kam es überhaupt zur Gründung romantischer Zeitschriften? Das Athenäum wurde im Jahre 1798 ins Leben gerufen. Es bezeichnet durch seine Gründung schon einen gewissen Höhepunkt der romantischen Schule und setzt ein bereits geschultes Publikum voraus. Ein solches mußte sich die Romantik aber erst schaffen, ehe sie ihre erste Zeitschrift erscheinen lassen durfte.

Von den verschiedenen Wegen, die man dabei einschlug, interessiert hier nur der journalistische. Da man eigene Journale nicht besaß, so mußte man sich an schon bestehende wenden. Man suchte sich in das Lager der größeren Zeitschriften zu drängen, um zunächst, von dem Schein ihrer Lagerfeuer beleuchtet, bekannt zu werden. Gar bald aber zündete man im fremden Lager ein eigenes Feuer an, das immer lustiger flackerte und das eigentliche Lagerfeuer zu verdunkeln begann. Da regte sich der Neid. Es kam zum Kampf zwischen den Alteingesessenen und den romantischen Eindringlingen. Diese verließen plötzlich die fremden Plätze, kamen zusammen und bildeten ein eigenes Lager. Schnell flammte auch hier ein Feuer empor. Alle Romantiker führten ihm mit Ungestüm Nahrung zu, so daß es kräftig emporloderte. Da erblaßten vor diesem hellen Glanze die Lagerfeuer der Gegner. Das Unkraut aber, das in Mengen umherwucherte, wurde im Nu ergriffen und verzehrt. Aber die Kraft des Feuers ließ bald nach. Die Romantiker hatten es mit zuviel Ungestüm entfacht. Sie hatten sich verausgabt und fanden keine rechte Nahrung mehr. Da fiel das Feuer in sich zu-

ſammen. Einige Zeit flackerte es noch, dann erloſch es ganz. Aber es hatte nicht umſonſt gebrannt. Viel Unkraut hat es verderbt, viele Edle erwärmt, manche neuen Wachtfeuer deutſchen Geiſtes durch ſeine weithin ſprühenden Funken entzündet.

Als die Frühromantik mit dem Beginn der neunziger Jahre auf die Bühne der Welt trat, fand ſie die Welt zerſpalten. Die Aufklärung hatte die Gemüter in Feſſeln zu ſchlagen verſucht, und zwar beſonders in Norddeutſchland, in Berlin, mit großem Erfolg. Aber es war ihr in dem Klaſſizismus ein mächtiger Gegner entſtanden, der ihr hauptſächlich in Weſtdeutſchland die Herrſchaft ganz aus den Händen genommen hatte. Beide Weltanſchauungen ſuchten die Sympathien der Menge, im beſſeren Sinne des Wortes, zu erwerben, und zwar ebenfalls beide nicht zuletzt durch Journale. Da ſich nun die Romantiker in den Zeitſchriften der Welt vorſtellen wollten, ſo ſtanden ihnen die beiden vorgezeichneten Wege offen. Sie haben ſie beide betreten, um zu ihrem Ziele zu gelangen.

Ehe wir aber die einzelnen Zeitſchriften nach Beiträgen der Frühromantiker durchforſchen, müſſen wir zunächſt einmal die Tendenzen dieſer neuen Schule kurz entwickeln: Die Romantik tritt als eine Reaktion auf Aufklärung und Klaſſizismus in die Welt. Der Rationalismus hatte dem nüchternen Verſtande die alleinige Herrſchaft eingeräumt und rückſichtslos alles zu vernichten geſucht, was ſich ihm nicht unterordnen, ſich nicht von ihm begreifen laſſen wollte. Gegen dieſe Geiſtesrichtung kämpft die Romantik an, indem ſie beſonders das Gefühl in den Vordergrund geſtellt wiſſen will. Sie kommt in der franzöſiſchen Revolution mit der Aufklärung zuſammen. Während dieſe aber zur Revolution hinführte, ſieht jene in ihr den endgültigen Bruch mit der Vergangenheit. Dieſer Bruch iſt aber in offenkundiger Weiſe nur in Frankreich gewagt worden, in Deutſchland, dem eigentlichen Sitz der Romantik, ſchien alles beim alten bleiben zu wollen. Dagegen arbeiteten die Romantiker mit aller Kraft, um wenigſtens im Geiſtesleben einen Bruch mit der Vergangenheit und Gegenwart zu erzeugen. Der Herold dieſer mehr revolutionären Ideen iſt Fichte in ſeiner erſten Entwicklungsperiode, aber auch Fr. Schlegel ſteht ihm nicht viel nach. Man fordert vor allem Freiheit des Einzelnen. Jeder ſoll das Recht haben, ſeine Individualität zur Geltung zu bringen, mag dieſe nun

sein wie sie wolle. „Originalität und Genialität" sind wieder die Schlagworte. Der Zwang, der aber damals allen Geistern aufgelegt wurde, war der nüchterne Verstand. Gegen ihn richtet sich daher der erbitterte Kampf der Frühromantik. An seine Stelle setzt sie das Gefühl und mit diesem jene Seite des Seelenlebens, die durch keine Schranken eingeengt zu werden vermag, die Phantasie, die nun alle Gebiete des Lebens, besonders Wissenschaft und Kunst beherrscht.

Da die Romantiker meist Dichter waren, so erstreckte sich ihr Interesse besonders auf die Literatur. Gerade hier fanden sie aber eine Plattheit und Nüchternheit, die ohne weiteres zum Kampfe herausforderten. Indem die Romantiker diesen Streit kühnes Mutes begannen, näherten sie sich dem Klassizismus, der ihnen sonst ihres ausgesprochenen Subjektivismus wegen nicht kongenial war, ja sie gingen sogar über das Xenienstrafgericht hinaus, indem sie planmäßig und mit gelehrten Mitteln vorgingen. Sie gossen zwar auch genügend Hohn und Spott auf die Schöpfungen der Mittelmäßigkeit aus, aber sie schufen vor allem Grundsätze zur Beurteilung literarischer Werke und legten den Grund zu der ästhetischen Kritik, die erst seit der Romantik emporgeblüht ist.

Dieser negativen Kritik der bestehenden literarischen Zustände entsprach bei den Romantikern auch sonst ein vollkommen passives Verhalten der Gegenwart mit all ihren Fragen über Politik, Religion usw. gegenüber. Die jungen Träumer und Idealisten taugten nicht für die allzu reale Welt, sie sehnten sich vielmehr nach einer Zeit, in der ihre Kunstanschauungen verwirklicht werden konnten, in der das Leben selbst Poesie werde. Dieses Ideal glaubten sie endlich in dem Mittelalter mit all seinem Glanz des Ritterlebens und der Poesie der fahrenden Sänger gefunden zu haben. In diese Zeit versenkten sie sich mit größter Liebe und haben uns dadurch manch herrliches Literaturdenkmal erhalten. Zugleich aber legten sie besonders unter Führung der Brüder Grimm die Grundlage zu einer neuen Wissenschaft, der germanischen Philologie.

Die ästhetische Kritik einerseits und die historischen Studien andrerseits führten die Romantik, durch die Gunst der Zeitlage unterstützt, zur Begründung einer ferneren Wissenschaft und zur Vervollkommnung einer bereits bestehenden Kunst. Indem man

nämlich die deutschen Dichtungen der Gegenwart und Vergangenheit kritisch beleuchtete, kam man bald darauf, auch die Literaturen anderer Völker mit in den Kreis der Betrachtungen zu ziehen. In Zusammenhang damit gelangte man auf der einen Seite zu jener Kunst, in der die Romantik ihren Gipfel erreichte, zu der Kunst der poetischen Übersetzung von Dichtungen aller Völker und Zeiten, auf der anderen Seite aber zur Begründung jener Wissenschaft, die man die Geschichte der Literatur nennt.

Je mehr sich aber die Romantiker mit dem Studium des Mittelalters und mit den Literaturen besonders der romanischen Völker beschäftigten, um so weniger konnten sie sich jener Macht entziehen, die in dieser Zeit und bei diesen Völkern das gesamte Geistesleben beherrschte, nämlich den Einflüssen der katholischen Kirche. Hinzu kam noch, daß der phantasievolle Kultus und die imponierende Zentralisation dieser Kirche den romantischen Gefühlen sehr entgegenkamen. Die Romantik zeigt daher von früh an ein Sympathisieren mit der katholischen Kirche, das sich endlich bis zu ausgesprochener ultramontaner Gesinnung steigerte.

Wenden wir uns nun wieder dem Thema dieser Abhandlung zu und fragen wir, in welchen Zeitschriften die Frühromantiker das Publikum für diese Tendenzen zu interessieren suchten. Daß sie sich dabei sowohl den Journalen des Klassizismus, als auch denen der Aufklärung bedienten, ist schon gesagt. Inwieweit hierbei im einzelnen bewußte Spekulation oder Spiel des Zufalls beteiligt waren, mag dahingestellt bleiben. Sicher aber ist, daß die Lebensumstände der einzelnen Romantiker zum Teil von ausschlaggebender Bedeutung gewesen sind, besonders auch deswegen, weil die Romantiker jener Tage noch nicht ganz mit sich selbst fertig waren und sich gern von den Männern beeinflussen ließen, mit denen sie gerade in Berührung standen.

Recht deutlich zeigt sich das an A. W. Schlegel. Er war in Hannover geboren und groß geworden. Seine akademischen Studien führten ihn nach Göttingen und damit in den Kreis von Dichtern und Gelehrten, der auch damals schon die „Göttingischen gelehrten Anzeigen" herausgab. Bereits im Jahre 1789 (Gött. gel. Anz. 1789 St. 162) erschien von ihm eine allerdings ganz knapp gehaltene Anzeige von dem achten Bande der Göschenschen

Goetheausgabe. Bedeutend eingehender beſprach er 1790 (Gött. gel. Anz. 1790 St. 93, 154) den ſechſten und ſiebenten Band derſelben Ausgabe, und zwar den „Torquato Taſſo“ und das „Fauſtfragment“. Nach einigen einleitenden Bemerkungen, in denen Schlegel ſeine Verwunderung darüber ausſpricht, daß noch niemand den Charakter eines wirklichen Dichters zum Gegenſtand ſeiner dichteriſchen Darſtellung gemacht habe, deutet er in der Kritik des Dramas an, wie es Goethe verſtanden habe, die Individualität des Taſſo auf Grund eines ausführlichen Studiums treu und wahr und dadurch lebendig zu geſtalten. Der dramatiſche Bau des Stückes ſei ſehr einfach und enthalte nur ſoviel Handlung, als gerade zur Charakteriſierung der Perſonen notwendig ſei. Alle unerwarteten Ereigniſſe ſeien weggelaſſen, weil alle Verwicklungen wie ſelbſtverſtändlich aus dem Kontraſt zwiſchen den Charakteren des Taſſo und des Antonio hervorgingen. Das Stück ſelbſt aber ſei wohl kaum für die Bühne geſchrieben, denn, ſo ſagt Schlegel wörtlich, „ein Schauſpiel, das ſich mehr durch Schönheiten des Details, durch Feinheit und Eleganz des Dialogs, durch Sittenſprüche, die mit attiſcher Urbanität vorgetragen ſind, als durch frappante Szenen, durch Kühnheit und Kraft auszeichnet, muß auch notwendig auf den Leſer ſtärker wirken als auf den Zuſchauer“. Auch mit der Schilderung der handelnden Perſonen iſt Schlegel nicht ganz zufrieden. Keine der Perſonen, ſelbſt Taſſo nicht, ſeien ſo gezeichnet, daß einem ihr Wohl und Wehe ſehr zu Herzen gehe. — Man ſieht aus dieſer Rezenſion, daß Schlegel die dramatiſchen Schwächen des Stückes erkannt hat, aber man bemerkt auch, daß es ihm noch nicht gelingen will, ſie klar darzuſtellen. Etwas angenehmer berührt den Leſer die Kritik des Fauſtfragmentes. Hier ſtellt Schlegel den Charakter des Fauſt recht geſchickt dar und bietet eine kurze Inhaltsangabe des Fragmentes. Am Ende ſchildert er Goethes dichteriſche Eigenart. Dabei hebt er beſonders die Freiheiten hervor, die ſich Goethes Genie nicht zum Nachteil des Dramas geſtatten dürfe, und ſchließt mit dem Gedanken, daß Goethes überlegener Geiſt eben immer das Rechte treffe.

Weniger glücklich ſind die Berichte über Schillers „Thalia“ (1789 St. 162; 1790 St. 165; 1791 St. 70). Beſonders im Anſchluß an die Gedichte „An die Freude“, „Freigeiſterei der

Leidenschaft" und „Resignation" spricht er dem Dichter zwar Tiefsinn und eine kühne Hand zu, aber er tadelt auch manche Inkorrektheiten und Dunkelheiten und verlangt mehr Behutsamkeit, die vor Willkür schütze.

Wenn man nach dem Gesagten ein allgemeines Urteil über die Schlegelschen Rezensionen zusammenfassen will, so muß betont werden, daß sie einen künstlerischen Geschmack und einen nicht unbedeutenden kritischen Verstand gar wohl zeigen; aber besonderes Genie, sowie ungewöhnliche Tiefe verraten diese Erstlingswerke noch nicht.

Die Göttinger Zeit brachte A. W. Schlegel bald auch in innige Beziehung zu Bürger, dessen gelehriger Schüler er längere Zeit war. Bürger fand Wohlgefallen an dem so reich begabten jungen Mann und lud ihn ein, mit an seinem Journal, der „Akademie der schönen Redekünste", zu arbeiten. Die Beiträge, die Schlegel hierzu geliefert hat, zeigen nicht nur einen bedeutenden Fortschritt in ästhetisch-kritischer Beziehung, sondern bedeuten bereits ein entschiedenes Einlenken in typisch romantische Bahnen. An erster Stelle sei daher sein Artikel „Über des Dante Alighieri göttliche Komödie" (1791 I. 3. 239—301), genannt. Eingehend schildert Schlegel hier die Zeitverhältnisse, in denen der Dichter gelebt hat, um aus diesen die Erklärung seiner erhabenen Dichtung zu finden. Wir erkennen, wie all seine Schicksalsschläge während der politischen Wirren in Florenz und Italien sich in der göttlichen Komödie widerspiegeln, wir sind zu gleicher Zeit auch gerührt und erfreut, wie ein Mann in solcher Lebenslage ein so unvergängliches Werk hat schaffen können, wie er mit bewunderungswürdigem Freimut die Wahrheit nicht scheute, obgleich er doch allein auf Barmherzigkeit der Menschen angewiesen war.

Seinen geistreichen Ausführungen läßt Schlegel Übersetzungsproben und eine Inhaltsangabe des ganzen Gedichtes folgen. Der Artikel zeigt deutlich die Vorliebe der romantischen Schule für die Dichtungen der romanischen Literatur. Er weist schon ein tieferes literaturgeschichtliches Verständnis auf. Die Art und Weise, wie Schlegel die Aufgabe einer Biographie auffaßt, ist mustergültig. Wenn er trotzdem Dante nicht in allem gerecht wird, so liegt das einesteils schon an der Kürze des Aufsatzes, andernteils aber daran

— wie er selbst sagt —, daß ihm zu wenig Quellen zugänglich waren. In seiner Übersetzung lehnt er sich streng an das Original an, wenn er sich auch in der Behandlung der Reime viel Freiheit gestattet.

Auch der Kritik moderner Dichter wandte sich Schlegel in Bürgers „Akademie" zu. Wir lesen hier eine Rezension über Schillers „Künstler". (1791 St. 2. S. 127 ff.) In ihr zeigt sich Schlegels kritisches Talent schon sehr deutlich. Die Zerlegung des Gedichtes und die Herausarbeitung des Gedankenganges zeugen von einem kritischen Scharfsinn, der die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenken mußte. Der Vortrag ist außerordentlich gewandt. Wenn Schlegel auch etwas zu sehr auf Einzelheiten achtet und etwa einige unechte Reime Schillers oder kleine Unklarheiten herausgreift, so muß man doch anerkennen, daß er der Pracht der Sprache, sowie dem ganzen Aufbau des Gedichtes das größte Verständnis entgegenbringt. Selbst Schiller hat diese Rezension in einem Briefe an Schlegel „geistreich" genannt und gesagt, daß er mit einem solchen Leser und Kritiker wohl einverstanden sei. (Briefe Schillers und Goethes an A. W. Schlegel, hrsg. v. Böcking, S. 4.)

Gleichsam ein Produkt aus Bürgerscher Anregung und der Einwirkung Schillerscher Dichtungen ist ein Gedicht im ersten Stück der „Akademie" (1790. I. 1. 23—46), das, leider in etwas langatmiger Weise, die Ariadnesage in Versen darstellt. Bürger hat sich über das Gedicht sehr gefreut und es eine „griechische Ballade" genannt. An Schiller erinnert der höhere Schwung der bilderreichen Sprache, die hier allerdings manchmal mehr äußeren Glanz als inneren Reichtum zeigt. Das Gedicht ist in Stanzen abgefaßt und, wie schon gesagt, nicht frei von Mängeln. Trotzdem muß man es zu den besten poetischen Erzeugnissen rechnen, die Schlegel in seiner ersten Periode hervorgebracht hat.

Weniger die Empfehlung Bürgers, als vielmehr die Stellung zu Schiller, wie sie sich in der „Akademie der schönen Redekünste" zeigt, brachte A. W. Schlegel gar bald in regere Beziehung zu diesem Dichter, der schon Ende 1795 in einem Briefe den Wunsch ausspricht, Schlegel möchte doch ganz nach Jena ziehen. So ganz uneigennützig war diese Einladung Schillers indessen nicht. Er war dem Romantiker zu Dank verpflichtet und hoffte gewiß auch

fernerhin noch recht tatkräftige Unterstützung seiner Zeitschrift, den Horen, zu deren Mitarbeiter er Schlegel durch die Vermittlung Körners gewonnen hat. Durch die Verbindung mit Schiller lernte Schlegel ein Journal ganz eingehend kennen, das in seiner epochemachenden Eigenschaft auf lange Zeit das Vorbild auch der meisten frühromantischen Zeitschriften blieb.

Das Neue an den „Horen" war ihre Tendenz. Die neue Zeitschrift sollte vor dem „Dämon der Staatskritik" und dem Thema „Religion" bewahrt bleiben. Ihr Ziel sollte vielmehr sein „die politisch geteilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit zu vereinen". Schiller widmete sie daher in der Einladung zur Mitarbeit „der schönen Welt zum Unterricht und zur Bildung und der gelehrten zu einer freien Forschung der Wahrheit und zu einem fruchtbaren Umtausch der Ideen".

Schon aus Bürgers „Akademie der schönen Redekünste" war zu ersehen, wie A. W. Schlegel sich dem Geiste Schillers beugte. Sein Briefwechsel vor der Übersiedlung nach Weimar läßt fast eine Unterwürfigkeit Schiller gegenüber erkennen. Auch seine Horenbeiträge geben weitere Beweise dafür, wie er sich zeitweise ganz den Anregungen dieses Dichters hingab. Am besten sieht man das in Schlegels Artikel: „Briefe über Poesie, Silbenmaß und Sprache" [1]), obgleich auch er schon den Verfasser als Romantiker charakterisiert. Wenn diese Arbeit, zu der Schlegel durch Schillers Aufsatz „Über naive und sentimentalische Dichtung" angeregt worden ist, auch eine ganz beachtenswerte Leistung bedeutet, so fand sie doch wenig Anerkennung. (Vgl. Körner an Schiller, Briefwechsel III. 310, 312.) Das Bestreben des Verfassers, möglichst Eigenes zu bieten, aber dabei Schillers Gedanken gebührend zu berücksichtigen, führten zu einer gequält trockenen Darstellungsweise.

Wichtiger für den Romantiker Schlegel ist ein anderer Artikel [2]), der sich nur gering von dem schon besprochenen Beitrag in Bürgers „Akademie" „Über des Dante Alighieri göttliche Komödie" unterscheidet. Auch er bringt, wenn auch reichlichere, Übersetzungsproben, die durch verbindenden Text in Zusammenhang stehen. Die Verse

[1]) (I. 11. 77—102; II. 1. 54—73; II. 2. 56—73.)
[2]) (I. 3. 22—69; I. 4. 1—13; I. 7. 31—49.)

unterscheiden sich von den früheren fast nicht, nur hier und da ist etwas gefeilt worden.

Neben der Vorliebe für die südeuropäische und besonders für die italienische Poesie zeigen Schlegels Beiträge schon deutlich das Hinwenden zu dem größten Dichter des Nordens, zu Shakespeare. Es sind verschiedene Artikel da, die sich mit ihm beschäftigen, und in allen erkennt man den bedeutendsten Übersetzer und Kunstkritiker der Romantik im voraus. In dem Aufsatz: „Etwas über William Shakespeare bei Gelegenheit Wilhelm Meisters" (II. 4. 57—112) geht der Verfasser von der Hamletbesprechung in Goethes Roman aus und zeigt, daß Shakespeare der am meisten gepriesene, aber auch am meisten geschmähte Schriftsteller aller Zeiten sei. Das komme daher, daß man ihn nicht kenne und nicht in der Lage sei, seinen Geist aufzufassen und zu verstehen. Nach einer ausführlichen Besprechung Hamlets kommt Schlegel auf die Notwendigkeit einer neuen Übersetzung und meint, selbst die Menschen, die Englisch verstünden, könnten doch die Schönheiten und die zarten Abschattungen des Ausdrucks nicht erkennen. Auch Übersetzungen eines Wieland, Herder, Eschenburg usw. vermöchten diese Mängel nicht zu beseitigen; denn man müsse — und das ist der Fortschritt — eine Übersetzung in Versen liefern, das verlange schon Shakespeares Streben nach allseitiger Individualisierung. Durch die Verschiedenheit der metrischen Behandlung und den Wechsel von gebundner und ungebundner Rede werde die Eigenart der einzelnen Personen, der einzelnen Momente gezeigt, dabei habe der Übersetzer auf Gedrungenheit des Ausdrucks und mehr auf sinngemäße als nur wörtliche Übertragung zu achten.

So einfach und selbstverständlich uns diese Ausführungen heute erscheinen mögen, so waren sie doch in jener Zeit eine Tat, die man nur bewundern kann, und durch sie und die praktischen Ausführungen, die Schlegel folgen ließ, hat er sich einen Denkstein für alle Zeiten gesetzt. Schon in den Horen selbst trat er mit einigen Proben vor die Öffentlichkeit. Er ließ dort Bruchstücke aus seinen Übersetzungen der Dramen „Romeo und Julia", „Sturm" und „Julius Cäsar" erscheinen.

An eines dieser Dramen knüpft A. W. Schlegel in einem weiteren Horenartikel „Über Shakespeares Romeo und Julia"

(III. 6. 18—48) an, und zwar diesmal in seiner Eigenschaft als Kunstkritiker. Man kann diesen Beitrag gewissermaßen einen Kommentar nennen, der den Leser in das rechte Verständnis dieses übrigens zuerst übersetzten Stückes einführen soll. In der allgemeinen deutschen Biographie heißt es: „Es ist die erste von unbedingter Bewunderung erfüllte Analyse eines Shakespeareschen Stückes, die wirklich objektiv in den Geist und die Schaffenskraft des fremden Künstlers eindrang." Zu bewundern ist es, mit welch feinem Gefühl Schlegel das Stück zergliedert und die Haupt-, sowie die wichtigsten Nebencharaktere herausschält. Wir erkennen daraus, ähnlich wie in der Hamletbesprechung in „Wilhelm Meister", die Eigenheit der dramatischen Kunst des großen Briten, dessen höchste Kraft in der dramatischen Gestaltung lag, so daß er selbst aus einer ganz wertlosen Erzählung ein Kunstwerk von der Art des „Romeo und Julia" schaffen konnte. Auch einzelne besondere Feinheiten weiß Schlegel mit scharfem Blick aufzufinden. So wenn er sagt, es sei äußerst geschickt, gleich in der Exposition die unerbittliche Feindschaft der beiden Familien vorzuführen; denn in ihr liege der Angelpunkt des ganzen Stückes. Auch die einzelnen Charaktere seien meisterhaft gestaltet, und sie allein führten in steter Folgerichtigkeit die Handlung vorwärts und zum Abschluß.

Überhaupt zeigt es sich, daß Schlegel ganz besonders dafür begabt war, sich in den Shakespeareschen Geist hineinzuleben und ihn uns nahe zu bringen. — Der aufmerksame Leser jenes Aufsatzes merkt übrigens bald, daß ihm nicht überall Schlegelscher Stil begegnet. Er findet nämlich an manchen Stellen eine Weichheit des Ausdrucks und eine Tiefe des Gefühls, die Schlegel in diesem Grade nicht eigen war. Hier hat ihm seine Gattin, Karoline, hilfreich und mit Geschick zur Seite gestanden.

Während Schlegel in der „Akademie der schönen Redekünste" der einzige Romantiker war, der Beiträge lieferte, sehen wir unter der Mitarbeiterschaft der Horen manchen, den man später im Kreis der Romantiker wiederfindet. Unter diesen ist in erster Linie der Philosoph Johann Gottlieb Fichte zu nennen. Er lebte seit 1794 in Jena. Es ist daher kein Wunder, daß auch er von Schiller um Beiträge angegangen worden ist. Wir finden aber nur im ersten Bande eine Betrachtung von ihm, mit der für ihn

charakteristischen Überschrift: „Über Belebung und Erhöhung des reinen Interesses für Wahrheit."

Das Streben nach Wahrheit und das Bekennen derselben, ungehindert durch die Meinung der Welt, vielmehr gerechtfertigt durch die Freiheit, die jedes Individuum beanspruchen kann, war eine Haupttendenz der Romantik, besonders in ihrer frühesten Periode. Fichte steht diesen Gedankengängen ganz besonders nahe, wenn er ausführt: Das Interesse für Wahrheit gründe sich auf einen in uns liegenden Trieb, könne also nicht erzeugt, sondern nur erhöht werden. Hauptbedingung sei die sittliche Freiheit. Erhöhen könne man das Interesse, den Trieb nach Wahrheit, indem man diesen Trieb befriedige, das erreiche man aber nur, wenn man erstens jedes Interesse entferne, das diesem entgegenwirke, und wenn man zweitens jeden Genuß suche, der ihn stärke. Bei diesem Streben nach Wahrheit könne man irren. Deshalb sei man immer noch Wahrheitsfreund. Aber man habe die Pflicht, seinen Irrtum nach besserer Erkenntnis einzugestehen. Wer dagegen eigenwillig auf seinem Standpunkt beharre, dem gelte die Eigenliebe mehr als das Interesse an der reinen Wahrheit. Zu solchem Beharren veranlasse den Menschen außerdem die Trägheit des Geistes und die Bequemlichkeit, sich die Ruhe seines Geistes nicht stören zu lassen. Diese Trägheit führe zur Gleichgültigkeit. Dem Wahrheitsfreund dürfe es aber nicht gleichgültig sein, ob er von einem Dinge die Wahrheit kenne oder nicht. Das Streben nach Wahrheit gewähre nämlich auch einen moralischen Genuß. Es verschaffe dem Menschen im Gegensatz zur stürmenden Außenwelt Ruhe im Innern. Diese würde ihm erhalten bleiben, selbst wenn ihn sein Streben endlich dahin führe, daß es überhaupt keine Wahrheit und Gewißheit gäbe. Ruhig bleibe der Wahrheitsfreund auch darüber — und hier stellt Fichte einen Satz auf, den die Romantiker und besonders die Brüder Schlegel recht deutlich auf ihren Schild geschrieben hatten — was andere zu seinen Überzeugungen sagen: Wenn er sich nur selbst gewiß sei, dann könne er die ganze Welt gegen sich haben. Mit nochmaligem Hinweise darauf, daß die selbst erhöhte Wahrheitsliebe auch moralisch von hohem Werte sei, schließt Fichte seinen nicht allzulangen Aufsatz.

Auch eine Schriftstellerin aus dem Kreise der Romantik, Sophie

Mereau, die spätere erste Gemahlin Brentanos, lieferte Beiträge zu den Horen. Sie schrieb mehr zu dem Zwecke der Unterhaltung als der wissenschaftlichen Belehrung. Dementsprechend sind auch die Beiträge, die sie geliefert hat. Sie sind überschrieben: „Nathan", „Aus dem Decameron des Boccaz", „Karl von Anjou, König von Neapel", „Briefe von Amanda und Eduard", „Das Lieblingswörtchen Wiedersehen".

Während noch die Horen erschienen, begann Schiller die Herausgabe seines Musenalmanachs und lud noch einmal die Romantiker zur Mitarbeit ein. Auch hier erscheint Sophie Mereau mit einer ganzen Anzahl Gedichte und ebenfalls A. W. Schlegel. Seine zwölf Gedichte, die zum Teil schon früher entstanden waren, findet man in den Jahrgängen 1796—99. Sie erinnern zwar in manchem noch an Bürger, weisen aber auch deutlich auf Schiller hin, der Schlegel wohl als ein Vorbild vor Augen stand. Die Form der Balladen und Romanzen, die Schlegel meist benutzt, ist gleich ein beredtes Beispiel dafür, ebenso das Hinwenden zu altgriechischen Stoffen. Es dürfte wohl nicht falsch sein, wenn man vermutet, Schlegel habe seine Romanze „Arion" im Hinblick auf die „Kraniche des Ibykus" geschaffen. Daß er sich übrigens stark nach Schiller richtete, ergibt sich schon daraus, daß er sich immer erst Schillers und Goethes Beiträge zum Almanach erbat, ehe er die seinigen schickte. (Vgl. Haym S. 150.) Die Anlehnung an Schiller ging so weit, daß Schlegel dasselbe Motiv, das jener in „den entführten Göttern" benutzt hatte, in „den Antiken von Paris" ausführte. Trotzdem erkennt man bei näherer Betrachtung der Schillerschen und Schlegelschen Dichtungen gar manche Unterschiede. Schlegel ist kein produktiver Geist. Er bearbeitet den Stoff mehr, als daß er ihn künstlerisch umgestaltet. Daraus erklärt es sich auch, daß er immer kein Ende finden kann, zieht sich doch sein „Pygmalion" durch sechzehn Seiten und sein „Prometheus" durch vierundzwanzig Seiten hindurch. Zwar zeigt sich Schlegel als Meister der metrischen Form und der Technik der Poesie überhaupt, aber seine Verse sind zu elegant, als daß sie an die Schillerschen heranreichen könnten. Auch versteht er es nicht so, das Symbolische aus den alten Mythen herauszuholen wie Schiller, sondern baut aus ihnen lange Erzählungen, die er mit einer Unmenge Einzelheiten auszuschmücken versucht. Selbstver-

ständlich empfanden die dichterischen Größen jener Zeit diesen Mangel ebenfalls, in einem Briefe Körners an Schiller (IV. 119) heißt es: „Ich werde immer mehr von Schlegels Mangel an produktiver Phantasie überzeugt. Er ist zum Übersetzer geboren."

Schiller hatte A. W. Schlegel als einen Menschen kennen gelernt, dessen Arbeiten jeder vornehmen Zeitschrift zur Ehre gereichen mußten. Er hatte dabei auch sicher beobachtet, daß die Hauptkraft dieses Romantikers nächst der Übersetzungskunst besonders auf dem Gebiete der ästhetischen Kritik zu suchen sei. Er verschaffte ihm daher Eingang in die „Allgemeine Literaturzeitung" in Jena und eröffnete damit den Romantikern das Journal, in dem sie ihre Ideen zum letzten Male auf fremdem Boden verkündeten, um dann selbständig, den alten Boden unter sich zerstampfend, im Lande eigener Organisation ihre Lehren zu vertreten. Die „Allgemeine Literaturzeitung" war im Jahre 1785 von Christian Gottfried Schütz gegründet und durch die Sympathien besonders auch Goethes zum ersten und vornehmsten kritischen Journal jener Zeit geworden. In philosophischer Beziehung lehnte es sich streng an die Kantsche Lehre an. Von diesem und vom ästhetischen Standpunkte aus hätte man keinen Romantiker unter die Mitarbeiter aufnehmen dürfen. Man tat es dennoch, da man ihre Tendenzen noch nicht allgemein erkannte. Mit A. W. Schlegel konnte Schütz zunächst sehr zufrieden sein; denn dieser war nicht nur der fleißigste, sondern auch einer der geistreichsten Mitarbeiter. Er hat in den drei Jahren seiner Tätigkeit an diesem Institut, unterstützt von seiner Frau, gegen dreihundert Rezensionen geliefert, unter denen ganz bedeutende sind. Durch Schiller war er zunächst beauftragt worden, eine Kritik des poetischen Teils der Horen zu liefern. Er entledigte sich dieser schwierigen Aufgabe mit großem Geschick, indem er einen sicheren Blick für das Schöne bewies, das Charakteristische hervorhob, sich aber auch nicht scheute, auf das weniger Geglückte, auch wieder in sehr feiner Form, aufmerksam zu machen. Goethes „Episteln" und „römischen Elegien" weiß er viel Gutes nachzurühmen, besonders die letzteren erfreuen ihn durch die glücklich getroffene Mischung von Originellem und Antikem. Von den Schillerschen Gedichten hebt er vor allem den „Spaziergang" und das „Reich der Schatten" lobend hervor und preist

insbesondere ihre Einheit, sowohl lyrisch, als auch philosophisch betrachtet. Unter der Menge der anderen Rezensionen ragen zwei hervor, nämlich die über „Vossens Homerübersetzung“ (1796, Nr. 262), und die über „Hermann und Dorothea“ (1797, 393). Die erste legt Zeugnis davon ab, wie tief A. W. Schlegel auch in den Geist der homerischen Poesie eingedrungen ist. Mit überzeugenden Worten rühmt er zunächst der deutschen Sprache den Vorzug einer vielseitigen Bildsamkeit nach, wodurch sie allein vor allen anderen Sprachen geeignet sei, die griechischen Poesien zu übersetzen. Dann stellt er die einzelnen Forderungen auf, die an den Übersetzer zu richten sind, und legt die Grundsätze dar, von denen er bei seinem schwierigen Werke ausgehen muß. Er gibt damit zugleich ein Muster, an das sich alle Rezensenten poetischer Übersetzungen halten konnten. Für seine Zeit noch bedeutender war die Kritik von „Hermann und Dorothea“. Da sie kurz nach dem Erscheinen dieser Dichtung veröffentlicht wurde, so hat sie viel zum allgemeinen Verständnis und zur Verbreitung derselben beigetragen. Schlegel legte in ihr seine Ideen über das eigentliche Wesen des Kunstepos klar dar und zeigte vor allem den Unterschied zwischen diesem und der Kunstepopöe. Dabei charakterisierte er die ursprünglich epische Gattung und ging dann zu der Frage über, wie der Dichter Goethe die Aufgabe gelöst habe, jene in unserem Zeitalter und unseren Sitten einheimisch zu machen. — Die Rezensionen des Jahres 1799 verlieren dann sehr rasch an Bedeutung, bis Schlegel sich selbst von der Zeitschrift lossagte. Die Gründe hierfür werden später ausgeführt werden.

Charakteristisch ist der Umstand, daß in den vorgenannten Zeitschriften eigentlich nur A. W. Schlegel aufgetreten ist, dieser allerdings mit einer bedeutenden Menge von Beiträgen. Die andern Romantiker haben sich mehr auf dem andern großen Wege jener Zeit unter die Aufklärer gemischt, um dort ihre Ideen bekannt zu machen, ja um bereits eine gewisse Herrschaft auf ihre Umgebung auszuüben. Die Aufnahme unter die Mitarbeiter rationalistisch stark beeinflußter Zeitungen gelang verhältnismäßig leicht. Friedrich Schlegel lebte in der Mitte der neunziger Jahre noch einzig und allein seinen griechischen Studien. Seine Arbeiten über diesen Stoff nahmen ihm die Aufklärer gern ab. So erschienen in Biesters

Monatsschrift die beiden Artikel „Von den Schulen der griechischen Poesien“ (1794, B. 24, S. 378—400) und „Vom ästhetischen Werte der griechischen Komödie“ (ebd. S. 485—505) und in der Leipziger „Monatsschrift für Damen“: „Über die Darstellung der weiblichen Charaktere in den griechischen Dichtern“ (1794, B. 4). Als der Verfasser sich dann in rein romantisches Fahrwasser begab, suchte er auch in den Zeitschriften Aufnahme zu finden, für die sein Bruder arbeitete. Die Verweigerung dieses Wunsches wurde Anlaß zu dem ersten heftigen Kampfe, der kurz darauf zur völligen Emanzipation der Romantik führte. Ehe es soweit kam, fand Schlegel in einem anderen Blatt Gelegenheit, sich zu rächen. Die Spalten wurden ihm um so bereitwilliger geöffnet, da der Redakteur von gleichem Groll erfüllt war. Diese Zeitschrift war Reichardts Journal „Deutschland“. Die Beiträge Fr. Schlegels sind besonders deswegen so interessant, weil sie den Romantiker in der allerersten, fast noch unreifen Periode seines romantischen Lebens zeigen. Vorläufig war er bloß von dem ungeheuren Drang erfüllt, das Elende in der literarischen Welt zu zertrümmern, und wenn möglich, etwas Besseres an die Stelle des Alten zu setzen. Aber noch fehlte ihm die Richtung, in die ihn sein ungestümes Innere endgültig treiben sollte. Darum tastete er unsicher hin und her. Was Wunder, daß er — von der Aufklärung herkommend — sich einem Journal anschloß, das wegen seiner republikanischen und demokratischen Tendenzen allgemein bekannt war. Frei und offen trat er denn bald mit seinen Ideen vor die Öffentlichkeit und publizierte den Artikel „Versuch über den Begriff des Republikanismus. Veranlaßt durch die Kantische Schrift zum ewigen Frieden“. Daß Fr. Schlegel hier dem Republikanismus das Wort redet, braucht uns aus dem oben Erwähnten nicht zu wundern. Die Wogen der Zeit hatten eben damals viele Köpfe in dieser Richtung beeinflußt. Aber selbst ohne die Zeitstimmung wäre Schlegels Anschauung nicht auffällig, mußte doch gerade er durch seine Studien des griechischen Altertums die republikanische Staatsform als die einzig wahre anzuerkennen gelernt haben.

In seinem Artikel knüpft er an Kants Worte an: „Die bürgerliche Verfassung in jedem Staate soll republikanisch sein.“ — Er führt diesen Gedanken ganz konsequent durch, weicht aber doch mehrmals

von Kant, den er sonst sehr verehrt, ab; so ist er mit dessen Definition und Deduktion des Begriffs Republikanismus nicht einverstanden. Er will ihn prinzipieller begründen. Darum versucht er, eine „Deduktion des Republikanismus" und eine politische Klassifikation a priori zu geben. Im Anschluß an Fichte geht er von dem Satze aus: Ich soll sein. Aus dem theoretischen Datum, daß dem Menschen auch das Vermögen der Mitteilung zukomme und daß die menschlichen Individuen durchgängig im Verhältnis des gegenseitigen natürlichen Einflusses wirklich stehen, folgert er, daß der Satz: Ich soll sein, nun lauten muß: „Gemeinschaft der Menschheit soll sein, oder das Ich soll mitgeteilt werden." Darum nennt er auch jede menschliche Gesellschaft, deren Zweck Gemeinschaft der Menschheit ist, Staat: „Da aber das Ich nicht bloß im Verhältnis aller Individuen, sondern auch in jedem einzelnen Individuo sein soll, und nur unter der Bedingung absoluter Unabhängigkeit des Willens sein kann, so ist politische Freiheit eine notwendige Bedingung des politischen Imperativs und ein wesentliches Merkmal zum Begriff des Staates." Da nun die politische Freiheit und mit ihr die fundamentale Geltung des allgemeinen Willens nur in einer demokratischen Republik möglich ist, so ist diese die allein vernünftige Staatsform. Der absolut allgemeine Wille kann aber nur in der Welt der freien Gedanken existieren und wird in der Erfahrung nie vorkommen. Man muß daher zu einem Surrogat greifen, und das ist der Wille der Mehrheit. Interessant ist hier zu lesen, daß Fr. Schlegel, der Autor des Diotimaaufsatzes, den Ausschluß der Weiber vom Stimmrecht für ungerechtfertigt hält. Was den Begriff der Volksmajestät anlangt, so gilt der für Fr. Schlegel als feststehend, und zwar im Gegensatz zu Kant, indem er sagt: „Wie Kant den Begriff der Volksmajestät ungereimt finden kann, begreife ich nicht." Interessant ist ferner, wie der Verfasser dieses Artikels im zweiten Teil vom partiellen Republikanismus zum universellen übergeht. Es zeigt sich hier sehr deutlich schon eine kosmopolitische Tendenz, die, obwohl sie ein hervorragendes Merkmal der Aufklärung ist, in entsprechender Umbildung auch als echt romantische Tendenz der ersten Periode auftritt.

Solche republikanischen Ideen scheinen indessen bei Fr. Schlegel bald einer anderen Einsicht Platz gemacht zu haben, wenigstens

ergreift er zu diesem Thema nicht wieder das Wort, sondern wendet sich vor allem der romantischen Kritik zu und veröffentlicht zum Teil ganz bedeutende Artikel. Von ihnen sei zuerst der folgende erwähnt: „An den Herausgeber Deutschlands, Schillers Musenalmanach betreffend" (Deutschland II. Band, Berlin 1796. A. Joh. Unger, sechstes Stück Nr. III, S. 348—368). Hier geht er schon ganz entschieden gegen Schiller vor. So schreibt er über dessen Begabung zur Elegie: „Überhaupt scheint sie, welche ein sanftes Überströmen der Empfindungen fordert, Schillers rascherm Feuer und gedrängter Kraft nicht angemessen." Schiller habe in der Zeit seiner ersten Blüte die ihm angemessenen Rhythmen besser zu treffen gewußt. Das dürfe aber niemandem die Freude an Schillers Rückkehr zur Poesie verderben. Durch seine metaphysischen Studien habe seine Einbildungskraft an Klarheit und Bestimmtheit unendlich gewonnen, aber, fragt er weiter: „Würde er (Schiller) sich damals (in der ersten Blütezeit) wohl ein Gedicht wie Pegasus verziehen haben?" Noch viel ausfälliger und direkt beleidigend mußten die Sätze über Schillers „Würde der Frauen" wirken, wo es heißt: „Streng genommen, kann diese Schrift nicht für ein Gedicht gelten: weder der Stoff noch die Einheit sind poetisch. Doch" — und nun kommt die Bosheit — „gewinnt sie, wenn man die Rhythmen in Gedanken verwechselt und das Ganze strophenweise rückwärts liest. Auch hier ist die Darstellung idealisiert; nur in verkehrter Richtung, nicht aufwärts, sondern abwärts, ziemlich tief unter die Wahrheit hinab. Männer wie diese, müßten an Händen und Beinen gebunden werden; solchen Frauen ziemte Gängelband und Fallhut."

Wenn man mit der fast nur negativen Kritik Schlegels, besonders wo es sich um Schiller handelt, auch nicht ganz einverstanden sein kann, so ist sie doch vom historischen Standpunkt aus betrachtet von großer Wichtigkeit, bezeichnet sie doch zum ersten Male den beginnenden Bruch der Romantik mit Schiller und das Hinwenden zu Goethe, ihrem Ideal. Weiter auf dem negativen Wege führen die Rezensionen der 2.—12. Horenstücke vom Jahre 1796 unter „Notiz von deutschen Journalen". Sie sind anonym erschienen, aber von Fr. Schlegel verfaßt. (Vgl. Minor: Jugendschr. Fr. Schlegels B. II, S. 1—21. 33—40.) Der Verfasser geht auf die einzelnen Beiträge mit einigen Worten ein; lobt besonders die Ausführungen

seines Bruders und macht nur hin und wieder Einwände, um nicht aus dem Stil des Kritikers herauszufallen. Für uns werden diese Notizen erst gegen das Ende interessant. Dort wird der Ton immer schärfer. Man prüfe selbst. In der Besprechung des neunten bis elften Stückes heißt es: „Jetzt scheint für die stets wechselnden und oft von ihrer Bahn abweichenden Horen die Periode der Übersetzungen gekommen zu sein." Außerdem „zwei Elegien des Properz, deren eine sich mehr Freiheit erlaubt, als mit guten und schönen Sitten verträglich ist" ... „Aber wie zuversichtlich muß nicht der Herausgeber darauf rechnen, daß das Publikum sich alles gefallen läßt, um ein übersetztes Werk von solcher Länge (gemeint ist der Auszug aus Benvenutos Leben) in einer Monatsschrift von dem Plane der Horen zerstückeln zu dürfen?"

Viel wichtiger für die eigentliche Kunsttheorie der Romantik ist die Rezension von Jacobis „Woldemar", besonders auch deswegen, weil sie nicht so offenkundig von persönlichem Haß erfüllt ist. (Deutschland III. B. Berlin 1796. A. Joh. Unger, 8. St. Nr. IX.) Es darf wohl vorweg genommen werden, daß hier Friedrich Schlegel ein kleines Meisterwerk der Kritik geschaffen hat. Haym sagt hierüber (S. 227): „Geistreicheres und in seiner Art Vollendeteres hat er nie zuvor und nachher geschrieben. Die beste Summe seines geistreichen Vermögens findet sich hier beisammen. Wir besitzen in dem Aufsatz die reifste Frucht dieser ersten Periode seiner Entwicklung."

Schlegel beginnt seine Kritik mit den Worten des Romans: „Daß es ein Vermögen der Göttlichkeit im Menschen gäbe" ..., „daß Gott kein leerer Wahn sei", bilde das große Thema des Romans. Das Dasein eines uneigennützigen Triebes, einer reinen Liebe zu enthüllen, sei Hauptabsicht Jacobis. Auch bestehe das Verdienst des Buches darin, daß es dem Unglauben an Tugend und an allen Idealen kräftig entgegenstrebe. Es wende sich gegen die Aufklärer und suche den Glauben an eine waltende Gottheit zu stärken. Gegen die kalten Vernünftler nähme das Buch das Recht des Herzens in Schutz. Es sei daher erfreulich, daß der „Woldemar" in einer neuen Auflage erscheine, besonders auch deswegen, weil diese bedeutende vorteilhafte Änderungen aufzuweisen habe. Leider sei aber noch nicht genug geschehen, und es sei Pflicht eines echten Kritikers, nichts zu beschönigen, wenn er anders noch be-

achtet sein wolle. Schlegel beginnt daher mit seinen Ausstellungen und meint, man komme gleich in arge Verlegenheit, wenn man sich über den eigentlichen Charakter, die höchste Absicht und das endliche Resultat des Ganzen strenge Rechenschaft geben wolle. Um ganz gerecht zu sein, legt sich der Kritiker hier einzelne Fragen vor und spricht: „Ist das Werk ein poetisches Kunstwerk?“ Er kommt nach ausführlichen Auseinandersetzungen zu dem Schluß: Nein; denn es fehlt an einem befriedigenden Schluß. Er meint, jedem aufmerksamen Leser müsse es als eine ungelöste Dissonanz im Ohre haften bleiben. Die Handlung laufe auf eine große Unmöglichkeit hinaus. So sei Henriette nach Schlegels Meinung viel zu sehr Weib und Mädchen, um nur Woldemars Freundin sein zu können, und auch der gebrechliche Woldemar sei einer solchen Freundschaft nicht fähig. Er halte ihn vielmehr für einen geistigen Wollüstling, der sich an Henrietten und Alwinen versündige. Nach diesem negativen Ergebnis seiner Untersuchung fragt Schlegel weiter: Ist das Werk ein philosophisches Kunstwerk? Da der Philosoph einzig nach der philosophischen Einheit frage, so kämen die vorhin gemachten Ausstellungen hier nicht in Frage. Aber trotzdem komme man auch hier zu einer verneinenden Antwort. Man finde nämlich neben Stellen, die des größten Denkers würdig wären, Mißverständnisse, Übereilungen, Verworrenheiten, die man einem gesunden Kopfe nicht verzeihen dürfe. Der einzige Schlüssel, um den Geist Woldemars verstehen zu können, sei, daß man den Charakter Jacobis aus seinen sämtlichen Schriften studiere. — Die Ergebnisse eines solchen Studiums und die Anwendung derselben auf den besprochenen Roman arbeitet Fr. Schlegel im weiteren mit bewundernswürdiger Feinheit und mit blendendem Scharfsinn heraus, bis er schließlich zu einem ziemlich vernichtenden Endurteil kommt, indem er sagt, daß die Philosophie im Woldemar im letzten Grunde in ihrer Hingebung an das Unendliche eine Werbeschrift für die Hingabe an die unendliche Gnade Gottes sei. Dementsprechend schließt er auch seine Kritik mit den Worten: „Woldemar ist also eigentlich eine Einladungsschrift zur Bekanntschaft mit Gott, und das theologische Kunstwerk endigt, wie alle moralischen Debauchen endigen, mit einem Saltomortale in den Abgrund der göttlichen Barmherzigkeit.“

Wenn auch begreiflicherweise eine so knappe Zusammenfassung nicht deutlich machen kann, inwiefern dieser Aufsatz wirklich ein Meisterstück kritischer Kunst ist, so lassen es die ganze Anlage und der Gedankengang des Artikels doch ahnen, und jeder, der Verständnis für die kritischen Aufsätze Schlegels hat und mit dem Woldemar vertraut ist, wird die Kritik mit Interesse und Genuß lesen, ungeachtet dessen, daß sie reichlich lang und unangenehm eng gedruckt ist.

Ebenfalls dem Gebiete der Philosophie angehörig ist der Aufsatz: „Der deutsche Orpheus. Ein Beitrag zur neuesten Kirchengeschichte." Er ist weniger seines Inhalts wegen für die Romantik bemerkenswert, als vielmehr wegen der Art und Weise der äußeren Form, in der der Kritiker Schlegel das Werk Schlossers, „Schreiben an einen jungen Mann, der die Kantsche Philosophie studieren wollte", abtat. Er erklärt es als ein unübertreffliches Muster des gemeinen Tons und nennt es ein komisches Unendlicheck. Diese persönlich verletzende Art Fr. Schlegels, mit der er übrigens in seiner Zeit gar nicht allein steht, werden wir noch oft antreffen. Weitere Beiträge von ihm, so z. B. der „Über die homerische Poesie" hängen noch innig mit seinen altklassischen Studien zusammen und sind daher hier nicht von Bedeutung.

Ein anderer anonym erschienener Artikel kennzeichnet schon im voraus eine neue, sehr wichtige Vorliebe der Romantik. Er ist überschrieben: „Ehrengedächtnis unseres ehrwürdigen Ahnherrn Albrecht Dürers, von einem kunstliebenden Klosterbruder." (Deutschland VII. Stck., Berlin 1796, S. 59—73.) Es ist nicht schwer, aus dem Nachsatz auf den Verfasser zu raten. Wilhelm Heinrich Wackenroder, der Freund Tiecks, hatte seine Gedanken über Kunst zu einigen dichterischen Bildern zusammengefaßt und sie auf Reichardts Vorschlag „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" genannt. (Vgl. Koberstein IV, S. 581, Anm. 70.) Eines dieser Bilder ist in dem Journal „Deutschland" abgedruckt und beginnt mit den Worten: „Nürnberg, die vormals weltberühmte Stadt, wie gerne durchwanderte ich deine krummen Gassen, mit welcher kindlichen Liebe betrachtete ich deine altväterischen Häuser und Kirchen, denen die feste Spur von unserer alten vaterländischen Kunst eingedrückt ist! Wie innig lieb' ich die

Bildungen jener Zeit, die eine so derbe, kräftige und wahre Sprache führen! Wie ziehen sie mich zurück in jenes graue Jahrhundert, da du, Nürnberg, die lebendig wimmelnde Schule der vaterländischen Kunst warst, und ein recht fruchtbarer, überfließender Kunstgeist in deinen Mauern lebte und webte; da Meister Hans Sachs, und Adam Kraft, der Bildhauer, und vor allem Albrecht Dürer mit seinem Freunde Willibaldus Pirkheimer und so viele andere hochgelobte Ehrenmänner noch lebten! Wie oft hab' ich mich in jene Zeit zurückgewünscht!" Es ist geradezu rührend, anzuhören, mit welchem fast kindlichen und doch so männlich überzeugten Tone Wackenroder sich in das Mittelalter jener Kunststadt zurückwünscht. Mit beredten Worten schildert er die Schönheiten der Dürerschen Bilder, wie hier alles im Unterschied von der Gegenwart so wahrheitsgetreu und ungezwungen und vor allem wie echt deutsch es dargestellt sei.

Es ist wohl das einzige Mal, daß Wackenroder seine Gedanken in einer Zeitschrift darlegt, aber man kann schon aus diesem einen Stücke seine und damit die Begeisterung auch der gesamten romantischen Schule für das Mittelalter und vor allem für die altdeutsche Kunst erkennen, bzw. vorausahnen.

Wie schon erwähnt, hat Reichardt wegen der freiheitlichen Ideen, die seine Zeitschrift „Deutschland" vertrat, von der Zensur viel Unannehmlichkeiten zu erdulden gehabt. Er entschloß sich daher, diese Zeitschrift am Ende des ersten Jahrganges wieder eingehen und dafür eine andere, rein ästhetische erscheinen zu lassen, nämlich: „Das Lyceum der schönen Künste." Es ist selbstverständlich, daß auch hier die Romantiker wieder gern gesehene Gäste waren. Fr. Schlegel ließ auch nicht auf sich warten und begann bald wieder ästhetisch-kritische Beiträge zu liefern. Unter diesen mag zuerst die Charakteristik Forsters angeführt werden. (Lyceum: I. Band, 1. Teil, 1797, S. 32—78.) Sie steht an Wert der Beurteilung von Jakobis „Woldemar" kaum nach, und berührt schon aus dem Grunde angenehm, weil sie wirklich einmal zu positiven Ergebnissen gelangt.

Der viel geschmähte Forster stand mit seinen republikanischen Ideen Friedrich Schlegel ziemlich nahe. Dieser leugnete das in seiner Kritik auch gar nicht, wenngleich er sich hier bereits etwas

vorsichtig zeigt, wenigstens den radikalsten Forderungen gegenüber. Vor allem feiert er Forster als einen Klassiker unter den Prosaisten, weil keiner so sehr den Geist freier Fortschreitung atme wie er und weil aus keinen Büchern der Zeit eine so lebendige, durch und durch gesunde Sittlichkeit spräche als aus den seinen, so daß Schlegel zusammenfassend bekennt: Auch in den besten Schriftstellern fühle man Stubenluft, bei Forster scheine man in frischer Luft, unter heiterem Himmel mit einem gesunden Mann zu lustwandeln.

Für das Studium der ästhetischen Kritik der Romantiker von noch größerer Bedeutung ist ein späterer Aufsatz Fr. Schlegels, in dem er sich gegen einen Kreis plattester Aufklärung wandte, deren Mitglieder sich „Freunde Lessings" nannten. In dem Artikel „Über Lessing" (Lyceum 1, 2, 76 ff.) spricht er selbst seine Absicht aus, diesen Mann den Aufklärern zu entreißen. Lessings schriftstellerische Verdienste, so führt er aus, seien schon mehrmals Gegenstand beredter Aufsätze gewesen. Man lobe und nenne ihn gar so gern, darum sei auch über kein deutsches Genie so viel Merkwürdiges gesagt worden, wie über ihn. Trotzdem sei es nicht überflüssig, Lessings Geist im ganzen zu charakterisieren, sei er doch einer von jenen revolutionären Geistern gewesen, die überall, wohin sie sich auch im Gebiet der Meinungen wandten, gleich einem scharfen Scheidungsmittel, die heftigsten Gärungen allgemein verbreitet hätten; daher unterliege er auch der Gefahr, recht falsch verstanden und beurteilt zu werden. So würde Lessing, wenn er wiederkehrte, erstaunen und „nicht ohne Unwillen lächeln, wenn er sähe, wie man nur die Vortrefflichkeiten nicht müde werde an ihm zu preisen, die er immer streng und ernst von sich ablehnte, wenn er sähe, daß gerade die poetischen Mediocristen, literarischen Moderantisten und Anbeter der Halbheit, welche er, solange er lebte, nie aufgehört habe zu hassen und zu verfolgen, es wagen dürften, ihn als einen Virtuosen der goldenen Mittelmäßigkeit zu vergöttern, und ihn sich ausschließlich gleichsam zuzueignen, als sei er einer der ihrigen!" Im weiteren sucht Fr. Schlegel all die Meinungen näher zu kennzeichnen, die unter diesen Bewunderern zu finden sind. So ist Lessing „ein sehr großer Dichter," ein „beinahe vollkommener Kunstkenner der Poesie", ein „Universalgenie". Dagegen sei nirgends die Rede von seinem nahezu klassischen Witz und seiner Prosa,

auch nicht von Lessings Charakter, von dem großen freien Stil seines Lebens, den Schlegel mit begeisterten Worten kurz zeichnet. Er erwähnt ferner die Urteile über Lessings bibliothekarische und antiquarische Mikrologie und über seine Polemik, seine Philosophie und Philologie und spricht zuletzt von den Mediocristen, die von seiner nachahmungswürdigen Korrektheit überzeugt seien. Diese haben dann auch natürlich seine dramaturgischen und sonst zur Poetik und Theorie der Dichtarten gehörigen Fragmente und Fermente, die er wohl selbst so nannte, fixiert und zu heiligen Schriften und zu symbolischen Büchern der Kunstlehre erkieset. Bei der Betrachtung dieser Einzelheiten habe man aber nie bedacht, „wie alles das, was er in jedem dieser Fächer sein soll oder wirklich war, wohl zusammenhängen mag, welcher gemeinsame Geist alles beseelt, was er denn eigentlich im ganzen war, sein wollte und werden mußte". Eine solche Betrachtungsweise sei seiner Meinung nach Lessings unwürdig, man müßte ihn vielmehr mit denselben Maßen messen, die er selbst zur Beurteilung großer Dichter empfohlen habe, da zeige sich dann gar bald, daß man zunächst der Meinung entgegentreten müsse, Lessing sei ein großer Dichter gewesen; denn es sei zweifelhaft, ob er überhaupt ein Dichter gewesen sei. Unter all den Werken, die Lessing in der Art und Weise, wie er es in der Dramaturgie schildert, geschaffen hat, stehe, was künstlerischen Fleiß und Feile anbelange, „Emilia Galotti" in erster Linie. Sie sei auch im Gegensatz zu „Nathan", da sie keine Nebenabsicht vertrete, das eigentliche Hauptwerk, nach dem man Lessings poetische Kunst beurteilen müsse. Was ist aber diese „Emilia Galotti"? fragt Schlegel. Er nennt sie „ein großes Exempel der dramatischen Algebra". „Man muß es bewundern, dieses in Schweiß und Pein produzierte Stück des reinen Verstandes; man muß es frierend bewundern und bewundernd frieren; denn ins Gemüt dringt's nicht und kann's nicht dringen, weil es nicht aus dem Gemüt gekommen ist. Es ist in der Tat unendlich viel Verstand drin, nämlich prosaischer ... aber es fehlt an jenem poetischen Verstand." Selbst Lessing habe in Briefen sehr kalt von diesem Drama gesprochen, anders dagegen vom „Nathan". Dieser kam auch aus dem Gemüt und dringe wieder hinein. Er sei vom schwebenden Geiste Gottes unverkennbar durchglüht. Allerdings

sei die dramatische Form dem Stoff nur nachlässig übergeworfen, darum zeigten sich die Mängel auch noch viel offenkundiger als in „Emilia Galotti". — So wird der „Nathan" in ausführlichster Weise besprochen und die Charakteristik des Stückes fortgesetzt. Der Aufsatz endigt mit zwei Abschnitten, die in den „Charakteristiken und Kritiken" nicht mit abgedruckt sind und deshalb hier angeführt sein mögen. „So paradox," heißt es da, „endigte Lessing auch in der Poesie wie überall! Das erreichte Ziel erklärt und rechtfertigt die exzentrische Laufbahn; „Nathan der Weise" ist die beste Apologie der gesamten Lessingschen Poesie, die ohne ihn doch nur eine falsche Tendenz scheinen müßte, wo die angewandte Effektpoesie des rhetorischen Bühnendramas mit der reinen Poesie dramatischer Kunstwerke ungeschickt verwirrt, und dadurch das Fortkommen bis zur Unmöglichkeit unnütz erschwert sei." (Der letzte Abschnitt:) „Ganz klein und leise fing Lessing, wie überall, so auch in der Poesie, an, wuchs dann gleich einer Lawine; erst unscheinbar, zuletzt aber gigantisch."

Daß der Romantiker Schlegel mit Lessing in dieser Weise abrechnen mußte, war selbstverständlich. Der scharfe und kalte Verstand dieses Mannes taugte nicht für den überschäumenden Feuergeist. Wenn Schlegel trotzdem mit solcher Achtung von Lessing spricht, so mag das ein unbestimmtes Gefühl veranlaßt haben, ein Gefühl, das ihm sagte, wieviel auch er diesem Geiste verdankte. Freilich hat auch er sich nicht dauernd von diesem Gefühl leiten lassen; denn im zweiten Teil seines Artikels (abgedruckt in den „Charakteristiken und Kritiken" 1. 220 ff.) sucht er Lessing auch die Fähigkeiten eines Kunstrichters abzusprechen. Anerkannt aber hat Schlegel, daß Lessing in allem fruchtbar gewesen sei und daß sich alles einzelne in ihm zum ganzen Menschen harmonisch vereint habe. Der Mensch Lessing überhaupt ist es, den er am besten und vollkommensten findet. Die Abschnitte über den wahren und offenen Charakter Lessings, wo er von dem „großen und freien Stil seines Lebens" oder von der „göttlichen Unruhe" spricht, sind deutliche Beweise dafür.

Der Name Wackenroders, der schon in Reichardts „Deutschland" auftaucht, weist auf dessen Freund Tieck hin, der samt seinem Lehrer Bernhardi in dem Berliner rationalistischen „Archiv der

Zeit und ihres Geschmackes" seine, d. h. romantische, Ideen vertrat. Beide waren in vollständig rationalistischem Milieu aufgewachsen und daher unbesorgt unter die Mitarbeiter aufgenommen worden. Die Anschauungen der Freunde änderten sich indessen bald. Sie wandten sich den Romantikern zu, und konnten sich den Tendenzen des Journals, an dem in der frühsten Zeit Männer wie Klopstock, Gleim, Engel, Ramler u. a. gearbeitet hatten und das sich jetzt als ein williges Werkzeug des Durchschnittspublikums darstellte, nicht mehr fügen. So entstanden in dem sonst so friedliebenden „Archiv der Zeit" zwei feindliche Parteien, von denen vor allem die romantische nicht im geringsten geneigt war, auch nur einen Zollbreit ihres Gebietes abzutreten. Den Lesern mußte dieser Zwiespalt um so mehr auffallen, als vor allem die Rezensionsarbeiten in den Händen der Romantik lagen. Bernhardi behandelte hauptsächlich Berliner Theaterverhältnisse und im besonderen die Neuaufführungen von Iffland und Kotzebue. Er wies dabei nach, wie wenig diejenigen Stücke, die sich der Gunst des Publikums am meisten erfreuten, auf wahren Kunstwert Anspruch machen dürften und wie hoffnungslos der Zustand der deutschen Bühnendichtung sei, solange man auf die genannten Dichter hörte. Die Angriffe auf Iffland waren zunächst noch maßvoll, nahmen aber außerordentlich an Schärfe und Gehässigkeit zu, als Bernhardi sich in dem Schauspiel „Die Höhen" selbst karikiert sah. An eine Aussöhnung war natürlich nicht zu denken, und so sagt Bernhardi noch in seinen Abschiedsworten an die Leser des Archivs, wenn er diese in den drei Jahren, wo er Theaterkritiken für das Archiv geliefert habe, überzeugt hätte, daß Iffland kein Dichter, kein tragischer Schauspieler sei, so gehe er vergnügt vom Platze.

Das „Archiv der Zeit" enthielt noch zwei sehr interessante Artikel, die die Herausgeber ebenfalls als von Bernhardi stammend ansahen, die aber von Tieck herrührten, es sind dies die Beurteilungen „der neuesten Musenalmanache und Taschenbücher". Schon in der ersten Rezension (1796, I, 215) ist manches ganz Beachtenswerte. So berührt Tieck z. B. hier schon einmal gelegentlich der Besprechung der Gedichte von dem Werneuchener Pastor Schmidt in dem „Kalender der Musen und Grazien" das Thema über

dichterische Auffassung der Natur und die Darstellung ihrer Gegenstände. Bei der Kritik von Vossens Almanach gibt er seiner Verwunderung darüber Ausdruck, daß jetzt alle Gedichte so allegorischen Charakter trügen. Der zweite Brief über die Musenalmanache und Taschenbücher für das Jahr 1798 (vgl. Berl. Archiv d. Z. 1798, I, 301) zeigt einen bedeutenden Unterschied vom ersten. Tieck hatte unterdessen die Schlegelschen Kritiken gelesen und studiert, er war zum Romantiker geworden. Infolgedessen tritt auch schon mehr Polemik hervor. Bei Besprechung des „Tübinger Taschenbuchs für Damen" z. B. geht er scharf, aber trotzdem gerecht gegen Lafontaine vor und sagt unter anderem, daß dessen darin veröffentlichte Erzählung noch viel unwahrscheinlicher sei, als das gewöhnlich bei ihm schon der Fall wäre. Von „Hermann und Dorothea" weiß er viel zu rühmen und in dem Abschnitt über die „Göttinger Blumenlese" schreibt er glänzende Worte über Goethes und Schillers Gedichte.

An Tiecks, wie vor allem an Bernhardis Kritiken zeigt sich deutlich, wie die Romantiker auch im Berliner Archiv der Zeit allmählich zur Herrschaft gelangten. Die alten Aufklärer wollten sich indessen nicht werfen lassen, und so entstand jener Kampf, der mit dem Untergang des Journals endigte, der aber — wie später gezeigt werden wird — doch der Romantik einen Vorteil brachte.

Dieser Kampf führt indessen schon hart an die Grenze des neuen Jahrhunderts. Es muß daher erst noch einiger anderer Fehden gedacht werden, die schon vorher ausgetragen wurden. Daß es zunächst zu einem Zusammenstoß zwischen den Romantikern und Schiller gekommen sein mußte, war schon aus Fr. Schlegels verletzender Kritik des Musenalmanachs und der Horen zu erkennen. Offenbar ist hier nicht ästhetische Überzeugung die letzte Triebfeder zu solcher Schärfe gewesen. Da waren persönliche Momente im Spiele. Fr. Schlegel hatte sich nämlich bemüht, auch Mitarbeiter an den Horen zu werden. Angeblich aus Platzmangel hatte Schiller schon seinen eingereichten Artikel für die „Thalia" zurückgestellt. Auch bezüglich der Horen war er vorsichtig. Er schrieb z. B. Körner, daß er aus dem Reichtum Fr. Schlegelscher Ideen viel Vortreffliches erwarte, wenn diese erst mehr abgeklärt wären und die Form den Stoff erst mehr bemeistere (Briefw. mit Körner

3. 157. 291). Ein andermal aber fragte Schiller direkt an (Br. m. Körner 3. 268), ob Schlegel einen Artikel für ihn hätte, wodurch der junge Schriftsteller „sich sehr geschmeichelt fand" (Br. mit Körner 3. 272). Durch Schlegels Aufsatz „Über die Grenzen des Schönen" im „Teutschen Merkur" scheint Schiller allerdings wieder etwas wankend geworden zu sein, aber von der Abhandlung über die Darstellung der griechischen Frauen spricht er wieder sehr lobend, so daß eine Annäherung leicht möglich gewesen wäre. Da erschien in Reichardts „Deutschland" die Schlegelsche Rezension des ersten Jahrgangs von Schillers Musenalmanach. Auch damals hat sich Körner noch für den jungen Hitzkopf verwandt, und es schien wieder ein erträglicheres Verhältnis zustande zu kommen, als Schiller in seinen Xenien wieder ebenso scharf wie ungerecht über Fr. Schlegel spottete, so daß dieser jede Rücksicht fahren ließ und jene beißende Horenkritik veröffentlichte. Damit war natürlich der Verkehr zwischen den beiden auf immer abgebrochen. Schiller war sogar so empfindlich, daß er auch dem Bruder A. W. Schlegel und dessen Frau, obgleich diese — allerdings mit Unrecht — beteuerten, nichts von dem Vorhaben Friedrichs gewußt zu haben, offiziell die Freundschaft kündigte und jeden Beitrag zu den Horen und dem Musenalmanach rundweg ablehnte.

Diese Verstimmung zwischen den Klassikern und den Brüdern Schlegel mußte natürlich auf die von Goethe und Schiller stark beeinflußte „Allgemeine Literaturzeitung" ihren Einfluß ausüben und eine Spannung zwischen der Redaktion und den Brüdern Schlegel hervorrufen. Das zeigte sich sofort nach der Übersiedlung Fr. Schlegels nach Jena. Da nahm man den Ankömmling als den Verfasser der vielgeschmähten „Lucinde" auf. In ihr hatte er erklärt: „Für mich und für diese Schrift, für meine Liebe zu ihr und für ihre Bildung in sich, ist kein Zweck zweckmäßiger, als der, daß ich gleich anfangs das, was wir Ordnung nennen, vernichte, weit von ihr entferne und mir das Recht einer reizenden Verwirrung deutlich zueigne und durch die Tat behaupte." Einen Schriftsteller mit solchen Grundsätzen konnte die Literaturzeitung von ihrem Standpunkte aus auf keinen Fall als Mitarbeiter annehmen. Die Romantiker waren ihr überhaupt unsympathisch, da sie sich in bewußten Gegensatz zu dem Blatte stellten. Einst war die Literatur-

zeitung durch die Aufnahme der Kantischen Philosophie zu hohen Ehren gelangt, und sie konnte sich auch jetzt noch in dem alten Ruhme sonnen. Die Romantik aber hatte mit Kant gebrochen. Sie hob Fichte auf ihren Schild und wurde dadurch zum ausgesprochenen Feind der Literaturzeitung. Der allgemeine Unwille des Redakteurs machte sich endlich auch A. W. Schlegel gegenüber Luft, so daß dieser, wie die anderen Romantiker schon früher, nach einigen Einigungsversuchen endgültig die Verbindung abbrach. Die Folgen für das Blatt waren wenig glücklich. Die jugendlichen Romantiker nahmen es nunmehr zur Zielscheibe des unedelsten Spottes. Vor allem Schelling fand in seinem Eifer kein Maß und auch Tieck setzte ihm in seiner Satire, „Das Jüngste Gericht" arg zu.

Auf diese Weise war den Romantikern nur noch Reichardts „Deutschland" und seit 1797 dessen „Lyceum", sowie das „Berliner Archiv" übrig geblieben. Doch auch Reichardt gegenüber stellten sich bald wegen eines ohne Wissen des Herausgebers veröffentlichten Fragmentes gegen Voß Differenzen ein, so daß man sich auch da lossagte. Wenn Bernhardi auch noch bis 1800 im Berliner Archiv tätig war, so hatten sich doch die Häupter der Frühromantik vollkommen isoliert. Eine vorübergehende Gastrolle in der Erlanger Literaturzeitung konnte daran nichts ändern. Man bedauerte die Geschicke indessen nicht. Man hatte sie ja selbst herbeigeführt und manches Journal dabei vernichtet. Jetzt war man bekannt, zum Teil wohl sogar gefürchtet. Noch hatte die literarische Welt nicht das letzte Wort vernommen; noch war die letzte Schlacht nicht geschlagen; aber man fühlte Kraft, es mit einer Welt aufzunehmen. Darum zogen die Romantiker aus der Stadt der niederen Journale aus, auf einen heiligen Berg, um von da aus das Elende und das Gute in der Welt zu überschauen; um von da aus das Böse zu verderben und dem Guten zu helfen; um von da aus den heranziehenden Feind zurückzuschlagen oder zu vernichten; ja um endlich als die Herrschenden der literarischen Welt Gesetze zu geben. Das erste ihrer Gesetzbücher hieß:

„Das Athenäum."

Die
Zeitschriften der Frühromantik.

Athenaeum.

Eine Zeitſchrift

von

Auguſt Wilhelm Schlegel

und

Friedrich Schlegel.

Erſten Bandes Erſtes Stück.

Berlin, 1798.

bey Friedrich Vieweg dem älteren.

Athenäum.

Eine Zeitschrift von August Wilhelm und Friedrich Schlegel. 1798—1800.

Es ist im Vorhergehenden dargetan worden, wie die Entwicklung der Frühromantik vor allem in journalistischer Beziehung geradezu auf die Gründung einer eigenen Zeitschrift hindrängte. Nachdem man schon im Jahre 1793 den Gedanken gemeinsamen Schaffens erwogen hatte, kam man in der Zeit des Jenenser Aufenthalts auf das Projekt eines Journals, das man „Deutsche Annalen" nennen wollte. Durch Friedrichs Abreise nach Berlin zerschlugen sich die Pläne zu diesem Unternehmen wieder, aber der Wunsch, ein eigenes Journal zu besitzen, blieb nicht nur bestehen, sondern steigerte sich um so mehr, je größer und reichlicher die Unannehmlichkeiten wurden, die man von fremden Redakteuren erdulden mußte. Dazu kam endlich noch der offene Bruch mit den Zeitschriften, denen man die meisten Beiträge zuwandte. Da wurde das Verlangen nach einer eigenen Zeitschrift immer unabweisbarer. „Denk' Dir nur den unendlichen Vorteil", so schrieb Friedrich an seinen Bruder (Walzel, Briefe zw. A. W. u. Fr. Schlegel, S. 301), „wenn wir alles tun und lassen könnten nach unserem eigenen Gutdünken!" Die Gründung einer eigenen Zeitschrift wurde kühn beschlossen. Daß man zu einem solchen Unternehmen befähigt war, wurde als selbstverständlich angenommen, ja sogar über den Erfolg war man sich gar bald im klaren. (Walzel S. 301.) Denn Friedrich schrieb: „Ein anderer großer Vorteil dieses Unternehmens würde sein, daß wir uns eine große Autorität in der Kritik machen, hinreichend, um nach fünf bis zehn Jahren kritische Diktatoren Deutschlands zu sein." Ehe man indessen solche Früchte ernten konnte, mußte zunächst eine Menge Kleinarbeit verrichtet werden, und so lag es nahe, vorläufig auf die alten Projekte zurückzugreifen. Sie schienen aber bei den veränderten Umständen besonders für Friedrich nicht recht annehmbar zu sein; denn er schrieb an seinen Bruder: „Was ich noch gegen Deine Ansicht unseres alten Projektes, gegen bloß kritische Briefe, habe, ist, daß ich über alles wünsche, Du möchtest eine Zeitlang weniger rezensieren

und besonders einige poetische Projekte vornehmen. Wie leid tut mir's nicht, daß Deine Gedichte in dem Almanach stehen. Das wäre ein glänzender Anfang!" Aus diesen Briefstellen geht schon hervor, daß Fr. Schlegel die Sache impulsiver betrieb. Ihm schien der Bruder bei weitem nicht die erwünschte Begeisterung für das neue Unternehmen zu haben. Fast unwillig schrieb er daher an diesen (Walzel S. 316): „Du scheinst noch gar nicht den Ernst und die Liebe für die Sache zu haben, den ein so lang gehegter und reif überlegter Lieblingsplan verdient." Der Gegenstand einer längeren brieflichen Diskussion wurde schließlich der Name der Zeitschrift. Friedrich wollte seinen hochtrabenden Erwartungen natürlich schon im Titel Ausdruck geben. Er schlug daher im Einverständnis mit Schleiermacher, der in Berlin mit ihm in innigster Freundschaft lebte, den Titel „Herkules" vor; „denn", so schrieb er nach Jena, „man könnte da leicht so die Idee von Herkules Musagetes herziehen, da so viele der jetzigen Musagetes von der herkulischen Arbeit, die doch auch in der Poesie und in der Kritik vorfällt, gar keinen Begriff haben. Ich hatte zuerst „Frena" im Sinne, nicht ohne Zweideutigkeit. Dagegen ist aber Schleiermacher. Denkt ja darauf! Die möglichen Spöttereien über den Herkules tun nichts, dafür ist die Keule!" A. W. Schlegel konnte sich indessen für diesen Titel nicht erwärmen, da er ihm zu anmaßend erschien. Er schlug seinen Bruder „Dioskuren" vor, da sie ja das Werk gemeinsam schaffen wollten. Dagegen wandte sich aber Friedrich, indem er schrieb (Walzel S. 319): „Wie verschieden die Gefühle sind, mir scheint Herkules dagegen kindlich bescheiden." Schleiermacher schlug darauf den Titel „Parzen" vor, „weil doch mancher literarischer Lebensfaden darin würde abgeschnitten werden". Man lehnte auch das ab und schwankte zwischen Schlegeleum und Athenäum. Friedrich fand das erstere besser, ihm war Athenäum nicht populär genug. Endlich aber gab er nach und schrieb an seinen Bruder nach Jena (Walzel S. 337): „Euer Wille geschehe, wie im Himmel so auf Erden, d. h.... das Ganze soll Athenäum heißen." Bald fand man auch in dem Berliner Buchhändler Friedrich Vieweg einen Verleger und konnte schon 1798 mit der Herausgabe der neuen Zeitschrift beginnen. Hatte man bisher nur immer ein dunkles Gefühl von dem in sich getragen, was man in dem neuen

Journale bieten wollte, so mußte man jetzt seine Ziele etwas klarer fassen, um in der Vorerinnerung mit einem geschlossenen Programm vor die Öffentlichkeit zu treten.

In seinem allgemeinen Charakter unterschied sich das Athenäum von den gleichzeitig erscheinenden Zeitschriften dadurch, daß es den Horen nacheiferte. Wie diese, so schloß es ebenfalls die beiden aktuellen Gegenstände der Zeit, Politik und Religion, von der Diskussion aus. Man strebte aber ebenfalls „nach möglichster Allgemeinheit in dem, was unmittelbar auf Bildung abzielt". (Vorerinnerung.) Die ästhetische Erziehung, vor allem durch die Einwirkung der Kultur in künstlerischer und philosophischer Hinsicht, wurde mit dem Athenäum auf den Schild der Romantik erhoben. „Was in keiner Beziehung auf Kunst und Philosophie, beide in ihrem ganzen Umfang genommen, steht, bleibt ausgeschlossen." Mit diesem Grundsatze mußte man natürlich auch alle leichte und seichte Unterhaltungslektüre, wie sie damals alle Journale füllte, hinausweisen. Man wollte aber damit das Publikum nicht von vornherein abschrecken. Daher drückte man sich vorsichtig so aus: „Für die Unterhaltung aller Leser wünschen wir so viel Anziehendes und Belebendes in unsere Vorträge zu legen, als ernstere Zwecke erlauben." Es werden „Abhandlungen mit Briefen, Gesprächen, rhapsodischen Betrachtungen und aphoristischen Bruchstücken wechseln, wie in dem Inhalte besondere Urteile mit allgemeinen Untersuchungen, Theorie mit geschichtlicher Darstellung, Ansichten der vielseitigen Strebungen unseres Volkes und Zeitalters mit Blicken auf das Ausland und die Vergangenheit, vorzüglich auf das klassische Altertum". Diese Aufzählung hat in dem, was sie nennt, weniger Charakteristisches, als in dem, was sie nicht nennt. Man spürt im ganzen auch hier die Annäherung an die Horen. Wenn von rhapsodischen Betrachtungen und aphoristischen Bruchstücken die Rede ist, so klingt das allerdings schon eher wie Romantik, wenn man aber aus der Vergangenheit „vorzüglich auf das klassische Altertum" Rücksicht nehmen will, so wird man wieder sehr an den Weimarer Klassizismus erinnert. Schon mehr offenbart sich die romantische Denkungsweise in dem Selbstbewußtsein, mit dem die beiden Brüder Schlegel auftreten. „Wir sind nicht bloß Herausgeber," heißt es da stolz, „sondern Verfasser derselben (der Zeit-

schrift) und unternehmen sie ohne alle Mitarbeiter!" Energisch drang Friedrich auch darauf, daß auf den Titel kam: „eine Zeitschrift von A. W. und Fr. Schlegel" und nicht bloß „herausgegeben von ..." Dabei ist sich auch jeder seines eigenen Wertes bewußt; ihre Ansichten wollen sie nicht verbrüdern: „Jeder steht daher für seine eigenen Behauptungen. Noch weniger soll das Geringste von der Unabhängigkeit des Geistes, wodurch allein das Geschäft des denkenden Schriftstellers gedeihen kann, einer flachen Einstimmigkeit aufgeopfert werden." Mit diesem gesteigerten Selbstbewußtsein mußte sich naturgemäß auch eine gewisse Rücksichtslosigkeit paaren, die in der Vorerinnerung allerdings nur in den Worten angedeutet ist: Bei der Herausgabe „leitet uns der Grundsatz, was uns für Wahrheit gilt, niemals aus Rücksichten nur halb zu sagen". In der Zeitschrift selbst wurde denn auch reichlicher Gebrauch davon gemacht, als manchem lieb war. Im ganzen und großen zeigt die Vorerinnerung aber eine Mäßigung, die den Gedanken aufdrängt, daß sie von den Herausgebern nicht ganz ehrlich gemeint sei. Ja, man muß zu diesem Schlusse kommen, wenn man den gleichzeitigen Briefwechsel nachliest. Als z. B. die Frage ventiliert wurde, welche Beiträge etwa als kongenial von andern angenommen werden könnten, schrieb Friedrich: alles, was sich durch erhabene Frechheit auszeichnet und für alle anderen Journale zu gut sei.

Es entsprach ganz dem ungestümen Wesen der Romantiker und besonders Friedrich Schlegels, daß sie zu der Zeit, als das erste Heft erscheinen und den Trompetenstoß zum Beginn einer neuen Zeit geben sollte, noch gar nicht recht darauf vorbereitet waren. In größter Hast suchte man einige brauchbare Artikel zusammen und gab sie heraus, aber von einer neuen gigantischen Musik war nichts zu hören, das waren noch die alten Töne zum Teil sogar aus dem klassischen Altertum. Der Hitzkopf Fr. Schlegel aber war trotz allem Enthusiasmus am allerwenigsten bereit. Er konnte nur einige Bruchstücke seiner früheren Studien zu der griechischen Poesie und Bemerkungen über die griechische Elegie, die er den Übersetzungsproben seines Bruders zum näheren Verständnis voranstellte, bieten. Fast das ganze erste Heft aber füllten Beiträge des solideren älteren Bruders, nämlich: „Die Sprachen. Ein Gespräch über Klopstocks

grammatiſche Geſpräche", und die „Beiträge zur Kritik der neueſten Literatur". Selbſt wenn man noch Novalis' „Blütenſtaub" hinzunimmt, ſo hat das erſte Heft zwar nicht den Anſtrich der gewöhnlichen Journale, aber auch nicht den eines echt romantiſchen; das philologiſche Intereſſe dominiert noch zu ſehr. Dieſer Charakter änderte ſich indeſſen ſchon im zweiten Hefte, wo Friedrich mit ſeinen Fragmenten ins Feuer ging.

Will man die Menge der Beiträge der Überſicht halber in einzelne Gruppen zuſammenfaſſen, ſo wird man im weſentlichen auf drei allerdings an Umfang ganz verſchiedene hinauskommen. Zu der erſten und umfangreichſten gehören alle die Artikel, in denen Bruchſtücke des äſthetiſch-philoſophiſchen Glaubensbekenntniſſes der Romantik geboten werden; ſie ſteht auch an Bedeutung für hiſtoriſche Studien an erſter Stelle. In der zweiten Gruppe mögen alle kritiſch-polemiſchen Artikel zuſammengefaßt werden. Sie war für jene Zeit die gefürchtetſte. Die dritte iſt die kleinſte, ſie enthält die eigenen poetiſchen Produktionen, ſowie die Überſetzungen. Auch ſie enthält viel Charakteriſtiſches und darf nicht überſehen werden.

Nachdem das Athenäum noch in ſeinem erſten Hefte zwiſchen den beiden Polen der Antike und der Romantik geſchwankt und in dem beginnenden Kampf den Charakter eines Vorgefechts eingenommen hatte, ſollte in dem zweiten Hefte die neue Zeit mit all ihrer Herrlichkeit beginnen. Das Geſchützfeuer verſtummte, Friedrich Schlegel, der neue Heros, der Diktator auf Lebenszeit, trat mit all ſeiner Glorie hervor. Leutſelig grüßte er das Publikum, nicht mit zürnenden Gebärden, ſondern mit verbindlichen Worten. Aber er ſtieg nicht zu dem Volke hinab, er ſtieg hinauf zu ſeinem Wolkenthron. Dort erſt fühlte er ſich in ſeiner wahren Heimat. Höhenluft atmete er. Von hier aus überſah er die ganze Welt, die Menſchen mit ihrem Tun und Treiben, die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft; er ſah die Philoſophen bei ihrer Arbeit, die Frommen bei ihren Religionsübungen, die Dichter im Tempel der Muſen, die Künſtler in ihrer Werkſtatt, er ſah den Mann im Kampf des Lebens, die Frau im Kreiſe der Familie, kurz alles, alles. Neben ihm aber ſtanden ſeine Freunde und Getreuen, ſein Bruder Auguſt Wilhelm, Schleiermacher, Novalis und andere. Dem bunten Haſten und Treiben aber ſah er nicht teilnahmlos zu.

Von seinem hohen Thron aus, wo alle die Fäden zusammenliefen, suchte er einzugreifen; er verknüpfte hier und trennte da. Er sprach diesem ermunternd zu und riet jenem gnädig ab. Allen aber gab er von seinem hohen Geist Proben zur Belehrung. Aber die Menschen empfingen sie wie Gaben aus einer anderen Welt. Sie verstanden den Sinn seiner Worte nicht ganz. Dieser war ihnen zu tief verborgen. Sie waren noch nicht reif für seine Göttersprache. Orakelhaft klangen die Worte und führten bei der Deutung irre; sie belächelten sich selbst und schienen doch eine ganze Welt von Weisheit in sich zu bergen. Es waren die Worte eines Höhenmenschen, es waren die Fragmente Friedrich Schlegels und seiner Paladine.

Auch heute noch umgibt ein geheimnisvoller Schleier diese eigenen Früchte romantischen Denkens; und wenn Schlegel von dem 19. Jahrhundert sich solche Menschen erhofft hat, die seine Worte mit Leichtigkeit verstünden, so ist seine Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen, und sie wird wohl auch in späteren Zeiten nie ganz in Erfüllung gehen. Es hat Menschen gegeben, die die Fragmente und Ideen als Produkte eines überspannten Hirns belächelt haben, aber diese Menschen sind verschwunden, in der Schar derer, die auch heute noch staunend vor dem Werke eines Mannes stehen, der soviel Tiefsinn in oft so kurze Worte gießen konnte; sie sind zurückgedrängt durch die, welche es sich zur Aufgabe gemacht haben, den magischen Schleier zu lüften und in die Tiefe zu schauen, so weit ihnen das gelingen mag. Auch hier soll versucht werden, in Kürze einige der wichtigsten Gedanken herauszuheben, die in den Fragmenten verborgen sind.

Dabei ist es vor allem wichtig, stets an Schlegel als den Höhenmenschen zu denken. Er war in seinem neuen Reiche, er sprach zu seinem neuen Volke, er sprach als freier Herr zu einer wohlgebildeten Menge. Daher war es seiner unwürdig, nach der Art alter Kunsttheoretiker zu reden, der neue Wein bedurfte neuer Schläuche, das neue Volk durfte nicht nach alten Sprüchen regiert werden. Das oberste Prinzip im neuen Staate war die Freiheit. Es galt für den Romantiker als verächtlich, sich durch strenge Gesetze einengen zu lassen. Der Geist sollte regieren. Keiner aber unter ihnen konnte alle so durch seine Persönlichkeit faszinieren,

keiner war so geeignet, den neuen Geist auf die anderen zu übertragen, als ihr Führer Fr. Schlegel. Er sprach gelegentlich zu der Menge, nicht im Zusammenhang, er warf ihr nur kurze Worte hin. Auch sagte er nie alles auf einmal. Über wichtige Dinge ergriff er mehrmals das Wort, oft sich widersprechend, ja parodierend, trotzdem aber so, daß seine Worte, im ganzen genommen, die Tiefe seines Geistes offenbarten.

Er nannte seine Gesetze „Fragmente" und war sich deren Eigenart wohl bewußt: „Ein Fragment", so sagt er selbst, „muß gleich einem kleinen Kunstwerke von der umgebenden Welt ganz abgesondert und in sich vollendet sein wie ein Igel." „Was können aber solche Fragmente für die größte und ernsthafteste Angelegenheit der Menschheit, für die Vervollkommnung der Wissenschaft leisten und sein?" fragt A. W. Schlegel (253. Ath. Fr.). Die Antwort lautet: „Nichts als ein Lessingsches Salz gegen die geistige Fäulnis, vielleicht eine zynische lanx satura im Stil des alten Lucilius oder Horaz, oder gar fermenta cognitionis zur kritischen Philosophie, Randglossen zu dem Text des Zeitalters." So leicht verständlich das erste Fragment erscheint, so sehr führt das zweite bereits zur Gruppe derjenigen hinüber, die schlechterdings nicht restlos erklärt werden können. Wenn man Worte liest wie: „Moralität ohne Sinn für Paradoxie ist gemein" (76. Idee), oder „Ächte Mystik ist Moral in der höchsten Dignität" (Ath. Fr. 263), „Moderantismus ist Geist der kassierten Illiberalität" (Ath. Fr. 64), „Die intellektuelle Anschauung ist der kategorische Imperativ der Theorie" (Ath. Fr. 76), so muß man bezweifeln, ob diese je ein Mensch verstanden hat oder verstehen wird. Das sind auch solche Fragmente, an die mancher Spötter seine Ausführungen angeknüpft hat; die zuerst die Fragmente in Vergleichung mit schillernden Seifenblasen gebracht haben, die von weitem herrlich glänzen, in der Nähe betrachtet aber zerplatzen. Eine solche Verallgemeinerung ist aber unrichtig und zwar schon deswegen, weil die Regellosigkeit, d. h. hier die Verschiedenartigkeit, ein Charakteristikum der Romantik überhaupt und ganz besonders der Fragmente ist. Bei einem genaueren Studium derselben — es erschienen in Reichardts „Lyceum" 129 Stück und im Athenäum 451 Stück — lassen sich sogar deutliche Gruppen unterscheiden, die schon frühe zu einer Untersuchung

bezüglich der Autorschaft führten. Minor hat in seiner Publikation der Jugendschriften Fr. Schlegels genaue Angaben darüber gemacht. Gegenüber der genialen Liederlichkeit und Leichtigkeit, mit der Friedrich seine tiefsten Gedanken hinwirft, läßt sich eine Art von Fragmenten erkennen, die offenbar mit Hilfe von nicht geringer Willenskraft mehr hervorgepreßt als leicht hingeworfen worden sind. Die geringere Tiefe wird durch Eleganz der Form leidlich überdeckt. Für die, deren Inhalt kunstkritisches Talent und philologisch-philosophisches Interesse des Autors zu erkennen gibt, läßt sich leicht A. W. Schlegel als Schöpfer erraten. (Vgl. Ath. Fr. 169—210.) Weniger leicht will sich eine andere Gruppe von Fragmenten der neuen Form fügen; diese quellen gleichsam aus ihr hervor und erreichen dadurch meist eine besondere Größe. Auch bezüglich des Inhalts sondern sie sich von andern ab. Haym charakterisiert sie sehr treffend mit den Worten (D. rom. Sch. S. 282): „Es waren, wenn es erlaubt ist, ein wenig im Ton der Fragmente zu reden, Monaden mit sichtlicher Tendenz, sich zu deutlich vorstellenden Wesen zu entwickeln, Sätze, deren Sinn und Klang aus dem Gemüt zu stammen schienen, und in denen sich ethische Anschauungen zu eigenem fast überfeinem Gespinst von Geist entfalten." Heute weiß man, wer der Autor dieser Fragmente ist, damals ahnte aber niemand, daß sie einen jungen Theologen mit Namen Schleiermacher zum Verfasser hatten. Dieser hatte in Berlin mit Fr. Schlegel zusammen eifrig Spinoza- und Leibnizstudien getrieben und die Ergebnisse seiner Forschungen in Verbindung seiner eigenen Ansichten im Athenäum niedergelegt. Welche tiefe sittliche Kraft sich auch in Schleiermachers Fragmenten zeigt, wie er auch hier aus der Freiheit heraus die wahre Moral entwickelt und diese auf das Zusammenleben der Menschen ausdehnt, wird noch später gezeigt werden (Ideen zum Katechismus für Frauen). Endlich hat noch ein Vierter Fragmente geliefert. Auch sie haben viel Charakteristisches an sich. Worte wie:

„Der transszendentale Gesichtspunkt für dieses Leben erwartet uns. Dort wird es uns erst recht bedeutend werden" (25. Ath. Fr.), oder „Der Tod ist eine Selbstbesiegung, die, wie alle Selbstüberwindung, eine leichtere Existenz verschafft" (292. Ath. Fr.), oder „Wir sind dem Aufwachen nah, wenn wir träumen, daß wir träumen"

(288. Ath. Fr.), weisen allzudeutlich auf Novalis, dessen Eigenheit den Lesern des Athenäums schon aus dem ersten Heft bekannt war, wo er eine Reihe Aphorismen unter dem Namen „Blütenstaub" veröffentlicht hatte.

Den Hauptanteil der Fragmente, etwa vier Fünftel, hat aber Friedrich Schlegel selbst geliefert. Aus seinen Worten kann man daher vor allem den Geist der Romantik erkennen. Er sucht seine Leser auch wirklich über die wichtigsten Begriffe in seinem neuen Staate aufzuklären, leider bedient er sich dabei einer fast übersinnlichen Sprache, so daß ihn schwerlich ein Mensch ganz verstanden hat. Über das Wesen der romantischen Poesie spricht er in den Fragmenten Nr. 116, 125, 126, 139, 153, 154, 238, 247, 253, 414, am ausführlichsten in Nr. 116. Dort heißt es:

„Die romantische Poesie ist eine progressive Universalpoesie. Ihre Bestimmung ist nicht bloß, alle getrennten Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen und die Poesie mit der Philosophie und Rhetorik in Berührung zu setzen. Sie will und soll auch Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Naturpoesie bald mischen bald verschmelzen, die Poesie lebendig und gesellig, und das Leben und die Gesellschaft poetisch machen, den Witz poetisieren und die Formen der Kunst mit gediegenem Bildungsstoff jeder Art anfüllen und sättigen und durch die Schwingungen des Humors beseelen. Sie umfaßt alles, was nur poetisch ist, vom größten wieder mehrere Systeme in sich enthaltenden Systeme der Kunst, bis zu dem Seufzer, dem Kuß, den das dichtende Kind aushaucht in kunstlosem Gesang... Die romantische Dichtart ist noch im Werden; ja das ist ihr eigentliches Wesen, daß sie ewig nur werden, nie vollendet sein kann. Sie kann durch keine Theorie erschöpft werden, und nur eine divinatorische Kritik dürfte es wagen, ihr Ideal charakterisieren zu wollen. Sie allein ist unendlich, wie sie allein frei ist und das als ihr erstes Gesetz anerkennt, daß die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leide. Die romantische Dichtart ist die einzige, die mehr als Art, und gleichsam die Dichtkunst selbst ist: denn in einem gewissen Sinn ist oder soll alle Poesie romantisch sein."

Wenn dieses Fragment für das Wesen des Romantischen gewisse Richtlinien gibt, so läßt sich mit diesem schwerlich vereinbaren, was in den folgenden steht:

„Jean Pauls groteskes Talent und Peter Leberechts phantastische Bildung vereinigt, würde einen vortrefflichen romantischen Dichter hervorbringen" (Ath. Fr. 125). Oder:

„Alle nationale und auf Effekt gemachte Dramen sind romantische Mimen" (Ath. Fr. 126). Noch schwindelnder wird es einem zumute, wenn man hört:

„Wer frisch vom Aristophanes, dem Olymp der Komödie kommt, dem erscheint die romantische Persiflage wie eine lang ausgesponnene Faser aus dem Gewande der Athene, wie eine Flocke himmlischen Feuers, von der das beste im Herabfallen auf die Erde verflog" (Ath. Fr. 154).

Wer nach diesen Fragmenten glaubt, vielleicht von der Antike aus das Wesen des Romantischen ergründen zu können, der wird durch das folgende wieder in ganz andere Bahnen gelenkt; denn da heißt es:

„Je populärer ein alter Autor ist, je romantischer ist er" (Ath. Fr. 153).

Will man trotz all der Wirrsale etwas über das Wesen des Romantischen herauszuheben versuchen, so kann es sich nur um ganz allgemeine Merkmale handeln. Die romantische Poesie ist eine Universalpoesie und zwar ist sie progressiv. Zu ihrem Wesen gehört demnach ein fortwährendes Sich-entwickeln, „daß sie ewig nur werden, nie vollendet sein kann". Dabei soll sie aber vereinen, und zwar nicht bloß die üblichen Gattungen der Poesie, sondern Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Naturpoesie. Als ein vermittelndes Prinzip soll sie objektiv und subjektiv zugleich sein: sie ist der allseitigsten Bildung fähig, „nicht bloß von innen heraus, sondern auch von außen herein". Zu einer wahren Vereinigung oder Ausgleichung der Gegensätze darf es aber nicht kommen, wenn anders die romantische Poesie sich nicht selbst den Todesstoß geben will, denn dann würde das ewige Werden unmöglich sein. Dieses Arbeiten mit Gegensätzen war übrigens jener Zeit nicht mehr fremd. Hatte schon Lessing seine Leser daran gewöhnt, daß er bei Beweisen zunächst seine aufgestellte Behauptung verneinte und die Folgerungen daraus zog, so haben vor allem Kant und nach ihm Fichte und später Hegel aus der These und der Antithesis die Synthesis entwickelt. O. F. Walzel nennt dieses

Wesen der Romantiker die Proteusnatur oder das Proteische (Deutsche Romantik, S. 17—19). Dieser Standpunkt der Romantiker ist von ihren Gegnern stets als Schwäche ausgelegt worden. Wenn man aber bedenkt, daß es das Streben dieser Dichterschule war, diese Gegensätze zu vereinigen, über ihnen zu schweben, so setzt das ein stark ausgeprägtes Freiheitsgefühl, ein gewisses Erhabensein voraus. Den Drang nach Freiheit haben sie aus sich selbst herausgeboren, er war es, der sie antrieb, gegen die Fesseln zu kämpfen und ihre Schule zu begründen. Dieses Stehen auf hoher Warte indessen verrät nur zu deutlich den Einfluß eines ihrer größten Denker, Fichtes. Fichtes Wissenschaftslehre hat Fr. Schlegel im 216. Fragment des Athenäums ebenso wie die französische Revolution und Goethes Meister, eine der drei größten Tendenzen des Zeitalters genannt. Besonders machte Fichtes Lehre von der intellektuellen Anschauung auf Fr. Schlegel Eindruck. Auch sie war für Höhenmenschen bestimmt. Sie hob den Menschen über sich selbst empor und redete der Willkür das Wort. Schlegel war von dieser neuen Theorie so begeistert, daß er sie einfach auf die romantische Poesie übertrug und deren Wesen entsprechend charakterisierte. Es ist die übertragene Lehre von der intellektuellen Anschauung, wenn man im 116. Ath. Fr. liest:

„Sie (die romantische Poesie) kann am meisten zwischen dem Dargestellten und dem Darstellenden, frei von allem realen und idealen Interesse auf den Flügeln der poetischen Reflexion in der Mitte schweben, diese Reflexion immer wieder potenzieren und wie in einer endlosen Reihe von Spiegeln vervielfachen."

Noch einen Schritt weiter führte Fichte die Romantiker in seiner Vorlesung: „Über die Bestimmung des Gelehrten" (1794). Dort stehen die Worte: „Alles Vernunftlose sich zu unterwerfen, frei und nach seinem eigenen Gesetze es zu beherrschen, ist letzter Endzweck des Menschen; welcher letzte Endzweck völlig unerreichbar ist und ewig unerreichbar bleiben muß, wenn der Mensch nicht aufhören soll, Mensch zu sein, und wenn er nicht Gott werden soll. — Aber er kann und soll diesem Ziel immer näher kommen; und daher ist die Annäherung ins Unendliche zu diesem Ziele seine wahre Bestimmung als Mensch." Auch diesen neuen Gedanken nahm Schlegel in seine Theorien auf, wie man ebenfalls im 116. Fragment lesen

kann. Man denke nur an Stellen wie: „Das eigentliche Wesen der romantischen Poesie besteht im Werden, sie muß ewig jung bleiben, sie allein ist unendlich, wie sie allein frei ist und als ihr erstes Gesetz anerkennt, daß die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leide."

Mit der Erhebung des Menschen über sich selbst und sein Werk, wie es Fichte gelehrt hatte, mußte notwendig ein Betrachten seiner selbst und seiner Werke Hand in Hand gehen. Die romantische Anschauung der Poesie schuf somit aus sich selbst heraus einen der wichtigsten Faktoren romantischer Denkungsweise, die romantische Ironie. Wie wichtig sie z. B. Fr. Schlegel war, kann man aus dem siebenten Lyceumsfragment entnehmen, in dem er von seinem „Versuch über das Studium der griechischen Poesie" sagt: „Das Schlechteste daran scheint mir der gänzliche Mangel der unentbehrlichen Ironie." Je weiter sich aber die Romantiker von dem realen Boden entfernten, um so unklarer wurden ihre Begriffe, das zeigt sich auch bei der Ironie. Wohl fühlten sie alle, was sie unter dem gegebenen Begriffe meinten, aber ihre Definitionen werden Fernerstehenden keine volle Klarheit haben bringen können. Worte wie: „Opfre den Grazien, heißt, wenn einem Philosophen gesagt wird, soviel als: „Schaffe dir Ironie und bilde dich zur Urbanität" (431. Ath. Fr.), dürften das beweisen. Ausführlicher, wenn auch nicht bedeutend klarer, spricht sich Schlegel in 108. Lyc. Fr. aus: „Die sokratische Ironie," sagt er, „ist die einzige durchaus unwillkürliche und doch durchaus besonnene Vorstellung. Es ist gleich unmöglich sie zu erkünsteln und sie zu verraten. Wer sie nicht hat, dem bleibt sie auch nach dem offensten Geständnis ein Rätsel. Sie soll niemanden täuschen, als die, welche sie für Täuschung halten ... In ihr soll alles Ernst sein, alles treuherzig offen, und alles tief verstellt ... Sie ist die freieste aller Lizenzen; denn durch sie setzt man sich über sich selbst weg, und doch auch die gesetzlichste. Es ist ein sehr gutes Zeichen, wenn die harmonisch Platten gar nicht wissen, wie sie diese stete Selbstparodie zu nehmen haben, immer wieder von neuem glauben und mißglauben, bis sie schwindlicht werden, den Scherz gerade für Ernst und den Ernst für Scherz halten ..." Daß es verschiedene Arten der Ironie gibt, erfährt man aus dem 48. Lyc. Fr.: „Die Philosophie ist die eigentliche Heimat

der Ironie, welche man logiſche Schönheit definieren möchte. — Freilich gibt's auch eine rhetoriſche Ironie, welche ſparſam gebraucht, vortreffliche Wirkung tut, beſonders im Polemiſchen. Doch iſt ſie gegen die erhabene Urbanität der ſokratiſchen Muſe, was die Pracht der glänzendſten Kunſtrede gegen eine alte Tragödie im hohen Stil." „Die Poeſie allein kann ſich nur durch Ironie bis zur Höhe der Philoſophie erheben . . ." Man vergleiche ferner die Ath. Fr. Nr. 51, 121, 305, 431. Aus alledem geht hervor, daß die romantiſche Ironie den Menſchen auf die höchſten Höhen romantiſcher Ideen führen will; was Wunder, wenn da die meiſten verſagen. Wohl ſehen wir die Romantiker ſich des Beſitzes der Ironie freuen und ohne Beſchränkung, außer der ſich ſelbſt auferlegten, über der Menſchheit dahin ſchweben, aber ihnen folgen, ſie ganz verſtehen, vermögen gewiß nur wenige. Man muß das aufgeben, wenn man ſieht, wie Schlegel auch auf der Ironie noch weiter baut, wie er mit ihrer Hilfe jene ſchwindelnden Höhen erklimmt, die er mit Namen wie Transſzendentalpoeſie oder Poeſie der Poeſie belegt; wie er ferner auch das Bildungsproblem mit all dieſen Spekulationen verknüpft, indem er behauptet (55. Lyc. Fr.): „Ein recht freier und gebildeter Menſch müßte ſich ſelbſt nach Belieben philoſophiſch oder philologiſch, kritiſch oder poetiſch, hiſtoriſch oder rhetoriſch, antik oder modern ſtimmen können, ganz willkürlich, wie man ein Inſtrument ſtimmt, zu jeder Zeit und in jedem Grade." Daß es übrigens Fr. Schlegel ſelbſt nicht fertig gebracht hat, jemandem einen der erwähnten Begriffe klar und bündig darzuſtellen, beweiſt z. B. ein Brief, in dem er an ſeinen Bruder ſchreibt: „Meine Erklärung des Wortes romantiſch kann ich Dir nicht ſchicken, weil ſie 125 Bogen lang iſt."

Als Friedrich Schlegel von ſeinem Parnaß herab, als der Prophet einer neuen Zeit, den Seinen neue Lebensregeln anempfahl, da durfte er nicht nur bei der Charakteriſierung der allgemeinſten Grundzüge des romantiſchen Staates ſtehen bleiben, er mußte auch auf einzelne Lebenslagen Bezug nehmen; denn noch war ſein Volk unerfahren. Es ſtand, wie er ja ſelbſt noch vor wenigen Jahren, inmitten politiſcher Wirren, denen es ſeine ganze Kraft opferte. Darum ſucht er es zunächſt dieſen unnützen Kämpfen zu entreißen und mahnt: „Nicht an die politiſche Welt verſchleudre du Glauben

und Liebe, aber in der göttlichen Welt der Wissenschaft und der Kunst opfre Dein Innerstes in den heiligen Feuerstrom ewiger Bildung" (106. Idee). Mit diesen Worten brach Schlegel die letzte Brücke mit dem realen Boden ab und zog die Seinen zu sich hinauf in eine Welt, in der er sich selbst nicht sein ganzes Leben zu halten vermochte. Solange er aber mit seinen Gesinnungsgenossen dort weilte, fühlte er sich wohl, lebte er im Genuß der Geselligkeit, seiner Geselligkeit, nach der er sich jederzeit so sehnte. In der Lucinde hatte er der Welt schon viel von seinem Glücke erzählt, auch in den Fragmenten ergriff er die Gelegenheit, seine Ideen über die Stellung der Frau und über die Ehe darzulegen. Es entsprach ganz den Zirkeln, in denen Friedrich in Berlin verkehrte, wenn er für Emanzipation der Frau plädierte. Sie soll die Gefährtin des Mannes auch in Berufsgeschäften werden. Das kann sie aber nur, wenn sie die gleiche Ausbildung erfährt wie der Mann. Darum heißt es in den Fragmenten: „Laß dich gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre!" Der üblichen Meinung, daß die Frau durch Poesie erhoben werde, tritt Schlegel entgegen, indem er meint, „die Poesie der Dichter bedürfen die Frauen weniger, weil ihr ganzes Wesen Poesie ist" (127. Idee), aber die Philosophie soll sie erheben, denn „sie haben keine Anlage zur Wissenschaft, wohl aber zur Philosophie" (102. Fr.). Auch auf moralischem Gebiete weise man der Frau eine Ausnahmestellung zu. Schlegel nennt es geradezu eine Schlechtigkeit der Männer, wenn diese von den Frauen ewige Unschuld forderten, die man durch Mangel an Bildung am ersten erreichen könnte. Er ist vielmehr der Meinung, daß „irgendeine gute und schöne Freigeisterei den Frauen ebenso stünde als den Männern". Daß er ihnen sogar politische Gleichberechtigung gewährt, ist schon aus seinem Aufsatz über den Republikanismus zu erkennen. Sein ganzes Griechenstudium mußte ihn ja zu dieser Ansicht führen, Sokrates und Plato hatten ja das gleiche verlangt. Daß Schlegel mit diesen Forderungen in Gegensatz zu Schiller kam, ist schon aus der Rezension des Musenalmanachs bekannt geworden. Von diesem Standpunkt muß man seine Worte beurteilen, die er bei Besprechung der „Würde der Frauen" niederschrieb: „Männer, wie diese, müßten an Händen und Beinen gebunden werden, solchen Frauen ziemte Gängelband

und Fallhut." Er sah die Würde der Frauen, ihre Liebenswürdigkeit, in ihrem Geist, in ihrer Bildung. Die Ehe zwischen zwei so abgeklärten Menschen mußte auch einen dem höheren Standpunkt entsprechenden Charakter haben. Auch hier mußte die unbedingte Freiheit herrschen, aber nicht die Freiheit in sinnlicher Lust und Lüsternheit, sondern die Freiheit, die Segen stiftet. Von diesem Standpunkt aus muß man das vielzitierte und ausgebeutete Wort verstehen: „Es läßt sich nicht absehen, was man gegen eine Ehe à quatre gründliches einwenden könnte!" Er meint nämlich, alle Ehen seien Konkubinate, „Ehen an der linken Hand oder vielmehr provisorische Versuche und entfernte Annäherungen zu einer wirklichen Ehe, deren eigentliches Wesen nicht nach den Paradoxen dieses oder jenes Systems, sondern nach allen geistlichen und weltlichen Rechten darin besteht, daß mehrere Personen nur Eine werden sollen". Nicht Frivolität, sondern Hochachtung vor der Ehe haben Schlegel diese Worte in den Mund gelegt. Und nur aus diesem Grunde ist er gegen die Anmaßung des Staates, der die mißglückten Ehen mit Gesetzesgewalt zusammenhalten will. „Dadurch hindert er die Möglichkeit der Ehe selbst, die durch neue, vielleicht glücklichere Versuche befördert werden könnte." Mit diesem Gedanken von der freiwilligen Scheidung der Ehegatten eben um der Ehe willen, den noch viel radikaler Fichte in seinem „Naturrecht" 1796 vertrat, steht Fr. Schlegel auch in den Fragmenten nicht allein. Ein religiös so tief empfindender Mensch wie Schleiermacher stimmt ihm hier vollkommen zu, wenn er dem Weibe zuruft (364. Ath. Fr.); „Merke auf den Sabbat deines Herzens, daß du ihn feierst, und wenn sie dich halten, so mache dich frei oder gehe zugrunde!" Selten wird jemand dem weiblichen Geschlecht solche Hochachtung bezeugt haben wie eben Schleiermacher. Seine „Idee zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen" beweist das und verdient hier im Zusammenhang, einschließlich der schon zitierten Stellen, angeführt zu werden. Er fordert in seinen zehn Geboten: „1. Du sollst keinen Geliebten haben neben ihm, aber du sollst Freundin sein können, ohne in das Kolorit der Liebe zu spielen und zu kokettieren oder anzubeten. 2. Du sollst dir kein Ideal machen, weder eines Engels im Himmel, noch eines Helden aus einem Gedichte oder Roman, noch eines selbstgeträumten oder phantasierten; sondern du

sollst deinen Mann lieben wie er ist. Denn sie, die Natur, deine Herrin, ist eine strenge Gottheit, welche die Schwärmerei der Mädchen heimsucht an den Frauen bis ins dritte und vierte Zeitalter ihrer Gefühle. 3. Du sollst von den Heiligtümern der Liebe auch nicht das kleinste mißbrauchen: denn die wird ihr zartes Gefühl verlieren, die ihre Gunst entweiht und sich hingibt für Geschenke und Gaben, oder nur um in Ruhe und Frieden Mutter zu werden. 4. Merke auf den Sabbat deines Herzens, daß du ihn feierst, und wenn sie dich halten, so mache dich frei oder gehe zugrunde. 5. Ehre die Eigentümlichkeit und die Willkür deiner Kinder, auf daß es ihnen wohlgehe und sie kräftig leben auf Erden. 6. Du sollst nicht absichtlich lebendig machen. 7. Du sollst keine Ehe schließen, die gebrochen werden müßte. 8. Du sollst nicht geliebt sein wollen, wo du nicht liebst. 9. Du sollst nicht falsch Zeugnis ablegen für die Männer; du sollst ihre Barbarei nicht beschönigen mit Worten und Werken. 10. Laß dich gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre."

Daß sich Fr. Schlegel in seinen Fragmenten nicht nur an die wenigen hier angedeuteten Themata gehalten hat, dürfte wohl selbstverständlich sein. Er berührt noch die verschiedenartigsten Dinge, so gibt er vor allem sein Urteil über bekannte Männer der Vergangenheit und Gegenwart ab: Plato, Leibniz, Kant, Chamfort, Rousseau, Fichte, Kant, Winckelmann, Shakespeare, Horaz, Euripides, Wieland, Michelangelo, Rembrandt, Holbein und viele andere finden Erwähnung. Auch über die bildende Kunst, über die französische Revolution, die Naturphilosophie und anderes äußert er sich eingehend. Alles das müßte in einer Darstellung der romantischen Theorie unbedingt Berücksichtigung finden, kann hier aber schon deswegen keine eingehende Besprechung finden, weil die einzelstehenden Fragmente ohne Berücksichtigung anderer Publikationen als Zeitschriften doch nur eine sehr lückenhafte Darstellung finden würden.

Trotz ihrer Eigenart haben die Fragmente doch außerordentlich in jener Zeit gewirkt, in erster Linie durch ihre „Igelnatur" — sie haben manchen böse verletzt —, dann aber auch durch die Neuheit ihrer Ideen. So ist es denn gekommen, daß sich die Hauptpolemik gegen das Athenäum auf die Fragmente bezog.

Kotzebue war einer der ersten, der mit der Satire: „Der hyper-

boreiſche Eſel, oder die heutige Bildung. Ein draſtiſches Drama und philoſophiſches Luſtſpiel für Jünglinge," hervortrat. (Vgl. 197. Ath. Fr.) Sein Witz beſtand darin, daß er die Hauptperſon des Stückes nur Stellen aus den Fragmenten und aus der Lucinde aufſagen ließ, während alle anderen Darſteller in der landläufigen Sprache redeten. Der einzigen Aufführung dieſes „Dramas" anläßlich der Michaelismeſſe in Leipzig ſoll auch Fr. Schlegel beigewohnt haben. (Vgl. Steffen, Was ich erlebte, IV. 264.) Auf ganz ähnliche Weiſe wie Kotzebue ſuchte ſich Nicolai zu rächen. Er ſchrieb den bekannten, anonym erſchienenen Roman: „Vertraute Briefe von Adelheid B** an ihre Freundin Julie S**." Dieſes Buch bezeichnet den endgültigen Bruch der Romantik mit den Aufklärern. Eine günſtige Rezenſion der „Vertrauten Briefe" in der Jenaer Literaturzeitung (1799. 4. 246 ff.) führte auch zum Zerfall A. W. Schlegels mit deren Redakteur. Nicolai ſelbſt ſind ſeine Ausfälle nicht ſonderlich gut bekommen, ihm iſt arg mitgeſpielt worden, und zwar von A. W. Schlegel im „Literariſchen Reichsanzeiger" des Athenäums, von Tieck im „Poetiſchen Journal" und von Schelling in den Erläuterungen über die Jenaiſche Literaturzeitung. Im Athenäum (II. 2. 333 ff.) wurde folgende Preisaufgabe geſtellt: „Der Buchhändler Nicolai, der Ältere, hat kürzlich in einem krankhaften Zuſtande allerlei fremde Geiſter geſehen und wünſcht ſehnlich, nun auch den ſeinigen zu erblicken. Demjenigen Gelehrten, welcher ihm die Mittel anweiſen kann, dieſes ſchwierige Unternehmen auszuführen, wird eine verhältnismäßige Belohnung verſprochen." Schelling zeigte ſich in der erwähnten Schrift als ein Mann, den die Leidenſchaft entſchieden zu weit mit fortriß; er nannte die Literatur-Zeitung „die Stimmführerin aller regreſſiven Tendenzen, das Zentrum des wiſſenſchaftlichen Obſkurantismus, den Strebepfeiler des baufälligen Herkommens, die letzte Hoffnung der erſterbenden Plattheit und Unwiſſenſchaftlichkeit, einen faulen Fleck der Literatur, . . . einen Abgrund der Gemeinheit und Schlechtigkeit". Auf eine Reihe weiterer weniger bedeutender Entgegnungen mag hier nicht eingegangen werden.

Die „Ideen", von denen einzelne ſchon zitiert worden ſind, erſchienen zeitlich nach den Fragmenten, nämlich im erſten Heft des dritten Bandes. Sie decken ſich aber inhaltlich zum großen Teil

mit den Fragmenten. Besonderheiten mögen im folgenden kurz angeführt werden.

Über die Entstehung der Ideen erfährt man Ausführlicheres in den Briefen Fr. Schlegels an seinen Bruder (Nr. 138, 141, 142, 143). Kurz nach Fertigstellung der Notizen über Schleiermachers Reden schreibt Friedrich seinem Bruder von einer „ganz kleinen Portion exquisiter Gedanken", die er für das Athenäum bereit habe. Die ganz kleine Portion scheint sich sehr rasch zu einer Riesenportion von 156 Gedanken vergrößert zu haben. Noch vor seiner Rückkehr von Berlin nach Jena sendet er sie an A. W. Schlegel mit den Begleitworten: „Hier sind Ideen, denn so will ich sie schicklicher nennen; der Kardenio zu Schleiermachers Don Quixote. Ich hoffe, Ihr werdet wenigstens wie Olivia sagen: nun, das ist eine rechte Hundstagstollheit. Dorothea meint, es sei Kaviar der Mystik. Indessen habe ich doch — nach Beschaffenheit der Umstände — sehr leise angefangen, und wenn diese Ideen erst erstiegen sind, so sollen Hieroglyphen erscheinen." Schlegel charakterisiert diese Ideen, wenn auch indirekt, in seiner Zeitschrift Europa (I, 52), wo er ausspricht: in den früheren Stücken des Athenäums sei Kritik und Universalität der Hauptzweck, in den späteren der Geist des Mystizismus gewesen. Auch Fichte gegenüber äußert sich der junge Romantiker sehr vorsichtig, ja entschuldigend über seine neueste Leistung. Er schreibt an ihn (Fichtes Leben und literar. Briefwechsel II, 427): „Ich habe dabei freilich nicht Sie, sondern junge, mir nicht ganz unähnlich gesinnte Köpfe vor Augen, die eben auch noch im Gären sind, und würde es nicht wagen, Ihnen meine Ansicht anders als in einer strengen Form mitzuteilen." (Vgl. Haym, Die romantische Schule, S. 492 ff.)

Wenn man näher auf den Inhalt der Ideen eingeht, so findet man auch hier eine ähnliche Mannigfaltigkeit wie in den Fragmenten. Es wird gesprochen über berühmte Männer aus Gegenwart und Vergangenheit; auch über Stellung und Eigenart der Frau, über die Liebe, über Naturphilosophie und Mythologie und manches andere. Das Hauptthema bildet die Religion, und zwar der neue Religionsbegriff Fr. Schlegels, von dem er sagt: „Die Religion ist die allbelebende Weltseele der Bildung, das vierte unsichtbare Element zur Philosophie, Moral und Poesie" (4. Idee).

Das Hauptgewicht wird hier darauf gelegt, daß die Religion nicht nur ein Teil der Bildung ist, sondern wie es auch an einer anderen Stelle heißt: „Das Zentrum". Daher ist die Religion als Zentralbegriff von ungeheurer Bedeutung und greift in alle Gebiete des geistigen Lebens ein. Nur durch Religion wird aus Logik Philosophie, nur durch sie erlangen wir eine ewig volle unendliche Poesie (11. Idee). „Die Religion ist die zentripetale und zentrifugale Kraft im menschlichen Geiste und was beide verbindet" (31. Idee). Die Faktoren der Religion sind Philosophie und Poesie; wenn man beide verbindet, kann man nichts anderes erhalten als Religion (46. Idee). Natürlich steht die Religion auch zur Moral in engster Beziehung. Von ihnen sagt Schlegel, sie seien sich symetrisch entgegengesetzt wie Poesie und Philosophie (67. Idee), aber in der 73. Idee wird hinzugefügt: „so ist auch die Moral der Religion nicht gleich, sondern untergeordnet". Trotzdem aber ist eine innige Verbindung beider unerläßlich; denn „kommt die Religion ganz von der Moral, so habt ihr die eigentliche Energie des Bösen im Menschen, das furchtbare, grausame, wütende und unmenschliche Prinzip, was ursprünglich in seinem Geiste liegt" (132. Idee).

Aus allem zeigt sich deutlich, daß der Begriff der Religion eigentlich gar kein Begriff ist, sondern ein unbestimmtes, halb mystisches Etwas, das alles andere halb beherrscht, halb weiterbildet, das aber isoliert wiederum höchst unheilvoll wirken muß. Die allgemeine Verwirrung ist grenzenlos. Daß diese Lehre von der Religion im Gegensatz steht zu Schleiermachers erhabener Auffassung, braucht nicht erst nachgewiesen zu werden. Auch er war nicht recht einverstanden mit den „Hundstagstollheiten" seines Freundes. In einem Briefe an Brinkmann (Briefw. IV, 61) spricht er den Wunsch aus, daß die Ideen ein, und zwar hoffentlich das letzte Produkt von Schlegels sich immer mehr verlierender innerer Unfertigkeit und untergeordneter Fülle von Gedanken und Anregungen seien.

Die Aufnahme der Ideen beim Publikum entsprach ganz der der Fragmente. Beide wurden sogar von einzelnen Freunden der Romantik abgelehnt. In den feindlichen Lagern riefen sie bittersten Hohn und Spott hervor, und zwar tadelte man Form und Inhalt gleich schwer.

Die Geschichte hat freilich etwas anders geurteilt: Sie hat von den vielen Werken Fr. Schlegels die Fragmente noch am ehesten lebendig erhalten. Das liegt zum Teil daran, daß gerade unsere Zeit außerordentlich gern in Fragmenten, oder wie man jetzt wohl lieber sagt, in Aphorismen oder Essays denkt und spricht. Der Meister in dieser Kunst hat erst vor wenigen Jahren die Augen geschlossen, Friedrich Nietzsche. Man hat es daher auch nicht unterlassen, auf die Verwandtschaft der Fr. Schlegelschen Gedankenwelt mit der Nietzsches hinzuweisen (vgl. Joel: Nietzsche u. d. Romantik).

Den Fragmenten am nächsten steht die schon erwähnte Aphorismensammlung von Novalis, Blütenstaub genannt. Der Dichter kennzeichnet mit dieser Überschrift schon selbst den zarten Duft, der seine Gedanken umschwebt, zugleich aber auch die befruchtende Kraft, die ihnen innewohnt. Auch Novalis verbreitet sich hier über alle Lebenslagen und sucht an diese seine geistvollen Bemerkungen anzuknüpfen. Allen voran steht die hohe Auffassung seines Dichterberufes, den er mit den Worten charakterisiert: „Wir sind auf einer Mission: zur Bildung der Erde sind wir berufen." Auch von ihm werden unter den bedeutendsten Männern der Gegenwart Goethe und Fichte hervorgehoben. Blütenstaub ist jenes oft zitierte Wort, daß Goethe jetzt der wahre Statthalter poetischen Geistes auf Erden sei, und auf ein genaues Fichtestudium dürfte der Ausspruch zurückzuführen sein: „Die höchste Aufgabe der Bildung ist, sich seines transszendentalen Selbst zu bemächtigen, das Ich seines Ichs zugleich zu sein." Auch der Schlegelsche Begriff der Ironie wird besprochen, er wird als Ergebnis einer freien Vermischung des Bedingten und Unbedingten gepriesen. Daß Novalis auch auf Fragen über religiöse Dinge zu sprechen kommt, ist nicht zu verwundern. Auch hier stellt er treffliche religionsphilosophische Betrachtungen an, z. B. wo er von dem „Mittelglied" zwischen Gott und den Menschen spricht.

Die Fragmente, die Ideen und die Aphorismen des Blütenstaubs hatten schon wiederholt das Lob Goethes gesungen. Man gab sich nicht damit zufrieden, sondern widmete jener einen großen Tendenz des Zeitalters, dem „Wilhelm Meister", einen besonderen Abschnitt. Schon in seinem Werke „Über das Studium der griechischen Poesie" hatte Fr. Schlegel darauf hingewiesen, daß die

gegenwärtige Literatur der altklassischen bei weitem nachstehe, nur Goethe sei geeignet, die alten Ideale wieder zum Leben und zur Beachtung zu bringen. Das Werk, das ihm dabei vor allem vor Augen schwebte, war Wilhelm Meister. „Über Goethes Meister" hat er auch im Athenäum eine seiner schönsten Abhandlungen geschrieben.

Er weist zunächst auf die vorbildliche Einfachheit hin, mit der diese so packende Geschichte begonnen und fortgeführt wird. Nichts Außergewöhnliches geschehe hier, auch die auftretenden Personen seien keine Ausnahmemenschen, und doch wehe dem Leser von Anfang an ein ganz besonders inniger Stimmungshauch entgegen. Mit meisterhaften Strichen zeichnet Schlegel die Bilder der Mitwirkenden und weist ihnen mit geschultem Auge den gebührenden Platz im Rahmen des Ganzen an. So schreibt er z. B.: „Philine ist das verführerische Symbol der leichtesten Sinnlichkeit; auch der bewegliche Laertes lebt nur für den Augenblick; und damit die lustige Gesellschaft vollzählig sei, repräsentiert der blonde Friedrich die gesunde kräftige Ungezogenheit. Alles, was die Erinnerung und die Schwermut und die Reue nur Rührendes hat, atmet und klagt der Alte wie aus einer unbekannten bodenlosen Tiefe von Gram und ergreift uns mit wilder Wehmut. Noch süßere Schauer und gleichsam ein schönes Grauen erregt das heilige Kind, mit dessen Erscheinung die innerste Springfeder des sonderbaren Werkes plötzlich frei zu werden scheint." Im weiteren lobt Schlegel die allerdings mehr innere als äußere Einheit des Romans, die aber nur dem Kenner in ihrer ganzen Größe aufgehe, und geht dann über zu einer trefflichen Charakteristik der einzelnen Bücher, indem er schreibt: „Wenn bescheidner Reiz den ersten Band dieses Romans, glänzende Schönheit den zweiten und tiefe Künstlichkeit und Absichtlichkeit den dritten unterscheidet, so ist Größe der eigentliche Charakter des letzten und mit ihm des ganzen Werkes ... Es ist als sei alles Vorhergehende nur ein geistreiches interessantes Spiel gewesen und als würde es nun Ernst. Der vierte Band ist eigentlich das Werk selbst. Hier öffnet sich der Vorhang des Allerheiligsten, und wir befinden uns plötzlich auf einer Höhe, wo alles göttlich und gelassen und rein ist."

Diese Kritik, die leider Fragment geblieben ist, bedeutet für Fr. Schlegel einen gewaltigen Fortschritt schon in stilistischer Be-

ziehung. Sie bildet eine Illustration zu seiner eigenen Forderung im „Lyceum der schönen Künste", die Kritik solle wieder Poesie, wieder ein Kunstwerk sein, das dem kritisierten nicht nachstehe. Leider hat das Streben nach Formvollendung den Dichter etwas zu weit geführt und ihn unbewußt zu schwülstigen, ja süßlich klingenden Wendungen verleitet. Auch inhaltlich bedeutet die Kritik eigentlich nur eine Würdigung Goethes in dem Sinne, daß Schlegel geflissentlich bloß die Vorzüge des Romans darzulegen sucht. Neben Formschönheiten (vgl. Haym, S. 280) sucht er vor allem tiefste und verborgenste Wahrheiten auf, und wir können ihm schwerlich zustimmen, wenn er sagt: „So mögen wir am liebsten dem nachspähen, was er (der Dichter) unserem Blick entziehen oder doch nicht zuerst zeigen wollte, und was ihm doch am meisten zum Künstler macht: die geheimen Absichten, die er im stillen verfolgt und denen wir beim Genius, dessen Instinkt zur Willkür geworden ist, nie zuviel voraussetzen können."

Im letzten Bande des Athenäums kommt Fr. Schlegel nochmals auf Goethe zu sprechen, und zwar in einem längeren Aufsatz, der für die Entwicklung romantischen Denkens von der allergrößten Bedeutung ist, nämlich in dem „Gespräch über die Poesie". Es ist noch in Jena entstanden, wo Friedrich in einem Zirkel geistig außerordentlich hochstehender Menschen verkehrte und manche Anregung mit hinwegtrug. Es ist daher naheliegend, diesen Freundeskreis mit den Personen des „Gesprächs" in Beziehung zu bringen. Haym (Die romantische Schule, S. 681) glaubt sogar, eine ziemlich getreue Kopie zu erblicken. Der Marcus, der den Unterricht im Metrischen für so wichtig hält, ist Schlegels Bruder August Wilhelm. Amalie, die alle schlechten Romane von Fielding bis Lafontaine gelesen und sich somit der Kritik gemein gemacht hat, ist Caroline Schlegel; der philosophische Ludovico ist sowohl Fichte als auch Schelling nachgebildet und der Antonio zeigt deutlich die polemischen Manieren Schleiermachers. Das Gespräch selbst setzt mit einer scharfen Kritik gegen das bestehende Theaterwesen und gegen die Unpoesie der Engländer ein und bringt dann vier Vorträge ästhetischen Inhalts von Andrea, Ludovico, Antonio und Marcus. Das Wort erhält zunächst Andrea. Er spricht über „die Epochen der Dichtkunst".

Gleich aus den kurzen einleitenden Worten erkennt man deutlich, daß eine Wandlung in Fr. Schlegels Ansicht vor sich gegangen ist. Man beobachtet, wie bei ihm die historische und hier speziell die literaturhistorische Tendenz der romantischen Schule zur Herrschaft gelangt ist. Im Anschluß an Fichte und vor allem in Übereinstimmung mit Hegel sucht er nicht die einzelnen Epochen der Dichtung nebeneinander zu stellen, sondern diese als Teile einer ganzen Entwicklung zu behandeln, er will Geschichte der Dichtung schreiben. „Die Wissenschaft der Kunst ist ihre Geschichte", in diesem Satz gipfeln seine neuen Ansichten. Dem entspricht es denn auch, daß er ein Kunstwerk, wie einen Künstler nicht mehr isoliert betrachtet, sondern ihn aus dem Geist seiner Zeit zu würdigen versucht, dann bilden auch die Schöpfungen der einzelnen Kunstperioden eine zusammenhängende Kette. Dieser Einleitung entsprechend enthält auch der eigentliche Vortrag Andreas ein historisches Kolorit, ja selbst die Anschauung des Romantischen hat mehr historische Fassung bekommen.

Andrea schildert die Entwicklungsgeschichte der Poesie. Er beginnt mit der griechischen Dichtkunst, die ihm auch jetzt noch der höchste Olymp der Poesie ist. Kurz charakterisiert er die einzelnen Etappen bis zur Tragödie und Komödie, streift dann das „didaskalische", d. h. das Lehrgedicht, sowie die alexandrinische Dichtkunst und kommt auf die Römer zu sprechen, von denen er sagt, daß sie „nur einen kurzen Anfall von Poesie" gehabt hätten.

Danach verstrich über ein Jahrtausend, ehe wieder ein großer Dichter im Okzident erstand, man widmet sich lieber der Rechtswissenschaft, der Philosophie oder der Religion. Erst mit den „Germaniern" strömte ein unverdorbener Felsenquell von neuem Heldengesang über Europa. „Als die gotische Dichtung durch Einwirkung der Araber mit einem Nachhall von den reizenden Wundermärchen des Orients zusammentraf, blühte an der südlichen Küste gegen das Mittelmeer ein fröhliches Gewerbe von Erfindern lieblicher Gesänge und seltsamer Geschichten." Die katholische Herrschaft war ausgewachsen, die Wissenschaft zeigte zum Teil den Weg nach dem Altertum. „Diesen betrat, Religion und Poesie verbindend, der große Dante, der heilige Stifter und Vater der modernen Poesie." Dieser, sowie Petrarca und

Boccaccio, sind die Häupter vom „alten Stil der modernen Kunst". Nach ihnen ist Guarini der bedeutendste der Italiener, dem es in seinem Pastor Fido allein geglückt ist, romantischen Geist und klassische Bildung zu verbinden. Im nächsten Abschnitt springt Schlegel gleich zu den Spaniern und Engländern über, deren Kunst sich auf die beiden Männer Cervantes und Shakespeare zusammendränge, und deren Bildungsgang und historische Entwicklung geschildert wird. Die Wiedererweckung der deutschen Poesie knüpfe sich, wie schon in den älteren Schriften gesagt war, an Winckelmann und Goethe an. Von Goethes Universalität aber spricht man als von einem milden Widerschein der Poesie aller Nationen und Zeiten.

Mit Goethe sei auch die neue Zeit und eine neue Schule (offenbar die romantische) entstanden, die zu den schönsten Hoffnungen berechtige. Philosophie und Poesie, die höchsten Kräfte des Menschen, die selbst zu Athen jede für sich in der höchsten Blüte doch nur einzeln wirkten, griffen nun ineinander, um sich in ewiger Wechselwirkung zu beleben und zu bilden. Das Übersetzen der Dichter und das Nachbilden ihrer Rhythmen sei zur Kunst und die Kritik zur Wissenschaft geworden, die alte Irrtümer vernichte und neue Aussichten in die Kenntnis des Altertums eröffne, in deren Hintergrunde sich eine vollendete Geschichte der Poesie zeige.

Danach beginnt Ludovico mit dem zweiten Vortrag seiner „Rede über die Mythologie". Gleich der Anfang macht den Leser, der von den Fragmenten herkommt, stutzig. Die vielgepriesene subjektive Willkür scheint nicht die rechte Befriedigung gewährt zu haben. Die Kraft der Begeisterung ist zersplittert, im Einzelkampf erlahmt. Es fehlt den dichtenden Geistern an einem festen Halt, an einem mütterlichen Boden, an einem Ganzen, an das sich alle anschließen können. Uns fehlt, was die Alten hatten, so führt Ludovico aus, ein Mittelpunkt unseres Dichtens, nämlich eine Mythologie. Aber „wir sind nahe daran, eine zu erhalten, oder vielmehr, es wird Zeit, daß wir ernsthaft dazu mitwirken sollen, eine hervorzubringen". Die alte Mythologie war von selbst entstanden, die neue muß im Gegenteil „aus der tiefsten Tiefe des Geistes herausgebildet werden; es muß das künstlichste aller Kunstwerke sein; denn es soll alle anderen umfassen, ein neues Bette und ein Gefäß für den alten, ewigen

Urquell der Poesie und selbst das unendliche Gedicht, welches die Keime aller anderen Gedichte verhüllt". Wie es aber möglich ist, daß sich eine neue Mythologie nur aus der innersten Tiefe des Geistes herausarbeiten kann, sucht Schlegel an der Entstehung des größten Phänomens des Zeitalters, an der Entstehung des Idealismus ausführlich nachzuweisen. Die näheren Ausführungen mögen hier übergangen, nur auf eins mag noch hingewiesen werden, was für die weitere Entwicklung der romantischen Schule von großer Bedeutung geworden ist. Auf der Suche nach wiederzuerweckenden Mythologien hören wir Schlegel sprechen: „Wären uns nur die Schätze des Orients wie die des Altertums! Welche neue Quelle von Poesie könnte uns aus Indien fließen!... Im Orient müssen wir das höchste Romantische suchen." — In dem wiederaufgenommenen Gespräch wird zunächst auf die Geschichte, als eine der Hauptquellen der Mythologie hingewiesen; dann auf Dante, der der einzige gewesen sei, „der unter einigen begünstigenden und unsäglich vielen erschwerenden Umständen durch eigene Riesenkraft, er selbst ganz allein, eine Art von Mythologie, wie sie damals möglich war, erfunden und gebildet hat". Das Streben nach dem Orient, das hier zum ersten Male gefordert wird, ist zu einer wichtigen Tendenz der romantischen Schule geworden und wird auch in den Zeitschriften noch manchmal hervortreten.

Für die Fortentwicklung Fr. Schlegelscher Anschauungen besonders wichtig ist der Brief über den Roman. Er beginnt mit einer Verteidigung von Jean Pauls Romanen, von denen manche behaupteten, es seien gar keine, „sondern ein buntes Allerlei von kränklichem Witz; die wenige Geschichte sei zu schlecht, um für Geschichte zu gelten, man müsse sie nur erraten". Zwar muß Fr. Schlegel manche dieser Vorwürfe als berechtigt erkennen, aber er meint, daß „solche Grotesken und Bekenntnisse noch die einzigen romantischen Erzeugnisse unseres unromantischen Zeitalters sind". Diese Rechtfertigung führt Schlegel dazu, sich wieder einmal über den Begriff des Romantischen zu verbreiten. Romantisch, meint er jetzt, sei das, was uns einen sentimentalen Stoff in einer phantastischen Form darstellt. Freilich müsse man dabei das Wort „sentimental" nicht in dem übelberüchtigten Sinne verstehen. Ihm sei das sentimental, was anspreche, wo das Gefühl herrsche, und

zwar kein sinnliches, sondern das geistige. Die Quelle und Seele dieser Regungen sei die Liebe, und der Geist der Liebe müsse in der romantischen Poesie überall unsichtbar sichtbar schweben. Das sei aber nur möglich mit Hilfe des Phantastischen, das ebenfalls ein wesentliches Merkmal des Romantischen sei. Im Gegensatz zur Antike, die nur an die Mythologie anknüpfe, sei die romantische Poesie ganz auf historischem Grunde aufgebaut, sie gehe überall, mehr als man ahne, von der Wirklichkeit aus, man denke nur an Boccaccio! Wenn somit das Romantische auch einen Gegensatz zur Antike bilde, so dürfe man deswegen nicht meinen, romantisch und modern seien identisch; denn es gebe viele moderne Werke, wie z. B. Emilia Galotti, die nicht im geringsten romantisch seien, während man in Shakespeare den Kenner aller romantischen Phantasie finden könnte. Romantisch sei alles Vorzüglichste, alles wirklich Poetische der modernen Poesie. Darum solle das Romantische auch keine besondere Gattung, sondern ein Element der Poesie sein, ebenfalls wie der Roman, der es dem jungen Schlegel ganz besonders angetan hat. Der Roman, meint er, sei ein romantisches Buch, er beherrsche alle anderen Gattungen; selbst das Drama dürfe nur als ein angewandter Roman gelten. Im Fortgang der Studie läßt sich nicht verkennen, daß hier Wilhelm Meister abermals zum Vorbild gedient hat, und daß sie zugleich eine Schutzschrift für die so viel geschmähte „Lucinde" sein soll. Darum sagt Schlegel auch: „Ich kann mir einen Roman kaum anders denken, als gemischt aus Erzählung, Gesang und anderen Formen." Von einer eigentlichen Theorie des Romans aber müsse er absehen; denn eine solche würde wieder ein Roman sein müssen, der jeden ewigen Ton der Phantasie phantastisch wiedergäbe und das Chaos der Ritterwelt noch einmal verwirrte. „Da würden die alten Wesen in neuen Gestalten leben; da würde der heilige Schatten des Dante sich aus seiner Unterwelt erheben, Laura himmlisch vor uns wandeln und Shakespeare mit Cervantes trauliche Gespräche wechseln."

Der Forderung der historischen Betrachtungsweise, wie sie schon in dem ersten Vortrag berücksichtigt worden war, entspricht auch die Rede des Marcus: „Versuch über den verschiedenen Stil in Goethes früheren und späteren Werken." Marcus geht von Goethes Universalität aus und sagt: Sie zeigt sich darin, daß jeder bei ihm

etwas sucht und findet, Wilhelm Meister ist der faßlichste Inbegriff seiner Vielseitigkeit. Um den Dichter aber recht zu verstehen, muß man in das Innere dringen, d. h. die Geschichte seines Geistes zu ergründen suchen. Bei einem solchen Studium zeigt sich dann, daß es kaum einen Autor gibt, dessen frühesten und späteren Werke so grundverschieden sind. „Es ist das ganze Ungestüm der jugendlichen Begeisterung und die Reife der vollendeten Ausbildung im schärfsten Gegensatze." Der Kenner wird aber gar bald zwischen den beiden Extremen noch eine mittlere Periode entdecken, so daß man also in Goethes Werken drei zu unterscheiden hätte. Die erste ist charakterisiert durch „Götz von Berlichingen", dieses Zeugnis von Kraft und Frische; die zweite durch „Tasso", der den Geist der Reflexion und Harmonie atmet, und die dritte durch „Hermann und Dorothea". Mit der Hoffnung auf das Aufblühen der deutschen Literatur und einer Lobeshymne auf Goethe schließt der Vortrag mit den Worten: „So wird Goethe nicht das Schicksal Cervantes' und des Shakespeare haben können, sondern der Stifter und das Haupt einer neuen Poesie sein, für uns und die Nachwelt, was Dante auf andere Weise im Mittelalter."

Stellen wir nun zusammenfassend noch einmal fest, welche Wandlungen seit den Fragmenten im Geiste Schlegels vor sich gegangen sind, so muß zunächst von der historischen Tendenz der Romantiker geredet werden. Man will eine Weltgeschichte der gesamten Dichtung schreiben, wo alle Wissenschaften und Künste einen einheitlichen Organismus bilden. Damit ist es gegeben, daß man die einseitige Wertschätzung des klassischen Altertums noch mehr aufgibt, als das im Anfang des Athenäums geschehen war. Auch in den philosophischen Ansichten ist eine Wandlung eingetreten. Man schwört nicht mehr auf Fichte, sondern wendet sich mehr Spinoza zu, von dem auch die Rede ist. Damit hängen aber wieder andere Wandlungen folgerichtig zusammen. Die unbeschränkte Freiheit, der reinste Subjektivismus ist überwunden. Goethes dritte Periode ist deshalb so geschätzt, weil er dort rein objektiv verfährt. In der Rede von der Mythologie wird geklagt, daß der Dichter keinen festen Halt habe. Schlegel empfiehlt daher als neuen gemeinsamen Mittelpunkt die Mythologie und weist hier mit ganz besonderem Nachdruck auf die Bedeutung des Orients für die

Weiterentwicklung der Romantik hin. Auch das Wesen dieser romantischen Poesie faßt er jetzt anders zusammen, indem er sagt, romantisch ist das, was einen sentimentalen Stoff in phantastischer Form darstellt. An einer anderen Stelle wird wieder romantisch mit didaktisch gleichgesetzt. Die Veränderungen schreiten aber weiter. Mit dem Abwenden von Fichte herrscht an Stelle des „Selbstgesetzes der Wissenschaft" die „Idee des Universums" (Haym: Die rom. Sch., S. 690). Das zeigt sich aber wieder deutlich in der Verschiebung eines Hauptbegriffs der Romantiker, in der Ironie. In dem sich an die Rede über die Mythologie anschließenden Wechselgespräch wird gesagt, die Forderung der Ironie verlange, daß die Begebenheiten, die Menschen, kurz das ganze Spiel des Lebens, wirklich auch als Spiel genommen werden. Damit ist ausgedrückt, daß wir uns nicht an das Einzelne, sondern an die Bedeutung des Ganzen halten sollen. Aus der Lehre von der Ironie ist die Lehre von der allegorischen Bestimmung der Dichtung geworden. Alle heiligen Spiele der Kunst sind nur freie Nachbildungen von dem inwendigen Spiel der Welt, mit anderen Worten: Alle Schönheit ist Allegorie; „das Höchste kann man, eben weil es unaussprechlich ist, nur allegorisch sagen". Wie wenig gefestigt aber diese neuen Anschauungen in Schlegel sind, erkennt man daraus, daß er in demselben „Gespräch über die Poesie" ganz plötzlich wieder zu alten Forderungen zurückkehrt, indem er meint, man müsse nach Ideen dichten und die Poesie zur freien Ideenkunst erheben. Wir werden in den späteren Zeitschriften sehen, wie sich Schlegels Anschauungen weiter entwickelt haben.

Auch die philosophischen Aufsätze Fr. Schlegels knüpfen an einige Programmpunkte der Fragmente an. In seinem ersten Artikel dieser Art nimmt er Bezug auf seine Ausführungen über die Bildung der Frau. Er überschreibt ihn „Über Philosophie. An Dorothea". Wie schon die Überschrift zeigt, ist er in Briefform abgefaßt und an Dorothea Veit, seine spätere Frau, gerichtet. Schlegel stellt hier die, wie er selbst sagt, dreiste Behauptung auf, „daß Philosophie den Frauen unentbehrlich sei, weil es für sie keine andere Tugend gäbe als Religion, zu der sie nur durch Philosophie gelangen könnten". In der Beweisführung dieses Satzes kommt er zunächst auf die Bestimmung des Weibes zu reden. Ihre Natur und Lage

ſei häuslich, nicht aber ihre Beſtimmung, wenn man unter Beſtimmung den Weg verſtehe, „auf welchen die Stimme Gottes in uns deutet“. So ſchwer es dem Weibe auch fallen möge — und es falle ihm ſchwerer als z. B. dem Manne, der zum Teil durch ſeinen Beruf zu Wiſſenſchaft und Künſten, und alſo zu Gott und Unſterblichkeit hingewieſen werde —, das Weib ſolle doch nach den gleichen Gütern ſtreben, wenn es auch die Neigung habe, den Geiſt in ſich zurückzuziehen, ihn gewiſſermaßen zu vergraben. Dieſe Gegenüberſtellung führt Schlegel zu einer ſehr poetiſchen, aber wenig geiſtreichen Charakteriſierung des männlichen, und beſonders des weiblichen Geſchlechts. Dabei ſpielt auch das Wort Religion eine bedeutende Rolle. Religion iſt ihm hiernach die Innerlichkeit und die Harmonie des weiblichen Weſens. Wie weit der Begriff dieſer Religion von dem ſonſt gebräuchlichen entfernt ſein mag, erkennt man aus folgenden Worten Schlegels an Dorothea: „Wie dürfte man Dir Religion bloß darum abſprechen wollen, weil es Dir vielleicht an einer Antwort fehlen könnte, wenn man Dich fragte, ob Du an Gott glaubſt; und weil die Unterſuchung, ob es *einen* Gott gäbe oder drei oder ſoviel Du willſt, für Dich nichts mehr als ein ziemlich unintereſſantes Gedankenſpiel ſein würde.“ An einer anderen Stelle hören wir aber: „So kann ich doch im ſtrengen Sinne nur das für Religion gelten laſſen, wenn man göttlich denkt und dichtet und lebt, wenn man voll von Gott iſt; wenn ein Hauch von Andacht und Begeiſterung über unſer ganzes Sein ausgegoſſen iſt; wenn man nichts mehr um der Pflicht, ſondern alles aus Liebe tut, bloß weil man es will, und wenn man es nur darum will, weil es Gott ſagt, nämlich Gott in uns.“ Oder er ſagt: Religion beſitze nur der, der in ſeinem Inneren „eine urſprüngliche eigene und reichliche Quelle reiner Begeiſterung hat; deſſen inneres Ohr für die Muſik aller Sphären der allgemeinen Bildung empfänglich iſt“.

Der zweite Teil des Briefes iſt ausgefüllt durch Ratſchläge, wie Dorothea ſich am beſten in die Philoſophie einarbeiten könne, und welchen Philoſophen ſie zuerſt ſtudieren ſolle. Dabei ſpricht Schlegel von den Populärphiloſophen, von Voltaire, Rouſſeau, Kant, Fichte, Plato, Spinoza und Hemſterhuys und fügt bei jedem hinzu, inwiefern er zum Studium Dorotheas geeignet ſei und inwiefern nicht.

Ein noch wertvolleres Dokument romantischen Geistes ist der zweite philosophische Beitrag Friedrich Schlegels: „Über die Unverständlichkeit" (Athenäum III. 2. S. 335—53). Mit diesem Artikel schließt das Athenäum ab, und es läßt sich nicht bestreiten, daß man kaum ein besseres Stück an diese Stelle hätte setzen können, um noch einmal das Charakteristikum des Athenäums den Lesern zu kennzeichnen. Wir vernehmen noch einmal den Ton des Hausherrn, wie er streng und doch mit gewisser Leutseligkeit von oben herab zu den tief unter ihm Stehenden spricht. Er will über die Unverständlichkeit reden. Nach einer Einleitung, die der Überschrift des Artikels nicht wenig Ehre macht, und in der er, aus einem in das andere kommend, von der allgemeinen Unverständlichkeit und ihrer Beseitigung spricht, kommt er auf das Athenäum zu reden, denn gegen dieses hätten sich die Klagen der Unverständlichkeit besonders gehäuft. Er will diese Zeitschrift verteidigen und dabei von dem Fragment mit den drei Tendenzen ausgehen. Es lautet: „Die französische Revolution, Fichtes Wissenschaftslehre und Goethes Meister sind die größten Tendenzen des Zeitalters..." Die Art, wie dieses Fragment mißverstanden worden sei, habe ihn sehr überrascht, denn er habe die Mißverständnisse von einer ganz anderen Seite erwartet. Mit dem Sonett „Bewundert nur die feingeschnitzten Götzen" von A. W. Schlegel, das ein hohes Lob auf Goethe und einen Hohnruf auf die Unverständigen enthält, schließt der erste Teil des Beitrags. Der zweite ist bedeutend wichtiger. Hier spricht Schlegel von der Ironie als einer Ursache der Unverständlichkeit. Auch hier muß ein Fragment, und zwar das bekannte Lyceumsfragment „Die sokratische Ironie ist die einzige...", zum Ausgangspunkt dienen. Wenn jemand dieses ziemlich lange Fragment gelesen hat, wird er gewiß viel Verständnis für die Unverständlichkeit gewonnen haben, aber um so erschrockener sein, wenn er darauf Schlegels Worte liest: „Muß nicht jeder Leser, welcher an die Fragmente im Athenäum gewöhnt ist, alles dieses äußerst leicht, ja trivial finden? Und doch schien es damals manchem unverständlich." Da aber nach Schlegels Meinung jetzt die Ironie in allen erdenklichen Formen an der Tagesordnung sei, hält er es für nötig, ein System der Ironie aufzustellen. Da redet er zunächst von der vornehmsten von allen, der groben Ironie, dann

von der feinen oder delikaten, dann von der extrafeinen, bei der man mit einem freundlich und ernſt zu reden ſcheint und dabei nur den Augenblick erwartet, wo man ihm einen guten Tritt in den Hintern wird geben können. Außerdem gäbe es noch die redſelige Ironie, ferner die dramatiſche und gar die doppelte Ironie, endlich aber das höchſte, die Ironie der Ironie. „Was wir aber hier zunächſt unter Ironie der Ironie verſtanden wiſſen wollen," ſo iſt wörtlich zu leſen, „das entſteht auf mehr als einem Wege. Wenn man ohne Ironie von der Ironie redet, wie es eben der Fall war; wenn man mit Ironie von einer Ironie redet, ohne zu merken, daß man ſich zu eben der Zeit in einer anderen viel auffallenderen Ironie befindet; wenn man nicht wieder aus der Ironie herauskann, wie es in dieſem Verſuche über die Unverſtändlichkeit zu ſein ſcheint, wenn die Ironie Manier wird und ſo den Dichter gleichſam wieder ironiſiert... wenn man Ironie zu einem überflüſſigen Taſchenbuch verſprochen hat, ohne ſeinen Vorrat vorher zu überſchlagen und nun wider Willen Ironie machen muß wie ein Schauſpielkünſtler, der Leibſchmerzen hat; wenn die Ironie wild wird und ſich gar nicht mehr regieren läßt." „Welche Götter," ſo ruft Schlegel, und wir müſſen uns ihm erſchöpft anſchließen, „werden uns von allen dieſen Ironien erretten können?" Wir würden gewiß ſchwerlich eine Antwort zu geben vermögen. Schlegel dagegen findet ſie ſpielend leicht: Wer kann helfen, wer anders als eben — die Ironie, nur eine mächtigere. Wenn man in dem Artikel weiterhin immer noch von neuen fortwährenden Ironien hört, ſo bekommt man wirklich Reſpekt vor dieſem romantiſchen Begriff, und man kann Schlegel nicht genug zuſtimmen, wenn er plötzlich ſchreibt, daß mit der Ironie nicht zu ſcherzen ſei. Selbſt überwältigt von der Philoſophie über die Ironie geſteht Schlegel ein, daß das Athenäum unverſtändlich ſei, eben weil es mitten im Feuer der Ironie entſtanden wäre. Dieſes Zugeſtändnis deprimiert aber den großen Schriftſteller gar nicht, nein, es gibt ihm ſogar den Ausgangspunkt zu neuen Gedankengängen, die man am Anfang nie vermutet hätte. „Iſt denn die Unverſtändlichkeit etwas ſo durchaus Verwerfliches und Schlechtes?" führt er weiter aus. „Mich dünkt, das Heil der Familie und der Nationen beruhet auf ihr." Sie wirke ſegenbringend in allen Staaten, allen Kunſtwerken, ja ſelbſt die menſch-

liche Zufriedenheit hänge von einem solchen dunklen Punkte ab, ja den Menschen würde es bange werden, wenn die ganze Welt im Ernst durchaus verständlich wäre. — Einen anderen Trostgrund gegen die anerkannte Verständlichkeit des Athenäums findet Schlegel in der Anerkennung selbst, „weil uns eben diese auch belehrte, das Übel werde vorübergehend sein". Da ihm die neue Zeit so schnellfüßig erscheint, so glaubt er sich zu den glänzendsten Erwartungen berechtigt. Nachdem er von dem Wetterleuchten in seiner Zeit gesprochen hat, führt er aus: „Dann wird der ganze Himmel in einer Flamme brennen, und dann werden auch alle euere kleinen Blitzableiter nichts mehr helfen. Dann nimmt das neunzehnte Jahrhundert in der Tat seinen Anfang, und dann wird auch jenes kleine Rätsel von der Unverständlichkeit des Athenäums gelöst sein. Welche Katastrophe! Dann wird es Leser geben, die lesen können. Im neunzehnten Jahrhundert wird jeder die Fragmente mit vielem Behagen und Vergnügen in den Verdauungsstunden genießen können. Es wird jeder Mensch, jeder Leser die Lucinde unschuldig, die Genoveva protestantisch und die didaktischen Elegien von A. W. Schlegel fast gar zu leicht und durchsichtig finden. Es wird sich auch hier bewähren, was ich in prophetischem Geiste in den ersten Fragmenten als Maxime aufgestellt habe: Eine klassische Schrift muß nie ganz verstanden werden können. Aber die, welche gebildet sind und sich bilden, müssen immer mehr daraus lernen wollen."

Der Aufsatz „Über die Unverständlichkeit" gehört unbedingt mit zu dem Besten, was Fr. Schlegel im Athenäum geleistet hat. Er ist erfüllt von dem köstlichen Humor eines über die Sache vollkommen erhabenen Menschen, der seine Gegner mit jener so gepriesenen Ironie behandelt, indem er sich selbst viel schwärzere Einwände macht, als diese tun würden. Geschickt führt er seine geistreichen Scherze bis zum Schluß, um sich mit den Versen: „Eines schickt sich nicht für alle, Sehe jeder wie er's treibe," von den Lesern seiner Zeitschrift zu verabschieden.

Schon in den einzelnen Beiträgen, aus denen die ästhetischen Anschauungen der romantischen Schule zu erkennen waren, zeigte sich ihre Vorliebe zur Kritik. Diese tritt besonders deutlich in einer Gruppe von Artikeln hervor, die lediglich der Kritik und Polemik

gewidmet war. Daß die Romantiker gerade auf dieſe hohen Wert legten, iſt ſchon aus den einführenden Worten zum Athenäum erſichtlich geweſen. Sie wollten in fünf bis zehn Jahren kritiſche Diktatoren Deutſchlands ſein. Mühe genug hat man ſich auch gegeben, und an Heftigkeit, Hohn und Spott hat man es auch nicht fehlen laſſen. Ja, um recht ſicher dem vorgeſteckten Ziele entgegen zu gehen, hatten die Brüder Schlegel ſogar ihrem Grundſatz entgegen noch andere bewährte Kritiker zur Mitarbeit herangezogen. Der gelehrte Bernhardi, und vor allem Schleiermacher, haben nach Kräften mitgewirkt.

Gleich das erſte Heft eröffnete allerdings noch in ziemlich gemäßigter Form den Kampf. Man lieſt in ihm: „Die Sprachen. Ein Geſpräch über Klopſtocks grammatiſche Geſpräche." Dieſer Eröffnungsartikel iſt gegen die grammatiſchen Geſpräche Klopſtocks gerichtet, der verſucht hatte, die Vorzüge und Eigenheiten der deutſchen Sprache hervorzuheben und zugleich ſeine Anſicht über Verskunſt und dichteriſche Behandlung darzulegen. Dabei hatte er aber die Kurioſität nicht geſcheut, die vorkommenden Begriffe zu perſonifizieren. Es traten dementſprechend die Genien der Sprache, der Grammatik, des Urteils, ja ſogar die einzelnen Beſtandteile der Sprache auf. A. W. Schlegel ſucht dieſe Darſtellungsart in Form einer Parodie nachzuahmen und offenbart darin ein ganz ausgezeichnetes Talent. Er zeigt ſich hier, wie ſchon immer, als gewandter Kritiker, der ſich aber auch jetzt noch viel mit der Technik der Kunſt beſchäftigt. Der Artikel ſelbſt iſt ſpäter in die Sämtlichen Werke aufgenommen worden, aber unter dem Titel: „Wettſtreit der Sprachen". Inhaltlich deckt ſich der Athenäumsartikel mit einem ſchon früher erſchienenen Aufſatz: „Betrachtungen über Metrik".

Recht eigentlich in die Gegenwart greift A. W. Schlegel mit ſeiner Kritik erſt in dem folgenden Artikel ein: „Beiträge zur Kritik der neueſten Literatur". Sie atmen einen außerordentlich freien Ton. A. W. Schlegel, der ſich ſonſt immerhin einer gewiſſen Mäßigkeit befleißigt, hat auch dieſe letzte Feſſel von ſich geworfen, offenbar weil er nun ſelbſtändig auf eignem Grund und Boden ſchalten und walten kann. Mit einer ſcharfen Kritik der damaligen „Rezenſieranſtalten" beginnt er ſeine Ausführungen.

Zwar sei, so legt er dar, die Kritik notwendig, weil niemand in der Lage sei, alle Neuerscheinungen auf literarischem Gebiete selbst zu studieren. Da müßten eben die Besprechungen der Bücher in den Zeitungen aushelfen. Naturgemäß treffe diese aber dasselbe Übel. Auch sie könnten den gewaltigen Stoff nicht bewältigen. Daher komme es, daß die Rezensenten die Bücher, über die sie Anzeigen liefern sollten, gar nicht ganz lesen, ein Blatt vorn und ein Blatt hinten gäbe schon viel Licht; besonders geschätzt seien auch die Vorreden. Unter all den Rezensionsanstalten zeichne sich besonders die „Allgemeine deutsche Bibliothek" aus, die das erste Beiwort wohl nur pleonastisch für „gemein" führe. Die Rezensenten litten ferner unter einem schweren Drucke — und hier hören wir Bekenntnisse Schlegels — sobald man rezensiere, sei man in der Amtskleidung: man rede nicht mehr in seinem eigenen Namen, sondern als Mitglied eines Kollegiums. Wer eigentümlichen Geist habe, müsse ihn dem Zweck und Ton des Instituts opfern (die Charakteristik der Rezensionsanstalten findet sich noch in prägnanteren Zügen in den 1802 in Berlin gehaltenen Vorlesungen, nachher in der „Europa" II. 1. 17—22). Die folgenden Beiträge will Schlegel nicht als Rezensionen aufgefaßt wissen, sondern „für nichts weiter als Privatansichten eines in und mit der Literatur Lebenden". Er werde nicht systematische Vollständigkeit erstreben, sondern mehr „Rhapsodisches" bieten.

Die Grundlage zu den weiteren Ausführungen bildet wie öfters Goethes „Wilhelm Meister". Wir lesen dementsprechend Erörterungen über den Roman und das Romantische, ganz in der Weise, wie das Fr. Schlegel ebenfalls im Athenäum getan hat. Auch hier wird von der Aufgabe des Romandichters gesagt, daß sie „wie eine irrationale Gleichung nur durch unendliche Annäherung gelöst werden könne". Von diesen theoretischen Auseinandersetzungen kommt A. W. Schlegel aber bald zu mehr praktischen und liefert eine Kritik über Aug. Lafontaines Werke, die mit zu den geistreichsten und schönsten gehört, die Schlegel überhaupt geschrieben hat. (Eine Kritik in demselben Sinne, wenn auch nicht so ausgeführt, lieferte Tieck im „Archiv der Zeit".) Auch hier hat ihm wie schon manchmal eine zarte Hand geholfen, nämlich die seiner Gattin Karoline (vgl. W. Schlegels Kritische Schriften I.

S. XVIII und Waitz S. V. Anm. 2). Die Kritik beginnt mit einer luſtigen Auslaſſung über die Vielſchreiberei Lafontaines, den er „einen fröhlichen Mann“ nennt. Er mache ſich das Leben nicht allzu ſchwer. Ihm ſchiene auch mehr an Zeitlichkeit, als an Ewigkeit gelegen zu ſein, wenngleich er oft auf dieſe hinweiſe. Um es ſich außerdem noch recht bequem zu machen, mache er ſich eine Moral zurecht, „die ein wenig auf den Kauf gemacht ſei“. Unter vielen anderen Ausſtellungen tadelt Schlegel auch die Kinderliebſchaften, die Darſtellung der weiblichen Unſchuld, die Anwendung von Rührſeligkeiten, wie vor allem das allzu ſtarke Anlehnen an andere Schriftſteller. Das Ende der Kritik iſt eine lobende Anpreiſung von Ludwig Tiecks Werken. Beſonders die Charakteriſierung von deſſen lyriſchen Dichtungen verdient als das Beſte, was man über ſie leſen kann, hier angeführt zu werden. Schlegel ſchreibt: „In dieſem klaren Tautropfen der Poeſie ſpiegelt ſich all die jugendliche Sehnſucht nach dem Unbekannten und Vergangenen, nach dem, was der friſche Glanz der Morgenſonne enthüllt und der ſchwülere Nachmittag wieder mit Dunſt umgibt; das ganze ahnungsvolle Tönen des Lebens und der fröhliche Scherz der Liebe. Denn eben dieſes Helldunkel ſchwebt und wechſelt darin: ein Gefühl, das nur aus der innerſten Seele kommen kann und doch leicht und loſe in der Außenwelt umhergaukelt; Stimmen, von der vollen Bruſt weggehoben, die dennoch wie aus weiter Ferne leiſe herüberſchallen. Es iſt der romantiſche Ausdruck der wahrſten Innigkeit, ſchlicht und phantaſtiſch zugleich.“

Der zweite Band des Athenäums brachte die Fortſetzung des ſoeben beſprochenen kritiſchen Artikels, aber auf Friedrichs Wunſch unter dem Namen: Notizen. Die meiſten dieſer Rezenſionen ſind von A. W. Schlegel, ein Teil von Fr. Schlegel verfaßt; auch Schleiermacher, Bernhardi und Dorothea hat man als Autoren einzelner Kritiken ermittelt. Friedrich Schlegel eröffnete dieſe mit einer Beſprechung von Schleiermachers „Reden über die Religion“. Mit größter Begeiſterung preiſt er das Werk ſeines Freundes, das durch Kraft und Überzeugung in der Darſtellung dem deutſchen Volke den Begriff wiederſchenke, den es faſt ganz verloren habe, und das durch Inhalt und Form ein außerordentliches Phänomen ſei, ein unerwartetes Zeichen des fernher nahenden Orients. Auf

Einzelheiten geht Schlegel in zwei Briefen ein, die er folgen läßt. Den ersten richtet er an einen gottlosen Freund und zeigt diesem, wie das Buch auch auf ihn wirken müsse; denn er könne sich als Gebildeter der Erhabenheit der Ausdrucksweise, dem Anblick des bewundernswerten architektonischen Aufbaues jenes gewaltigen Gedankengebäudes nicht ohne Ergriffenheit entziehen und auch ihm müsse etwas davon aufgehen, was wahre Religion sei, besonders wenn er sich wiederholt liebevoll in Schleiermachers Reden vertiefe. Der zweite Brief ist an einen sogenannten religiösen Freund gerichtet, den er dazu bewegen will, die Reden zu lesen; denn auch er würde den tief religiösen Geist des Ganzen klar erkennen.

Unter den weiteren Kritiken Fr. Schlegels sei noch der über „Tiecks Don Quixote" gedacht. Hier weist der Verfasser darauf hin, daß den bisher gangbaren Übersetzungen dieser Dichtung ausnahmslos die Poesie in Prosa und Versen gefehlt habe. Nur ein Dichter und vertrauter Freund der alten romantischen Poesie wie Tieck habe in dem ersten Teil seiner Übersetzung gezeigt, daß er die Mängel beseitigen konnte. Dann geht Schlegel mit kurzen Worten auf den „Don Quixote", die „Galatea", den „Persiles" und die „Novellen" ein, um dann der Prosa des Cervantes reiches Lob zu spenden. Sie sei die einzig moderne, die den Vergleich mit der Prosa eines Demosthenes, Plato und Tacitus aushielte. „In keiner anderen Prosa," schreibt er, „ist die Stellung der Worte so ganz Symmetrie und Musik; keine andere braucht die Verschiedenheit des Stils so ganz wie Massen von Farbe und Licht, keine ist in den allgemeinen Ausdrücken der geselligen Bildung so frisch, so lebendig, so darstellend. Immer edel und immer zierlich bildet sie bald den schärfsten Scharfsinn bis zur äußersten Spitze und verirrt bald in kindlich süße Tändeleien... Laßt uns die populäre Schreiberei der Franzosen und Engländer vergessen und diesen Vorbildern nachstreben!"

Weit gefährlicher für die Gegner der Romantiker waren die Artikel A. W. Schlegels. Zwar hat auch er einige mehr harmlose Kritiken für die „Notizen" geliefert, aber im allgemeinen war er sehr scharf. Haben wir ihn schon von der Literaturzeitung her als einen Rezensenten kennen gelernt, der das Übel bei der Wurzel zu fassen und auszureißen versuchte, so kommt hier noch ein gewisser

Übermut, eine Selbstherrlichkeit hinzu, die ihn oft zu beißend werden ließ, ihn sogar zu Ausfällen hinriß, die er sich jetzt in seiner eigenen Zeitschrift erlauben zu können glaubte. Einige dieser Ausfälle erschienen selbst den Freunden reichlich heftig, und sie bezeichneten sie darum als „kritische Teufeleien". Am Ende des zweiten Bandes findet man sie in einer Art Anhang, „Literarischer Reichsanzeiger" oder „Archiv der Zeit und ihres Geschmackes" überschrieben. Die hier befindlichen Beiträge waren zunächst für die Notizen bestimmt, aber auf Anraten Friedrichs, diesem „Kunstwerkchen der Grobheit" eine besondere Rubrik zu widmen, hier zusammengestellt worden. (Walzel, Fr. Schlegel an A. W. Schl., S. 418.) Da ferner auch die Zensur diese Artikel nicht durchlassen wollte, so kann man sich ein Bild von der Art dieser Kritiken machen. Es seien hier einige Belege angeführt (gekürzt).

Die Herausgeber des „Genius der Zeit" und des „Musageten" stiften „Annalen der leidenden Schriftstellerei", eine Anstalt für alle Mühseligen, Beladenen und Zerschlagenen, denen hier ein Lazarett geöffnet wird. Es werden daselbst einige bejahrte Schriftsteller Klagen darüber anstellen, daß das goldene Zeitalter unserer Literatur noch nicht vorüber sein soll, andere ihrem gerechten Unwillen Luft machen über die Fortschritte der Kunst und Wissenschaft. Die unerhörte Frechheit einiger, ein eigenes Urteil zu haben, wird mit schwindelndem Erstaunen berichtet ... Da das Schriftstellen — so fügt Schlegel boshaft hinzu — wie billig in seiner weitesten Bedeutung genommen wird, so können auch Schulknaben ihre ungerecht beurteilten Exerzitia hier abdrucken lassen. —

Wieland wird Supplemente zu den Supplementen seiner sämtlichen Werke herausgeben unter dem Titel: Werke, die ich sogar für die Supplemente zu schlecht halte und völlig verwerfe. —

Aus Fr. Nicolais Laboratorium wird nach Art einer medizinischen Anzeige die daselbst fabrizierte „antiphilosophische Latwerge" angepriesen. Eine besondere Gebrauchsanweisung sei nicht nötig, mit gutem Erfolge lese man indessen die Schriften der Herren Schwab und Eberhard als schweißtreibendes Mittel. — In einer Anzeige, „Dienstentlassung" überschrieben, heißt es: „Mit Anerkennung der vieljährig geleisteten Dienste und Beibehaltung aller Titel und Besoldungen ist der Witz des Hofrats Kästner gnädigst in den ehrenvollen Ruhestand versetzt worden." —

Personen so gesucht:

Man wünscht für die Bibliothek der schönen Künste und Wissenschaften einen Mann von gesetzten Jahren, der nie in seinem Leben einige Erwärmung von einem Werke des Genies verspürt, auch bereit ist, den Eid auf Batteux, die symbolischen Bücher der Korrektheit, abzulegen und übrigens eine fließende und weitläufige Hand schreibt.

Endlich wird über die Poesie des Herrn Hofrat Wieland in Weimar auf Ansuchen der Herren Lucian, Fielding, Sterne, Voltaire, Crebillon und vieler anderer Autoren concursus creditorum eröffnet.

Es ist begreiflich, daß diese Art der Kritik einen Sturm der Entrüstung erregte. Das hätte indessen die Romantiker nicht geschreckt, wenn nicht ihr hoher Gönner und höchstes Vorbild, Goethe, Einspruch erhoben hätte. Auf sein Anraten ließ man den Reichsanzeiger eingehen.

A. W. Schlegels Rezensionseifer war auf diese Weise das rechte Feld seiner Betätigung verloren gegangen, er mußte sich ein neues suchen und fand es schnell in den Notizen. Zwar durfte er hier nicht in der gleichen Weise verfahren wie im Reichsanzeiger, aber er hat doch auf ähnliche Art seinen Gefühlen freien Lauf gelassen. Er widmete seine Kraft der Charakteristik und Kritik und suchte sich bei der Besprechung der Matthissonschen Poesie, die er mit der Voßschen und Schmidtschen zu vergleichen suchte, reichlich zu entschädigen. Die Kritik Matthissons steht — und so war es gewiß auch berechnet — in direktem Gegensatz zu der Schillerschen. Freilich schlug sich A. W. Schlegel damit selbst Wunden; denn auch er hatte Matthisson einst in der Allgemeinen Literaturzeitung bedeutend günstiger beurteilt. Die Rezension selbst geht auf den Entwicklungsgang des Dichters ein und unterscheidet eine frühere und spätere Periode. An den meisten Dichtungen tadelt Schlegel vor allem die „Ziererei, das Frostige und Geschraubte". Matthisson sei gewissermaßen in seiner Manier erstarrt. Die kritischen Bemerkungen über Matthisson knüpft Schlegel an drei Neuerscheinungen an, nämlich an das „Basrelief am Sarkophage des Jahrhunderts", an „Alins Abenteuer" und an „Ein Nachtrag": Er nennt das zweite Werk ein „Petrefaktum von Fratzen ohne Phantasie, von nüchternen Fieberträumen, von ungenialischer Tollheit", und sucht darzulegen, daß der so viel gepriesene Matthisson, der immer als der „Korrekte" gefeiert worden sei, gar kein wirklicher Dichter sei, sondern nur ganz äußerlich Reime ohne Seele schmiede. Ganz ähnliche Vorwürfe macht Schlegel auch Voß, von dem er sagt: „Gäbe es außer der Kunst noch ein Handwerk der Poesie, so würde Vossens Liedern der erste Rang nicht abzustreiten sein." Mit diesen beiden Dichtern wird Schmidt, von dem gesagt wird, daß, wie es

ſcheine, ſich bei ihm nicht bloß Abweſenheit der Poeſie bemerken laſſe, ſondern daß er in Anſichten und Geſinnungen wirklich antipoetiſch ſei, verglichen. Schlegel tut das in Form eines den Manieren der drei Dichter natürlich ſtark übertrieben nachgeahmten Wettgeſangs, von dem die erſte Strophe angeführt werden mag:

Voß: Poeſie wie die ſchwarze Suppe
Schmeckt euch allen noch einſt: Gott geb's!
Matthiſſon: Stolz prangt mein Bild als Marmorgruppe
Und täuſchet fern den Blick, als leb's.
Schmidt: Rotbedeckt wie ein gekochter Krebs
Grüßt die Muſe mich in ſchmutz'ger Juppe.

Andere Rezenſionen A. W. Schlegels, wie die philologiſche Beſprechung über Soltaus Überſetzung des „Don Quixote", ein Freundſchaftsdienſt für Tieck, waren nicht ſo ſcharf und verletzend, wirkten aber gewiß wegen ihrer Gründlichkeit.

Von anderen Romantikern, die dem literariſchen Strafgericht im Athenäum ihren Arm geliehen haben, ſei zunächſt Bernhardi genannt. Sein Artikel iſt überſchrieben: „Verſtand und Erfahrung. Eine Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft von J. G. Herder" (III. 2. 266—281). Unterzeichnet iſt der Aufſatz nur mit B. Auch er iſt ſcharf und greift Herder heftig an. Vor allem ſucht er klar und deutlich darzuſtellen, wie ſehr dieſer die Kantſche Kritik der reinen Vernunft mißverſtanden habe, und wie die Metakritik „ein Gewebe von grammatiſchen Spitzfindigkeiten, eine grobe Verwechſlung von Darſtellung und Sache und eine verkehrte Beziehung beider aufeinander" ſei.

Bedeutend intereſſanter ſind die Kritiken Schleiermachers; auch ſie ſind anonym erſchienen und meiſt nur S—r unterzeichnet. Von Schleiermacher ſind z. B. die Kritiken über: „Anthropologie von Immanuel Kant" (vgl. „Aus Schleiermachers Leben" IV, 533—536), „Engels Philoſoph für die Welt", „Fichtes Beſtimmung des Menſchen" (vgl. Schleiermachers ſämtliche Werke Abt. 3, I. 517—523 und 527—534). Dieſe Kritiken übertreffen die von Schlegel an Schärfe noch bei weitem, d. h. den „Literariſchen Reichsanzeiger" abgerechnet. Sie grenzen zum Teil ſogar an Grauſamkeit. Über ſeine Manier beim Rezenſieren ſchreibt er ſelbſt in Briefen an A. W. Schlegel (vom 24. Dez. 1799 und

18. Jan. 1800, Nr. 5 und 6), wenn es nun einmal sein solle, daß man sich mit solchen Armen an Geist einlasse — so würde seine Manier darin bestehen, die sein sollende Moralität aus sich selbst zu bekriegen. Um das aber zu können, arbeitete sich Schleiermacher mit dem ihm eigenen Geiste in das Buch, das ihm zur Kritik überantwortet war, hinein; ja er legte an dasselbe wie an eine Person sittliche Maßstäbe und kam dabei meist zu sehr negativen Ergebnissen. In beiden ist es aber bedingt, daß die so entstehenden Rezensionen im Sinne der Romantiker keine Muster waren. Weit entfernt vor allem davon, wieder Kunstwerke zu sein, waren sie mehr schwerfällig, zum Teil sogar schwer verständlich und gekünstelt. In der Rezension von Kants Anthropologie zeigt sich deutlich eine Absage. Für Schleiermacher ist Kant mit seinem ganzen System der ärgste Konfusionarius. Er nennt das Werk eine „Sammlung von Trivialitäten", ein durch und durch verworrenes, nach Form und Inhalt unwissenschaftliches Buch, eine „Negation der Anthropologie", aus der auch der nur mittelmäßig Gebildete nichts mehr lernen könnte. Noch schlechter ergeht es den Popularphilosophen Garve und Engel. Von den Schriften des ersteren meint Schleiermacher, man könne unmöglich etwas Nachteiliges von ihrem Verfasser sagen, was dieser nicht auf irgendeine Art in ihnen schon selbst sage; und Engel, der „Philosoph der Welt", rede als Rationalist von altem Schlage in dem neuen Zeitalter, als wäre er aus einem tiefen Schlaf erwacht.

Die Rezensionen von Dorothea Schlegel über Ramdohrs moralische Erzählungen sind ganz im Sinne und Geiste der anderen Kritiken gehalten und brauchen daher nicht weiter hervorgehoben zu werden.

Die verhältnismäßig wenigen poetischen Beiträge des Athenäums zerfallen deutlich in zwei Gruppen. Zu der ersten gehören die Übersetzungen, so die „Elegien aus dem Griechischen" (I. 1. 107—140), „Eilfter Gesang aus dem rasenden Roland" (II. 2. 247—284), „Idyllen aus dem Griechischen" (III. 2. 216ff.). Die einzelnen Übertragungen werden von Erläuterungen eingerahmt, die teils die Dichtungsgattung im allgemeinen oder das einzelne Gedicht zum Gegenstand haben. Die Artikel tragen stets die Unterzeichnung „W. u. F." = Wilhelm und Friedrich Schlegel. Wieweit

der einzelne als Autor dieſer Beiträge beteiligt iſt, läßt ſich nicht genau mehr feſtſtellen; wahrſcheinlich aber iſt, daß Wilhelm die Gedichte überſetzt und Friedrich den erläuternden Text hinzugefügt hat. Eingehend beſchäftigt ſich Minor mit dieſer Frage (Fr. Schlegel 1794—1802). Über die Begabung A. W. Schlegels zur Übertragung fremdſprachlicher Poeſien iſt ſchon früher geſprochen worden. Auch im Athenäum beweiſt er ſein Überſetzertalent aufs neue.

Weniger einverſtanden kann man mit der Gruppe von Gedichten ſein, die die Schlegel ſelbſt geſchaffen haben. Es fehlt offenbar beiden Brüdern an produktiver Kraft. Das Techniſche tritt bei ihnen in den Vordergrund und wird beſonders bei Friedrich zur Künſtelei, unter der Inhalt, Klarheit und Faßlichkeit leiden. Die Stoffgebiete, aus denen ſie bei den Gedichten ſchöpften, zu betrachten, iſt zum Teil ſehr intereſſant. Bemerkenswert iſt da, daß Wilhelm in dem Gemäldeaufſatz eine Reihe Gedichte eingeſchaltet hat, die das Hinwenden zum Katholizismus ſchon jetzt andeuten. Man lieſt da Überſchriften wie: „Der heilige Lucas" oder „Die Himmelfahrt der Jungfrau" oder „Die Mutter Gottes in der Herrlichkeit" u. a. Die bedeutendſte poetiſche Leiſtung Wilhelms im Athenäum iſt ſeine Elegie „Die Kunſt der Griechen", Goethe gewidmet. Hier weiß er in überaus treffender Weiſe den unvergänglichen Wert antiker Kunſt darzuſtellen. Bei Beſprechung von Malerei, Skulptur und Poeſie mit all ihren Gattungen bietet er oft glänzende Charakteriſtiken beſtimmter Perioden oder Perſonen. Mit den Worten: „Aber wir klopfen umſonſt an der Vorwelt eherne Pforten, keiner, den Hermes' Stab rühret, kehret zurück", findet A. W. Schlegel den Weg aus der Vergangenheit in die Gegenwart, in der ihm Goethe als der Schutzgeiſt der Antike erſcheint. Dieſer, dem von den Göttern der „Künſtlerweihe Geheimnis" anvertraut ſei, ſoll der Menſchheit den Weg zur Kunſt weiſen. Trotz der ermüdenden Aufzählung einzelner Dichter und Künſtler wirkt die Elegie nicht nur durch Formvollendung und Schönheit der Sprache, ſondern vor allem durch den erhabenen Inhalt. Solche Vorzüge gehen den Dichtungen Friedrichs zum großen Teil ab. Dieſer iſt noch zu ſehr von der Fragmentſtimmung befangen, als daß er ſeine Gedanken in der ſtrengen Form eines Gedichtes zum Ausdruck bringen könnte. Seine Sprache an ſich erhält dadurch

etwas Unnatürliches, Krankhaftes. Seine Gedanken aber sind auf die Zukunft gerichtet, ein vorwärts-, kein „rückwärtsgekehrter Prophet" will er sein, er singt von dem Ruhme seiner Freunde und vor allem von seinem eigenen. Am unangenehmsten macht sich das letztere in dem Gedicht „An Heliodora" bemerkbar, von dem Haym sehr richtig vermutet, daß sich Friedrich selbst unter diesem Namen gemeint habe. Die gleiche Eitelkeit verrät im letzten Grunde auch das Gedicht „An die Deutschen". Er widmet es seinen Landsleuten zur Jahrhundertwende, um sie gleichzeitig zu ermahnen, eine neue Zeit, ein neues Europa zu schaffen. Indem er dabei aber von der Dichtung auszugehen empfiehlt, weist er wieder auf sich und die Seinen hin, die schon ein gutes Stück Arbeit dazu geleistet hätten. Mit diesen unbestimmten Andeutungen begnügte sich Friedrich aber nicht, sondern er widmete noch jedem Freunde ein besonderes Sonett. Wir lesen daher Überschriften wie „Schellings Weltseele", „Zerbino" (Tieck), „Die Reden über die Religion" (Schleiermacher). Ein Sonett benannte er auch „Das Athenäum", um hier noch einmal die Aufgabe dieser Zeitschrift mit den Worten zu kennzeichnen:

„Der Bildung Strahlen all in Eins zu fassen,
Vom Kranken ganz zu scheiden das Gesunde."

Wahre Poesie hat eigentlich nur Novalis zum Athenäum geliefert, und zwar in seinen „Hymnen an die Nacht". Es sind dies die letzten wunderbaren Schwingungen jener furchtbaren Gemütsbewegungen beim Tode seiner Geliebten. Der Dichter sehnt sich nach dem Tod, der ihm Erlösung bringen soll. Der Gedanke an ihn treibt ihn einerseits in das Leben zurück, um das wenige Kostbare in ihm zu retten, andererseits aber läßt er in ihm die Zuversicht und vor allem den inneren Frieden einziehen, der noch nie so wunderbar besungen worden ist. Im Dunkel der Nacht ist es dem Dichter am wohlsten. Da lösen sich all die Bande, mit wahrer Wollust läßt er seinen Schmerzen freien Lauf. Die Nacht wird ihm zur Geliebten, die er innig umfaßt. Religion und Sinnlichkeit mischend, erscheint ihm Maria als Geliebte und Christus als Geliebter: „der Tod ruft zur Hochzeit".

Die katholisierenden Sonette A. W. Schlegels haben schon einmal auf das Gemäldegespräch des Athenäums hingeführt. Hier

mag noch einmal auf dieſen Artikel zurückgegriffen werden, da er am deutlichſten den Standpunkt A. W. Schlegels zur bildenden Kunſt darſtellt. Das Geſpräch wird von Luiſe und Waller geführt, unter denen man Karoline und Wilhelm zu verſtehen hat. Der ſpäter auftretende Reinhold dürfte der Repräſentant der anderen Freunde ſein. Wenn man an die Elegie „Die Kunſt der Griechen" denkt, ſo wird es niemand wundern, daß A. W. Schlegel ſeine Betrachtungen mit der antiken Plaſtik beginnt und ſich erſt durch Reinholds Arbeit zur Malerei wendet. Die philoſophierende Einleitung iſt dabei beſonders intereſſant; denn ſie zeigt den Standpunkt Schlegels zur bildenden Kunſt außerordentlich deutlich. Schlegel erſcheint hier nicht als Kunſtkritiker oder Kunſthiſtoriker, ſondern als einer der aufrichtigſten Kunſtliebhaber. Aus dieſem Grunde kommt es ihm nicht in erſter Linie darauf an, auf andere belehrend zu wirken, ſondern vor allem ſich durch völliges Verſenken in das Kunſtwerk einen lauteren Genuß zu verſchaffen. So ſubjektiv Schlegel dabei verfährt, ſo hat er trotzdem durch dieſes Geſpräch in ſeiner Zeit für eine neue Kunſtbetrachtung bahnbrechend gewirkt. Zu der rein gefühlsmäßigen Erfaſſung, wie ſie ſchon Wackenroder und Tieck verkündet hatten, fügt er einen mehr verſtändnismäßigen theoretiſchen Zug, um dadurch den geiſtigen Inhalt und die Form des Kunſtwerks, den Stil und die Manier des Künſtlers dem Verſtändnis des Beſchauers nahe zu bringen. Durch dieſe Art der Beſprechung und durch das Herausarbeiten beſtimmter Grundſätze hat er auf dieſem Gebiete den Anſtoß zu einer neuen und zwar einer mehr durch Theorien gefeſtigten Beurteilung der bildenden Kunſt gegeben. Die in der Einleitung erörterten Fragen: Wie ſoll man Kunſt genießen? Vermag die Sprache Kunſtwerke und ihre Eindrücke wiederzugeben? Arbeitet der Künſtler nur für den Künſtler oder für die Allgemeinheit? Sollte man nicht die Einzelkünſte einander nähern und Übergänge ſuchen? geben Zeugnis davon. Neben der Verehrung der Antike zeigt das Geſpräch deutlich — wie ſchon erwähnt — die Vorliebe für den Katholizismus. Am breiteſten werden daher die Meiſter der italieniſchen Blütezeit, wie Raffael und Leonardo, beſprochen, während z. B. die niederländiſche Kunſt, man denke an Rembrandt, keine Erwähnung findet. Dem Gemäldegeſpräch ganz ähnlich iſt der zweite Artikel über

bildende Kunst: „Über Zeichnungen zu Gedichten und Flaxmans Umrisse", nur nicht von so prinzipieller Bedeutung.

Endlich sei auch noch des Mannes kurz gedacht, dem es allein vergönnt war, zwei selbständige wissenschaftliche Abhandlungen für das Athenäum zu liefern. Es ist August Ludwig Hülsen. Dieser war von der Philosophie Kants zu der Fichtes übergegangen und hatte in Jena die innigste Freundschaft mit den Romantikern gefunden und auch ihre Theorien in sich aufgenommen. Er gleicht in dieser Beziehung Bernhardi, von dem anläßlich seines „Kynosarges" noch genauer zu reden sein wird. Während dieser aber die verschiedenen Weltanschauungen, die auf ihn eingestürmt waren, friedlich nebeneinander ruhen ließ und nur zufrieden war, wenn sie sich nicht widersprachen, so stand Hülsen in einem steten Kampfe mit sich selbst, ohne daß er zu einem Frieden gelangt wäre. Besonders erkennt man das in seinen Ausführungen „Über die natürliche Gleichheit der Menschen". Hier zeigt sich das Ringen des in Fesseln Geschlagenen. Mit Anspannung aller Kräfte sucht er sich loszumachen. Inhalt wie Sprache zeigen deutlich die krankhaften Bemühungen, die den Sinn mehr verschleiern als zu einem Ergebnis führen. Selbst Fr. Schlegel konnte sich mit solcher „Unverständlichkeit" nicht mehr abfinden, er sprach von dem Aufsatz als von einer „unverständlichen Popularität" und meinte, nur der schönen Stellen und des wunderbaren Gedankenganges wegen, der so ganz im Geiste Hülsens sei, und vor allem weil Hülsen in ihren Kreis gehöre, wollte er ihm einen Platz im Athenäum nicht streitig machen. Ganz anders dachte Fr. Schlegel, der ewig Wechselnde, über Hülsens zweiten Beitrag „Naturbetrachtungen auf einer Reise durch die Schweiz", den er nicht genug loben konnte und von dem er nicht aufhörte, die „Religion" zu preisen, die dieser Beschreibung innewohne.

Über die Aufnahme, die dem Athenäum zuteil wurde, braucht nicht besonders gesprochen zu werden. Die Hauptangriffe richteten sich fast ausnahmslos gegen die Fragmente und haben dort Erwähnung gefunden. Hier sei nur noch einiges hinzugefügt, was das Verhalten Schillers und Goethes betrifft. Ganz natürlicherweise zeigt sich Schiller als der Gereizte. Vom ihm liest man nur recht beißende Bemerkungen. Am 27. Juli 1798 schreibt er an

Goethe: „Auch gestehe ich, daß ich in den ästhetischen Urteilen dieser beiden eine solche dürre Trockenheit und sachlose Wortstrenge finde, daß ich oft zweifelhaft bin, ob sie wirklich auch zuweilen einen Gegenstand darunter denken. Die eigenen poetischen Arbeiten des älteren bestätigen mir den Verdacht, denn es ist mir absolut unbegreiflich, wie dasselbe Individuum, das Ihren Genius wirklich faßt und Ihren Hermann z. B. wirklich fühlt, die ganz antipodische Natur seiner eigenen Werke, diese Dürre und herzlose Kälte auch nur ertragen, ich will nicht sagen, schön finden kann." Wo sich aber selbst Schiller zu einem Lobe gezwungen sieht, sucht er dasselbe durch herabsetzende Bemerkungen wieder zu verwischen. Einen Beweis hierfür liefert sein Brief vom 16. August 1799. Dort schreibt er über den „Literarischen Reichsanzeiger": „Die Schlegels haben, wie ich heute fand, ihr Athenäum mit einer Zugabe von Stacheln vermehrt und suchen durch dieses Mittel, welches nicht übel gewählt ist, ihr Fahrzeug flott zu erhalten. Die Xenien haben ein beliebtes Muster gegeben ... Gegen Humboldt ist der Ausfall unartig und undankbar, da dieser immer ein gutes Verhältnis mit den Schlegeln gehabt hat, und man sieht aufs neue, daß sie im Grunde doch nichts taugen." Goethe dagegen, der für alle Schmeicheleien ebenso zugängig war, wie Schiller scharfe Kritiken verletzten, nahm die Romantiker meist in Schutz und spielte den erhabenen Gönner, der zwar für die Fehler seiner Schützlinge nicht blind war, wohl aber immer auf entsprechende Vorzüge hinzuweisen wußte. Typisch für sein Verhalten ist ein Brief vom 25. Juli 1798 an Schiller. In diesem lesen wir: „Bei allem, was Ihnen daran mit Recht mißfällt (gemeint ist das Athenäum), kann man doch den Verfassern einen gewissen Ernst, eine gewisse Tiefe und von der anderen Seite Liberalität nicht ableugnen."

Die Aufnahme des Athenäums bei den Freunden der Schlegel war begreiflicherweise ungeteilt gut. Besonders die echt romantischen Fragmente haben, wie wir gesehen, zur Nacheiferung angespornt. Ganz besonders begeistert war man außerdem über Fr. Schlegels „Unverständlichkeit" am Ende des dritten Bandes. In einem Briefe Schleiermachers an Friedrich (Aus Schleiermachers Leben in Briefen III, 204) ist zu lesen: „Ich habe Tieck und Bernhardis die Unverständlichkeit vorgelesen, und sie waren höchst entzückt

darüber. Der prickelnde Übermut ist ordentlich ansteckend, und wir waren einig, daß Du noch nie so leicht und lustig gewesen bist. Und doch, wie gar kein Skaramuz ist darin!... Auf diese Unverständlichkeit kannst Du Dir eigentlich viel zugute tun, es macht einen göttlichen Effekt und alle, die zum Narren gehabt werden, müssen mitlachen."

Ganz anders verhielt sich natürlich die große Masse des Publikums. Sie stand dem Athenäum verständnislos gegenüber. Das hatte natürlich den größten Einfluß auf die Lebensdauer der Zeitschrift. Der Verleger, übrigens schon der zweite, Heinrich Fröhlich, klagte gar bald, daß er durch die Unpopularität nur einen mittelmäßigen Absatz der Zeitschrift hätte, er wollte daher das Honorar herabsetzen; damit verloren auch die Brüder Schlegel die Lust an dem Unternehmen, besonders weil es ihnen niemals lag, einen Plan auf längere Zeit hinaus durchzuführen. Von der geplanten Verschmelzung des Journals mit einem anderen wird später die Rede sein. Auch sie ist nicht zustande gekommen. Es wäre indessen nicht so schnell mit dem Athenäum zu Ende gegangen, wenn die Schlegel nicht bereits für einen neuen Plan geschwärmt hätten, nämlich für das große Jahrbücherprojekt. Obgleich die Betrachtung desselben nicht in den Rahmen dieser Abhandlung fällt, muß doch mit wenigen Worten auf dasselbe eingegangen werden, da der geschichtliche Zusammenhang sonst zerrissen werden würde.

Der Hauptanstoß zu einer neuen gemeinsamen Publikation ging diesmal von A. W. Schlegel und Schleiermacher aus. Das weist schon darauf hin, daß man es vor allem auf Kritik abgesehen hatte. Man wollte ein Unternehmen größten Stils schaffen, darum wählte man für die neue Zeitschrift nicht etwa die Namen „Notizen" oder „Kritiken", sondern die Bezeichnung „Kritische Jahrbücher der deutschen Literatur", in denen man „die Zeit fortdauernd in ihren wissenschaftlichen und künstlerischen Fortschritten" begleiten wollte. Die Briefe der beiden aus dem Frühjahr und Sommer des Jahres 1800 sind erfüllt von den Verhandlungen über das neue Unternehmen, und bereits am 7. Juli sandte Schlegel den fertigen Entwurf nach Berlin (vgl. Haym, Die rom. Schule, S. 738). Als Hauptgegenstände hatte man gewählt: Philosophie, Naturwissenschaft, Philologie, schöne Künste und deren Theorien.

Das alles ſollte in vier feſtſtehenden Rubriken, nämlich: Kritiſchen Abhandlungen, kürzeren, notizenartigen Kritiken, Selbſtanzeigen und „Kritiken der Kritik" geboten werden. Unſtreitig würde dieſes journaliſtiſche Unternehmen das bedeutendſte der Romantik und jener Zeit überhaupt geworden ſein. Es kam indeſſen nicht zur Verwirklichung dieſer Pläne, da Zwietracht im eigenen Lager erwacht war. Der überaus ehrgeizige Schelling hatte im Verein mit Fichte ein ähnliches Unternehmen projektiert. Es kam unter den Freunden der Frühromantik zum Bruch, der zur Folge hatte, daß keiner der beiden Pläne in die Tat umgeſetzt wurde. Mit dieſem Bruch aber war die Kraft der Geſamtheit gebrochen. Es iſt kein gemeinſames Unternehmen mehr ins Leben gerufen worden. Es wird daher im folgenden nur noch von den Verſuchen einzelner die Rede ſein; die Frühromantik als ſolche hatte ausgeſpielt.

Über die Bedeutung des Athenäums iſt ſchon viel geſchrieben worden. Für die vorliegende Abhandlung kann es nur darauf ankommen, dem Athenäum in der Geſchichte der romantiſchen Zeitſchriften die gebührende Stellung anzuweiſen. Da muß denn in erſter Linie darauf hingewieſen werden, daß das Athenäum die erſte wirklich romantiſche Zeitſchrift iſt. Der Charakter eines Verſuchsobjektes, der Erſtlingswerken faſt durchgehends anhaftet, tritt vollkommen zurück. Das Athenäum zeigt ſich gleich als fertige Zeitſchrift. Sie iſt auch das erſte Journal, das nur von Romantikern verfaßt iſt und bedeutet ſomit die eigene Mündigkeitserklärung dieſer Männer. Den Freunden der Schule diente die Zeitſchrift zur Stärkung ihres ohnehin ſchon geſteigerten Selbſtbewußtſeins, man ſah ein Banner, um das man ſich ſcharen konnte, man erblickte in ihm eine Möglichkeit, auch ſeine Gedanken in der Öffentlichkeit zu proklamieren, man wurde mutig, ja tollkühn. Nicht geringeren Einfluß übte das Athenäum auf die damaligen Zeitgenoſſen aus. Man erkannte zum erſten Male klar, was man von der neuen Schule zu halten hatte. Man ſah, was für ein Gegner einem erwachſen war. Die Aufklärer und all die Seichten und Platten ſuchten ihre ſchärfſten Geſchütze hervor oder verkrochen ſich hinter ihre ſicherſten Verſchanzungen. Gleichgeſinnte aber fühlten ſich durch die neuen Ideen angeregt und gingen zu den Romantikern über. Das Athenäum brachte auch den endgültigen Bruch mit Schiller, der in der ganzen

Zeitschrift kein einziges Mal erwähnt wird, und das verehrungsvolle Aufschauen zu Goethe, dem Statthalter des poetischen Geistes auf Erden, aller Welt zur Kenntnis. Inwiefern es in bezug auf romantische Doktrin von der größten Bedeutung ist, ist schon bei Besprechung der einzelnen Beiträge erörtert worden; im allgemeinen sei nur gesagt, daß das Athenäum in jeder Beziehung ein Typus einer romantischen Zeitschrift ist. Neben Äußerlichkeiten, wie dem Aufschäumenden am Anfang und dem baldigen Abklingen der ursprünglichen Begeisterung, erkennt man schon deutlich die fortwährende innere Entwicklung der Romantik, von dem Standpunkt der Fragmente zu dem der Gespräche über die Poesie, oder von der Verehrung der Antike zum Katholizismus usw. Das Folgende wird ferner zeigen, wie die Romantik nach dem Erlöschen ihrer ersten Zeitschrift, die sie mit geradezu übermenschlicher Kraft ins Leben gerufen hat, allmählich zusammenbricht, um nie wieder ihre alte Größe zu erreichen.

Poetisches Journal.

Herausgegeben

von

Ludwig Tieck.

Erster Jahrgang erstes Stück.

Jena,
bei Friedrich Frommann.
1800.

Zeitsch
volle
auf E
romar
Besprc
sei nu
einer
Aufsch
sprüng
währe
der Fi
Vereh
wird
ersten
Leben

Poetiſches Journal.

Herausgegeben von Ludwig Tieck.
1800.

Es war ein Charakteriſtikum des Athenäums, daß ſeine beiden Herausgeber es ohne alle Mitarbeiter fertigſtellen wollten. Wie wir geſehen haben, iſt ihnen das, von einigen Beiträgen Schleiermachers, Novalis', Hülſens und Bernhardis abgeſehen, in der Tat gelungen. Es bleibt auch zunächſt noch ein Merkmal der Zeitſchriften der Frühromantik, daß man faſt ganz von Mitarbeitern abſieht. Man wollte möglichſt ſelbſtändig ſein, ſelbſtändig auch unter den eigenen Freunden. Aus dieſem Grunde ſchrieben die Schlegel jene vorhin angeführten Worte in der Einleitung ihres Athenäums, aus dieſem Grunde wieſen ſie ſelbſt angebotene Beiträge Ludwig Tiecks zurück, und dieſer zeigte dann bei Herausgabe ſeines Journals ein gleiches Verhalten. Welche Nachteile ein ſolcher Standpunkt unbedingt haben muß, iſt bei Beſprechung der einzelnen Zeitſchriften klar zu erkennen, er hat aber auch einen nicht zu unterſchätzenden Vorteil, der allerdings für unſere Betrachtungsweiſe bedeutend größer iſt als für die damalige Zeit: ich meine die Einheitlichkeit des Standpunktes, der meiſt ganz treu bewahrt bleibt.

Zu den Zeitſchriften dieſer Art iſt auch Tiecks „Poetiſches Journal" zu rechnen, das im Jahre 1800 in zwei Stücken erſchien. Die noch beabſichtigten dritten und vierten Stücke ſind nicht zuſtande gekommen. Tieck war damals kein Neuling auf dem Gebiete der Journaliſtik. Er hatte ſchon mehrfach Beiträge für Zeitungen geliefert, ſo für Rambachs „Berliner Archiv der Zeit und ihres Geſchmackes". Seine Lebensſchickſale hatten ihn in die Arme dieſes ſeichten Aufklärers geführt, und ſelbſt von Nicolai war er, verlockt durch glänzende Bedingungen, in Dienſt genommen worden. Trotzdem iſt das Gute in ihm nicht verdorben worden, ſondern hat ſich immer mehr entwickelt und ihn ſchließlich zur Emanzipation von dieſen Männern geführt. Je fremder Tieck nämlich den Aufklärern wurde, je mehr er erkannte, in welch ſchändlicher Weiſe er von ihnen ausgenutzt worden war; je deutlicher er ſah, wohin dieſe

Journalisten die Menschheit zu führen suchten und wie sie jede wahre Poesie mit Füßen traten, um so größer wurde das Verlangen in ihm, einesteils Rache zu nehmen für die angetane Schmach und andernteils die Kunst und das Volk vor der Barbarei dieser Leute zu schützen. Zwar hat Tieck zu diesem Zwecke mannigfache Mittel gewählt, aber gewiß wird auch sein poetisches Journal zu ihnen gehört haben. Die Plötzlichkeit seines Erscheinens läßt indessen auch noch einen ganz persönlichen Grund vermuten. Friedrich Schlegel hatte nämlich einen Beitrag Tiecks zum Athenäum zwar höflich, aber mit ziemlicher Kälte zurückgewiesen. Vielleicht hat das den jungen Dichter gekränkt, und er hat gleichsam zum Trotz eine eigene Zeitschrift ins Leben gerufen und zwar in einer Zeit, wo das Athenäum noch erschien. Eine dauernde Verstimmung mit den Brüdern Schlegel ist indessen nicht daraus entstanden; denn Friedrich Schlegel hat ja selbst einen Beitrag zum „Poetischen Journal" geliefert und sich auch sonst freundlich über diese Zeitschrift geäußert. Auch August Wilhelm Schlegel war Tieck freundlich gesinnt. Er schreibt einmal an diesen (Briefe an Tieck, herausgeg. v. Holtei, III, 234, vom 14. Sept. 1800): „Wie geht es mit dem Poetischen Journal? Ich habe noch nichts, was mir gut genug dazu erscheint, sonst hätte ich es Dir längst geschickt." Wenn A. W. Schlegel nach diesen Worten auch nicht selbst Beiträge lieferte, so hat er das junge Journal auf andere Weise unterstützt, indem er es nämlich empfahl. Er zeigte das Erscheinen z. B. Goethe an (vgl. Goethe u. d. Romantik I, 86, 87, 92). Wie selbständig aber Tieck vorgegangen ist, kann man aus einer anderen Briefstelle entnehmen. Schleiermacher schreibt unter dem 27. Mai 1800 an A. W. Schlegel: „Den Friedrich habe ich schon zweimal gefragt, was denn Tiecks Poetisches Journal ist oder vielmehr sein wird. Auch Bernhardi weiß noch kein Wort davon."

Wenn wir nunmehr nach der Tendenz des Tieckschen Journals fragen, so gibt schon der Titel desselben einen Hinweis. Klar und deutlich sprechen sich darüber die Anzeigen aus. In dem Intelligenzblatt der Jenaer Allg. Lit. Ztg. (Nr. 66 vom 21. Mai 1800) schreibt der Verleger Fromann: „Da so viele prosaische Gegenstände, als Politik, Ökonomie bis zum Akazienbaum hinunter ihre eigenen Zeitschriften gefunden haben, so ist es vielleicht nicht unrecht, die Poesie

auch einmal an der Spitze eines Journals anzukündigen. Briefe über Shakespeare und mehr darstellende als raisonierende Aufsätze über die ältere englische und deutsche und die glänzenden Perioden der spanischen und italienischen Literatur, sollen hier ihren Platz finden und durch poetische Nachbildungen und Bearbeitungen fremder, besonders spanischer und englischer Geistesprodukte, die größte Anschaulichkeit erhalten. Den Ernst dieser Beschäftigungen wird der Herr Herausgeber mit eigenen leichten Poesien, Scherz und Satire, abwechseln lassen, die sich zum Teil auf das Neue und Gegenwärtige beziehen möchte, da die Literatur der Zeitgenossen Anlaß genug zur Belustigung gibt." Tieck hat später bei Herausgabe seiner Schriften in Band XI selbst ganz kurz seine damals verfolgten Ziele folgendermaßen angegeben (Vorrede, S. LXIV): „Es war damals meine Absicht, ein poetisches Journal, von welchem nur zwei Stücke erschienen, herauszugeben, um Ansichten oder Entdeckungen in der spanischen Literatur, die damals in Deutschland nur noch wenig bekannt war, auszusprechen, die Gedichte der alten Engländer, vorzüglich Shakespeares zu erläutern und zugleich die Kritik der neuen Schule in meinem Sinne fortzuführen."

Am ausführlichsten stellt Tieck sein Programm naturgemäß in der Zeitschrift selbst dar und zwar in der Einleitung. Hier werden wir sofort mitten in den Geist einer romantischen Zeitschrift hinein versetzt. Da gibt es harte Worte gegen Ungeschmack und dergleichen zu hören, da wird von der wahren Poesie und ihren Vertretern gesprochen, da werden aber auch tiefe philosophische Gedanken mit kunsttheoretischen vermengt, und über alles herrscht jene echt romantische Liebenswürdigkeit, die mit scharfer Ironie abwechselt, und auch jene göttliche Unverständlichkeit, die wir vom Athenäum her kennen, nicht verleugnet, so daß selbst Tieck die Bemerkung am Schluß für nicht unpassend fand: „Sollte sich mancher aus dieser Einleitung nicht finden können, sie übertrieben oder unverständlich nennen, so ist es ihm erlaubt, sie für eine poetische zu halten, die also immer noch zu einem poetischen Journal nicht unpassend sein würde." Tieck beginnt seine Einleitung mit einem heftigen Ausfall gegen die bestehende Anschauung über Poesie. Man habe, so meint er, die Poesie und Kunst zu jenen Manufakturwaren gerechnet, die der zunehmende Luxus nötig mache, ja man habe sogar den

Gedanken hineingelegt, Poesie und Kunst mache den Menschen humaner. Infolgedessen habe jeder Mensch, der sich zu den Gebildeten zählen wollte, in seinen Nebenstunden die Grundsätze der Kritik erlernen wollen und zur Lektüre der schönen Literatur gegriffen. Damit mußte aber das Bestreben Hand in Hand gehen, eine klassische Schule zu bilden, um den sogenannten guten Geschmack festzuhalten, wobei natürlich alle wahre Poesie und aller wahre Geschmack sich unvermerkt entfernte. Das Unglück sei aber dadurch noch größer geworden, daß sich die Besseren zurückgezogen hätten. So sei die Kunst in die Hände des Pöbels geraten, der weder der Andacht, noch des Glaubens fähig sei, ohne Sinn und Talent, unwissend und um kein Wissen bekümmert, den Thron erstiegen habe, auf welchem wir ihn bis jetzt seine lächerlichen Urteilssprüche ausstoßen hörten. — Es sind uns das vom Athenäum her nicht unbekannte Töne, und wir erkennen die Geistesverwandtschaft Tiecks mit den Brüdern Schlegel, die sich dann noch deutlicher im folgenden zeigt, wo der Verfasser mit einer Leidenschaft spricht, die selbst mit dem Grotesken seiner Worte versöhnt. Denn nun führt er aus: Mit den Minnesängern und Hans Sachs war die eigentliche Schule der Poeten untergegangen, und als im Anfang des 17. Jahrhunderts England und Spanien ihre schönste Periode der Poesie feierten, waren in Deutschland nur noch wenige Funken übrig geblieben, die man in Fleming, Opitz, Wekherlin und einigen andern leuchten sieht. Damals hat eine Periode angefangen, deren Geist es war, den Enthusiasmus zu verspotten und die Geistlosigkeit als das Fundament aller menschlichen Erkenntnis und Bemühungen zu setzen. Das Streben nach dem Unsichtbaren, das Ringen nach dem Höchsten erscheint in diesem ohnmächtigen Zeitalter als Schwärmerei und Überspannung, und die meisten, die den Kampf dagegen wagen, unterliegen.

Noch weit mehr nähert sich Tieck aber den Brüdern Schlegel, wenn er von der Nullität seines Zeitalters redet und sagt, daß man gegenwärtig endlich das so oft gepriesene goldene Zeitalter der deutschen Literatur überstanden habe; und es mutet einem an, als hörte man den Andrea in Fr. Schlegels „Gesprächen" reden, wenn wir lesen, daß es Goethe vorbehalten gewesen sei, mit einem neuen Frühlingshauche die erstorbene Welt zu beseelen und den Glauben

an Poeſie und Schönheit wieder herzuſtellen, ja auf alle Zeiten hinaus würde Goethes Wirkung auf alle Zweige der Kunſt und Wiſſenſchaft zu ſpüren ſein. Auch Schellingſche Ideen hat ſich Tieck zu eigen gemacht; denn er führt an anderer Stelle aus, daß die Menſchen ſich an den verſchiedenartigſten Dingen der Kunſt aller Länder und Zeiten erfreuten, aber nur wenige ſeien zu der Erkenntnis hindurchgedrungen, daß es nur eine einzige Kunſt und Poeſie gäbe, deren Geiſt unmittelbar durchdringe, was auch durch große Räume und ferne Zeiten geſchieden ſcheine, und daß alle neuen Werke, die entſtünden oder neu entdeckt würden, nur unbekannte Teile ein und derſelben Welt ſeien.

Wir werden ſehen, wie dieſe Einleitung bereits ſehr deutlich den allgemeinen Geiſt, von dem die Zeitſchrift erfüllt war, darſtellt; wir werden aber dabei auch merken, daß das Journal bei weitem nicht alles gehalten hat, was es hier und in den Ankündigungen verſprochen hatte. Es ſollte durchaus der Kunſt und Poeſie gewidmet ſein. Wenn man zwar nicht berechtigt iſt, den Begriff Kunſt ſtets im Sinne der bildenden Kunſt zu deuten, ſo weiſt doch hier die Zuſammenſtellung mit „Poeſie“ geradezu darauf hin. Es iſt indeſſen in dem Journal nur von Poeſie die Rede und nie von bildender Kunſt. Auch die verheißenen Aufſätze über die ältere deutſche und die glänzenden Perioden der ſpaniſchen und italieniſchen Literatur und ebenfalls die Nachbildungen aus dieſen Zeiten ſind nicht erſchienen. Man darf dem Herausgeber inſofern keinen zu ſchweren Vorwurf daraus machen, als die Zeitſchrift, die zunächſt auf ein Jahr geplant war, ſchon nach dem zweiten Hefte einging. Ja ſelbſt das zweite Heft mag Tieck nicht leicht geworden ſein. Es enthält die Überſetzung eines Luſtſpiels von Ben Jonſon, einige Briefe über Shakeſpeare und eine Reihe Sonette von Tieck, hat alſo einen recht mageren Inhalt, und wir können es verſtehen, wenn Nicolai dem Herausgeber denſelben Vorwurf macht, den einſt Fr. Schlegel Schillers „Horen“ machte. Er ſchreibt (Neue Allgem. Deutſche Bibl. 56, 202): „Alſo ſchon ſo früh ſollen Überſetzungen in dieſer ſchalen Sammlung die Lückenbüßer ſein.“ Auch ſeine vorangehenden Worte enthalten, trotz aller Bosheit, einen wahren Kern: „So mager und unintereſſant nun auch das erſte Stück des Poetiſchen Journals iſt, ſo hat doch Herr Tieck Mittel gefunden,

das zweite Stück noch uninteressanter zu machen." Wenn Nicolai dann weiter scharf kritisiert, daß von den 233 Seiten des zweiten Stücks 200 auf die Übersetzung eines Theaterstücks fallen, so müssen auch wir das als ungeeignet für eine Zeitschrift bezeichnen.

Der Grund für solche grobe Redaktionsfehler lag in der erwähnten Tatsache, daß sich Tieck gar nicht um Mitarbeiter gekümmert hatte. Er suchte zwar das Versehen wieder gut zu machen und hat z. B. auch Fr. Schlegel und den Orientalisten Majer für sein Unternehmen gewonnen. Laut einer Anzeige in der Einsiedlerzeitung Nr. 13 sollte die Fortsetzung des Journals auch Maler Müllers Genoveva bringen. Aber schon A. W. Schlegel lehnte ab und gewiß auch mancher andere. Warten aber konnte Tieck nicht, und so ging sein Journal, trotzdem daß er noch einzelne Beiträge z. B. vom Maler Müller hatte, schon mit dem zweiten Stück ein.

Trotz dieser Kürze des Erscheinens enthält das „Poetische Journal" eine Menge wichtiger Beiträge und wird uns immer ein wertvolles Dokument romantischen und vor allem Tieckschen Geistes bleiben. Wenden wir uns nun zur Betrachtung der einzelnen Beiträge.

Tieck hatte in der Einleitung hauptsächlich von der Nullität des gegenwärtigen Zeitalters gesprochen und nur angedeutet, wie sich allmählich, durch Goethe veranlaßt, ein Frühlingsweben in der deutschen Literatur zeige. Denselben Gedanken greift er in seinem Gedicht „Die neue Zeit" auf und spinnt ihn trefflich weiter. Er stellt uns die alte Zeit im Zustand des Gebärens dar, ein Bild, das uns in dem Journal noch mehrfach entgegentritt. Die neue Zeit wird unter den heftigsten Schmerzen geboren, Kultur, Aufklärung und Humanität stehen mit betrübten Mienen an dem Bette und klagen, daß das Kind sich gegen seine eigene Mutter wenden werde. Sehr launig stellt Tieck dar, wie die Repräsentanten der Zeit dem widerstrebenden Kinde dienen müssen und wie sie dabei alle ihre Hoffnungen aufzugeben sich gezwungen sehen. Die neue Zeit aber, die romantische Kunst und Philosophie, gedeiht herrlich, die Poesie prüft ihre mächtigen Schwingen und erhebt sich dem Adler gleich aus düstern Tälern, der alte Mut ersteht aus seinen Banden und der deutsche Stolz hebt kühn sein Haupt.

Auch für solche Töne ist das Athenäum das Vorbild gewesen. Das Gedicht Fr. Schlegels „An die Deutschen" weist ziemlich

ſtarke Ähnlichkeiten auf. Dieſer hat das natürlich am eheſten ſelbſt erkannt. Er ſchreibt daher an Schleiermacher (Aus Schleiermachers Leben und Briefw. III, 187): „Ein Gedicht in Terzien, ‚Die neue Zeit' iſt des Inhalts wie meines an die Deutſchen. Er gebraucht ſich nun als vates und Prophet." Das Gedicht ſelbſt iſt von ziemlicher Länge und im Anfang, beſonders in den Reimen etwas ungeſchickt, aber ſobald Tieck ſelbſt innerlich warm wird, dann reißt ihn ſeine Begeiſterung mit fort und hebt auch ſeine Poeſie auf ein höheres Niveau.

Die bedeutendſten Artikel des erſten Stückes ſind unſtreitig Tiecks Shakeſpearebriefe, die auch in der Ankündigung erwähnt worden waren. Die Leſer erwarteten von ihnen etwas ganz Beſonderes; denn ihr Verfaſſer hatte bereits überzeugende Beweiſe geliefert, wie ſehr er durch ſeine Studien in die Shakeſpeareſche Gedankenwelt eingedrungen war. Leider enttäuſchte Tieck ganz allgemein. Er war ſchon zu ſehr Romantiker geworden und hatte damit auch deren Schwächen angenommen. Darum fehlt ſeiner Arbeit die ſtreng wiſſenſchaftliche Form. Er gefiel ſich in einem Hin- und Herplänkeln und geriet dabei in eine Weitſchweifigkeit, zu der ihn die gewählte Briefform immer mehr verleitete. Dieſe Mängel ſind ſelbſt den Anhängern der romantiſchen Schule nicht verborgen geblieben, und ſo iſt es gekommen, daß die Briefe zunächſt heimatlos umhergeirrt ſind. Tieck hat ſie zunächſt vergebens in Reichardts „Lyceum der ſchönen Künſte" veröffentlichen wollen. Auch an das Athenäum hat er gedacht, wie wir aus einem Briefe Fr. Schlegels an ſeinen Bruder erſehen (Walzel, Fr. Schlegel an A. W. Schlegel, S. 38 f.). Dort erzählt er von Tieck: „Als ich ihm vom Athenäum ſagte, bot er mir ſeine Shakeſpearebriefe an. Ich habe ihm etwas allgemein Freundſchaftliches geſagt, und daß ich allein nicht antworten könnte. Ich dächte mit unſern zuſammen geht das nicht. Auch fürchte ich, daß ſie zu lang werden." Fr. Schlegels Mißſtimmung gegen die Briefe muß übrigens ziemlich erheblich geweſen ſein; denn ein andermal äußert er ſich noch viel deutlicher, indem er meint, ſie ſeien weniger eine Darſtellung des Dichters als eine Lobrede auf Tieck (Schleiermachers Leben in Briefen III, S. 187). Aus den Briefwechſeln erkennt man ferner, daß dieſer Shakeſpeareartikel Tiecks auch ſonſt in romantiſchen

Kreisen ziemlich viel Aufsehen erregt hat und daß er der Gegenstand mancher Diskussion geworden ist. Auch Schleiermacher wurde mit in die Debatte gezogen. Fr. Schlegel schreibt an ihn: „Die Briefe über Shakespeare werden Dich sehr interessieren, der Form wegen besonders" (Schleiermachers Leben in Briefen III, S. 187). Der stets in die Tiefe gehende Schleiermacher mußte die mehr auf der Oberfläche bleibenden Shakespeareartikel natürlich ablehnen. So schreibt er an Henriette Herz (Schl. Leben in Briefen I, S. 247): „Auch Tiecks Poetisches Journal, so weit es hier ist, habe ich gestern gelesen. Es ist denn so allerlei nach seiner Manier. Kritik und Theorie ist für jetzt eben noch nicht darin, und die angefangenen ‚Briefe über Shakespeare' enthalten fast noch gar keinen Shakespeare, und die Form hat mich bei weitem nicht so interessiert wie mich Schlegel vermuten ließ." Etwa dasselbe schreibt er auch diesem, nur nimmt er auf Schlegels Meinung etwas Rücksicht und sagt (Schl. Leben in Br. III, S. 203): „Die Shakespearebriefe haben mich eigentlich nicht außerordentlich interessiert. Von der Form wage ich nicht zu urteilen, wenn nicht vieles darin rein zufällig und episodisch ist — was doch hier nicht sein sollte — so ist sie auf etwas sehr Großes und Verschlungenes abgesehen; auf jeden Fall aber scheint mir das wenige Objektive und Subjektive allzuscharf voneinander abgeschnitten zu sein. Davon, daß Tieck nicht gemacht ist, in einen fremden Geist einzudringen, wird sie am Ende wohl auch einen Beweis geben."

Der positive Inhalt der Briefe, so gering er im Gegensatz zu der Breite der Darstellung auch sein mag, bringt doch einiges sehr Interessante und vor allem Charakteristische für Tieck. Nach einer Schilderung des gegenwärtigen Zeitalters, jenem „wahren Mittelalter" mit seinen „knaupelnden Schönheitszergliederern" entwirft dieser ein strahlendes Bild der Zeit Shakespeares; einer Zeit, in welcher noch die letzten Spuren des kräftigen Mittelalters, des Geistes der Liebe, des Wunderglaubens und der Heldentaten wie in einer neuen Herbstblüte zwar schwach, aber erquicklich dastanden. Die Niederlande rissen sich von Spanien los, der Enthusiasmus der protestantischen Welt brannte in hellen Flammen, in Deutschland bereitete sich der große dreißigjährige Religionskrieg vor, in Indien und Amerika fehlte es nicht an großen Taten, kurz in dieser

Zeit, in welcher ganz ſichtbar die neuere Welt in ihren Keimen lag, erhoben ſich in ſchöner und rührender Sympathie die beiden verwandten Geiſter Cervantes und Shakeſpeare, die die romantiſche Poeſie zur höchſten Vollendung führten. — In gleichen Tönen redet Tieck dann von Shakeſpeare ſelbſt und ſucht vor allem ſein eigenes Verhältnis zu dem Dichter darzulegen. Das tut er aber mit geradezu erſtaunlicher Beredſamkeit und redet ſich dabei in eine Begeiſterung hinein, die ihn in echt romantiſch-phantaſtiſcher Weiſe gleichſam über alle Erdenwirren erhebt und ihn zu ſeinem angebeteten Vorbild hinführt! Und wie ſpäter Fr. Schlegel alle irdiſchen Erſcheinungen als echter Katholik einzig und allein auf die allein ſeligmachende Kirche bezog, ſo Tieck auf Shakeſpeare, indem er ſagt (S. 27): „Das Zentrum meiner Liebe und Erkenntnis iſt Shakeſpeares Geiſt, auf den ich alles unwillkürlich und oft, ohne daß ich es weiß, beziehe, alles, was ich erfahre und lerne, hat Zuſammenhang mit ihm, meine Ideen, ſowie die Natur, alles erklärt ihn und er erklärt die anderen Weſen. — Alles Göttliche, ich mag es in Indien, Griechenland oder Spanien, in unſerer Zeit oder in den früheſten Traditionen der Urwelt finden, in ſinnreichen Geſprächen, oder in den Tönen der älteſten Sprache, in der Natur, alles erſcheint mir unter ſeinem Bilde, das heißt im Anſchauen der Kunſt und Vollendung; ich weiß es zu brauchen, es gehört mir an, es ſind lauter Schauſpiele, die er zu ſchreiben vergeſſen hat."

Als echter Romantiker ſuchte Tieck bereits in ſeinen Briefen den Einwänden Andersdenkender zu begegnen. So meint er, daß der Mangel an Form bei Shakeſpeare keinen Fehler, ſondern viel eher einen Vorteil bedeute; denn dadurch würden die Zuſchauer mit viel größerer Intenſität auf den Inhalt der Dichtung gewieſen. Deshalb ſei auch die primitive Einrichtung der engliſchen Bühne zu rühmen, denn auch ſie konzentriere die Aufmerkſamkeit auf die Handlung und biete dem Dichter die Möglichkeit, ſich ſein Publikum erſt nach ſeinem Ideal zu ſchaffen.

Aus dem bereits Dargeſtellten zeigt ſich ſchon, daß Tieck mit ſeinen Ideen in den Shakeſpearebriefen nicht ganz originell war. Offenbar erkennt man ſein Hinneigen zu den Schlegel. Die ganze etwas überſchwengliche Darſtellung, die er ſtellenweiſe noch durch fragmentartige Schlaglichter zu beleben ſucht, geben ſchon einen

deutlichen Beweis davon. Auch die Begeisterung für das Mittelalter, die Charakterisierung der Gegenwart als des „rechten wahren Mittelalters" finden wir bei Tieck sowohl wie bei den Schlegel. Ganz offen gibt aber Tieck seine Sympathie für A. W. Schlegel zu erkennen, wo er von dessen Shakespeareübersetzung spricht. Er charakterisiert sie als „die erste wahre Übersetzung aus einer anderen Sprache" und weiß im einzelnen die Vorzüge ganz trefflich herauszuheben. Auch die Anschauung über die ästhetische Kritik, die ja eigentlich erst durch die Schlegel begründet worden war, hat Tieck von diesen übernommen. Wir erkennen das ohne weiteres, wenn wir von ihm Worte lesen wie „Über Dichter ist Dir nur erlaubt zu dichten" (S. 24) oder „Ich muß Dir sagen, daß das Rechte, was über Kunst gesagt werden kann, nur prophetisch klingen darf" und an einer anderen Stelle (S. 37): „Ja ich kann mir sogar ein ganzes Buch vorstellen, welches durch Allegorie, Verse und Geschichten einen Dichter erläutert". Neben diesen Schlegelschen Gedanken klingen in den Briefen, wie auch schon in der Einleitung, solche von Schelling an, wenn Tieck von der Durchdringung von Kunst und Natur spricht: „Denn wenn Du willst, so finde ich auch in der Natur die Kunst beständig wieder, es ist da von keiner Trennung die Rede, ich finde nirgends Absonderung, sondern es ist ein jedes Ding ein und alles, ich kann es mir nur im Zusammenhange mit dem Universum denken und hat nur insofern Interesse für mich" (S. 26).

Die Fortsetzung der Briefe im zweiten Stück des Journals brachte eine weitere, noch größere Enttäuschung. Auch hier kommt Tieck nicht eigentlich auf Shakespeare zu sprechen, sondern vielmehr auf den englischen Lustspieldichter Ben Jonson, den er einen „indirekten Kommentar" zu Shakespeare nennt und dessen Dichtung „Epycöne oder das stumme Mädchen" er in eigener Übersetzung im Poetischen Journal abdruckte.

Die Aufnahme, die die Shakespearebriefe fanden, war ganz ihrer Eigenart entsprechend. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß selbst die Romantiker sie ablehnten. Um so begreiflicher ist es, wenn Nicolai bei der Besprechung der einzelnen Journalartikel über die Briefe einige wenig schmeichelhafte, aber im wesentlichen richtige Ausstellungen macht. So ist auch ihm die Darstellung viel zu breit,

und er bemerkt, daß man in Briefen über Shakespeare nicht sonderlich begierig zu wissen sei, welche Spazierritte der Verfasser unternommen habe, wie sein Freund über ihn denke, wie es endlich in zwei Marionettentheatern zugegangen sei, und daß der eine Mann einen mit Tressen besetzten braunen Rock getragen habe. Aus alledem aber gehe hervor, daß solch fades Zeug nicht hätte gedruckt werden sollen, denn allen Lesern wäre das Gähnen zu nahe gelegt.

An das Gähnen seiner Leser hat Tieck höchstwahrscheinlich auch gedacht, freilich in ganz anderem Sinne als Nicolai; denn er hat seiner Ankündigung gemäß auch für scherzhafte Artikel gesorgt. Es finden sich deren zwei vor. Der eine heißt: „Der neue Herkules am Scheidewege, eine Parodie" (P. J., S. 81—164). Von diesem Stück hat Tieck selbst gesagt: „Dieses Spiel deutet seine Zeit in jeder Zeile an" (Tiecks Werke, Bd. II, S. LIX). Soviel Interessantes auch dieses kurze Wort verspricht, sowenig bietet die Parodie selbst. Sie ist ebenfalls außerordentlich in die Breite geraten und enthält nur ganz allgemein gehaltene und darum sehr schwerverständliche Satire. Die auftretenden Personen wie ein Fremder, die Muse, ein Schauspieler, ein Rezensent, ein alter Mann, Lessings Geist, ein Bewunderer, ein Weltmann, ein Altfrank, der falsche und der wahre Ruhm, erscheinen in dem Arbeitszimmer eines Autors — natürlich hat sich Tieck selbst gemeint — und sagen langweilige und holprige Verse auf, die dieser beantwortet. Die Wirkung beim Publikum blieb begreiflicherweise aus, und es ist verständlich, wenn Nicolai in der schon zitierten Rezension seine Ausführung über diesen Beitrag in die Worte zusammenfaßt: „Aber er hat die lahme Dichtung 114 Seiten lang gedehnt. Nun unterlasse das Gähnen, wer kann!"

Auch für uns würde diese Satire wenig Bedeutung haben, wenn wir nicht wüßten, daß Tieck in dem Bewunderer Clemens Brentano parodiert hätte. Es ist dies um so beachtenswerter, als sich hier zum ersten Male der Gegensatz zwischen der Frühromantik und den jüngeren Romantikern zeigt. In welcher Weise sich Brentano mißliebig gemacht hatte, ersieht man aus einem Briefe Dorotheas an Schleiermacher. Sie schreibt (Raich, Dor. v. Schl. I, S. 41): „Wir haben hier seit einiger Zeit hübschen Spaß mit einigen Bewunderern und Nachahmern von Tieck und Friedrich, die auch in

Tiecks Journal tüchtig persifliert werden. Der eine ist Clemens Brentano, der legt sich darauf, Tiecks Nachahmer zu sein und schämt sich seiner sentimentalen Ader, die er doch gar nicht verleugnen kann. Er hat eine Farce geschrieben: ‚Gustav Wasa', worin er glaubt, der Tieck des Tiecks zu sein; es ist aber herzlich dumm und toll und klingt doch wie Tieck ungefähr, so daß sich dieser tüchtig darüber erbost, und darum hat er ihn auch so derb mitgenommen im Journal".

Ganz anders mußte indessen eine zweite Satire „Das Jüngste Gericht, eine Vision" (P. J., S. 221—246) wirken. Diese war zunächst nicht so gedehnt, außerdem in einer ergötzlichen Prosa geschrieben und von einem Humor, wie selten ein Stück dieser Art, so daß gewiß auch wenig daran auszusetzen ist. Der Verfasser, so beginnt die Vision, hat es, angeregt durch mannigfache Studien, endlich dahin gebracht, nach Belieben über irgendein Thema träumen zu können. So träumt er einst auch über das Jüngste Gericht. In einem köstlichen Plauderton erzählt er ganz fromm und unschuldig und ist wiederum doch so boshaft. Er schildert zunächst die Auferstehung und zeigt, wie die einzelnen Typen der Menschheit auch im Himmel wieder ihr Unwesen zu treiben versuchen, so freuen sich die Statisten laut über die große Population im Himmel und sind sich nur nicht klar, ob sie die Ursachen dieser Bevölkerung dem Klima oder der Staatsverfassung zuschreiben sollen. Beim Gesang des Engelchores hört man gleich einige eben erwachte Musiker schreien: „Ei was, wo bleibt der Ausdruck, wo das Gefühl!" Die schönen Gestalten der Engelkinder haben bereits zwei englische Ärzte ins Gespräch gebracht, von denen der eine gleich eine Wette eingehen will, daß sich diese alle die Kuhpocken haben einokulieren lassen. Inzwischen hat das Gericht begonnen und Nicolai ist trotz seiner Bildung dazu verurteilt, von den Teufeln 2000 Jahre lang immer Späße anzuhören, ohne ein Wort zu sprechen. Gar bald wird er aber wieder aus der Hölle vor den Richterstuhl geschleppt; denn die Teufel können es bei dem gebildeten Nicolai nicht aushalten, er sei so überaus langweilig. Nicolai, der alles das nur für Phantasmen hält und sich durch Ansetzen von Blutegeln in die Wirklichkeit zurückversetzen will, wird nunmehr verurteilt, in die Nichtigkeit zu gehen, das ist ein Tal, das zwischen Leben und Tod

liegt, weder Himmel noch Hölle iſt, das genau genommen gar nicht exiſtiert. Er geht mit Freuden hin und ſagt, er wolle es ſich dort wohl ſein laſſen; denn das ſei ſein altes Vaterland. Nicht viel beſſer läßt es Tieck den modernen Theologen ergehen, er ſtellt ihre Toleranz und ihr Frömmlertum deutlich an den Pranger. Auch den Prüden uſw., ſelbſt Jean Paul ſucht Tieck eins auszuwiſchen, wie noch verſchiedenen anderen. Unter dieſen ſeien hier noch die modernen Pädagogen erwähnt. Sie kommen mit ihren Kindern in den Himmel und ſind entſetzt, daß der höchſte Richter nicht mehr Rückſicht auf den zarten Verſtand der Kleinen nähme und daß er ihre Phantaſie mit all dem Teufels- und Engelsſpuk aufreize. Am Ende der Viſion wird auch der Allgemeinen Literaturzeitung noch arg mitgeſpielt, bis Tieck ſchließlich ſelbſt vor den Richterſtuhl geſchleppt wird. Hier wird ihm geſagt, daß er auf Erden durch ſeinen Zerbino eine Menge braver Leute lächerlich gemacht habe, alle die Seelen derer klagen ihn nun an, ſo Böttticher, Herder, Feßler, Wieland, Klinger, Kotzebue, Spieß, Cramer, La Fontaine, Voß, Iffland, Engel, Meißner, Müller, Nicolai, Schlankert, Gruz, Bieſter, Gedike, Falk, Starke, Große, Hagedorn, Geſner, Wächſter, Schmidt, Zſchokke, Rambach, Friedrich Bauer nebſt anderen. — Auf dieſe Nennung der einzelnen Namen bezog ſich die Stelle der Anzeige in der Allgemeinen Literaturzeitung (Nr. 146 v. 10. Sept.), wo geſagt war: „Enthält unter anderem frappante Aufſchlüſſe über den Zerbino". — Als der Richter aber Tieck den Vorwurf macht, er habe das Jüngſte Gericht ſchon im voraus verſpottet, faßt dieſen eine ſo namenloſe Angſt, daß er erwacht. — Von den in dieſer Satire verſpotteten Leuten rührte ſich nur Nicolai, und zwar in ſeiner Kritik in der „Neuen allgemeinen deutſchen Bibliothek" (56. Bd., S. 201). Gegen alles Erwarten äußerte er ſich verhältnismäßig ruhig und machte nicht viel Lärm um die Viſion, vielleicht mehr aus Klugheit als aus inneren Gefühlen, denn er wollte gewiß die Leute nicht durch eine ausfällige Kritik auf die Viſion hinweiſen, ſondern ſie lieber fernhalten. Darum hat er für dieſen Artikel nicht viel mehr als die Worte übrig: „Im Traume gemacht und für den Schlaf der Leſer berechnet." Viel biſſiger wurde Nicolai aber, als er auf die „Erklärung, die Allgemeine Literaturzeitung betreffend" (P. J., S. 247—248) zu reden kam. Dort hatte Tieck

erklärt, von weiteren Rezensionen in dieser Zeitschrift absehen zu müssen, da Hofrat Schütz in dem Streite mit den Professoren Schelling und Schlegel ihn als Rezensenten namhaft gemacht hätte und weil „Herr Schütz nach seinem Gefühl es unmöglich gemacht habe, im Fach der schönen Künste in die A. L.-Z. Rezensionen einzusenden". Diese Anzeige findet Nicolai höchst überflüssig; denn es verstehe sich von selbst, daß L. Tieck, nachdem sein Herr und Schöpfer A. W. Schlegel von der A. L.-Z. abgegangen sei, auch nicht bleiben könne, denn der Schatten verschwinde mit dem Körper, außerdem läge der Welt nicht im geringsten daran, zu wissen, ob Tieck der Vater von lauter totgeborenen Kindern sei.

Tieck zeigt sich am Ende seines Journals auch als Sonettdichter. Er hat unter der Überschrift „Erinnerung und Ermunterung" (P. J., S. 472—492) zwanzig Sonette zusammengefaßt und sie einzelnen Freunden gewidmet. Ehe er sie veröffentlichte, schickte er sie an Fr. Schlegel. Der hat sich seinem Bruder gegenüber zwar sehr knapp, aber doch recht treffend über sie geäußert, indem er schrieb (Walzel, Br. Fr. Schl. an A. W. Schl., S. 435): „Tieck hat mir zwanzig Sonette fürs Poetische Journal geschickt, meistens an die Kunstfreunde oder in ähnlicher Beziehung; auch dasjenige darunter, was er vorigen Winter an Dich gemacht hat. Sie sind etwas schnell und liederlich, doch viel Schönes darin und allmählich auch mehr Konstruktion." Unter jenen Kunstfreunden ist zunächst Wackenroder gemeint. Diesem hat Tieck mehrere Sonette gewidmet. In allen spricht sich zum großen Teil ein warmer Ton und eine tiefempfundene Dankbarkeit gegen den Freund aus, der ihn in Zeiten der Verzagtheit emporgehoben und zu schönen Zielen geführt habe. Am überschwenglichsten sind die Sonette an die Brüder Schlegel. A. W. Schlegel vergleicht Tieck mit einem tapferen Schiffer, der hinaus ins dunkle Meer steuerte, um ungeachtet des Gekläffs der Hunde am Ufer und der verführerischen Irrlichter neues Land und Meer zu entdecken; da, so endet sein Gedicht:

regen sich die ungebornen Lieder,
Bald wird die Welt in Liebesfarben brennen,
Dann wird sie dankbar deinen Namen nennen.

Fr. Schlegel preist er als das „reine zorn'ge Liebesfeuer", das hervorbrechen werde wie das Erdfeuer bei den Vulkanen, um alles

Verderbte zu läutern. Lieblicher und weicher klingen die Töne, die er über Novalis anstimmt, trotziger dagegen die an Bernhardi, seinen Lehrer; hier holt er entsetzlich weit aus, spricht von der Weltenuhr, deren schwere Gewichte doch nur zu einem langsamen Gange antrieben. Das alles aber geschieht nur, um Bernhardi über seine Zeit zu trösten, die noch kein rechtes Verständnis für die „Bambocciaden" habe. So mischen sich edle Bilder und hohe Gedanken mit wenig glücklichen und abgebrauchten und zeigen Tieck nicht als Meister der Sonettform.

Was noch von fremden Beiträgen zu sagen wäre, ist nicht viel. Es handelt sich im wesentlichen nur um zwei, bzw. drei, die aber alle für den Geist einer romantischen Zeitschrift charakteristisch sind. Der erste greift einen Gedanken auf, den Fr. Schlegel in seinen Athenäumsgesprächen zum ersten Male ausspricht, nämlich die Bedeutung des Orients für die romantische Poesie. J. Majer, ein Mann, der uns noch oft in den Zeitschriften entgegentreten wird, hat einen Aufsatz „Über die mythologischen Dichtungen der Inder" (P. J., S. 165—214) verfaßt. Dieser Gelehrte erscheint in den Zeitschriften als vorzüglicher Kenner orientalischer Literaturen und, wie wir sehen werden, auch als Übersetzer nordisch-germanischer Sagen. Wie sehr er übrigens mit den Romantikern in seinen Interessen für die indische Mythologie übereinstimmte, geht daraus hervor, daß er von ihr als von „den Morgenträumen unseres Geschlechts" sprach. Ob freilich das Interesse für diese indischen Sagen damals schon rege genug war, um seinen Aufsatz freudig aufzunehmen, erscheint mir zweifelhaft. Die Kritik Nicolais zeigt nicht das geringste Verständnis für ihn, wenn sie sagt: „Das Gewöhnlichste und Gemeinste, was etwa jemand einfallen mag, der das bekannte orientalische Schauspiel Sakontala eben in die Hand bekam."

Ebenfalls ganz in romantischem Geist ist der Beitrag Friedrich Schlegels, eine Kanzone „An Ritter" (P. J., S. 217 bis 220). Ritter, der Physiker unter den Romantikern, hatte sich schon lange durch seine Entdeckungen auf dem Gebiete des Galvanismus einen bedeutenden Namen gemacht. Der geheimnisvolle, noch nicht ganz aufgeklärte Stoff und die Art, in der auch Ritter sich ausdrückte, hatten ihn früh mit Novalis befreundet und ihm

die unbedingte Achtung der Schlegel eingebracht. Wir erkennen das deutlich aus einem Briefe Friedrichs. In diesem schreibt er an seinen Bruder (Walzel, Br. Fr. Schl. an A. W. Schl., S. 424): „Noch eins wegen des Journals. Ritter arbeitet jetzt mit solcher Schnelligkeit und Sicherheit, daß ich es sehr geraten fände, Du lüdest ihn gleich zu formeller Teilnahme ein (nämlich zum Athenäum), da seine Gelehrsamkeit und sein kritischer Überblick weder durch die Beiträge von Schelling, noch von Steffens ersetzt werden kann." Diese Wertschätzung Ritters zeigt sich auch in der Kanzone, die Friedrich diesem Forscher gewidmet hat. Sie ist sehr schwungvoll angelegt und gehört vielleicht zu dem Besten, was uns Friedrich Schlegel an Gedichten hinterlassen hat. Die Kanzone zeugt davon, wie lebhaft Schlegel von den Studien und Erfolgen Ritters begeistert war. Er gibt sich der freudigen Hoffnung hin, daß der begnadete Forscher auch ferner noch rechte Erfolge bei seinem Eindringen in das Innere der Natur haben möchte. Ja, er feiert ihn nicht nur als Bezwinger der Natur, sondern singt auch von dem Quell der Kunst, der ihm in gottgeweihter Brust rausche, und von dem er nur wünsche, daß er auch hervorsprudle. Diese Begeisterung für Ritter hielt auch weiter an und tritt uns später in der „Europa" entgegen, wo er ihn mit Schelling vergleicht, ja ihn sogar über diesen erhebt.

Wir haben im Laufe der Betrachtungen auch meist die Kritiken Nicolais gelesen und darin trotz aller Übertreibung fast immer einen wahren Kern gefunden. Anders steht es mit seiner Kritik dieser Kanzone. Da sieht man recht deutlich, wie kritiklos dieser Aufklärer eigentlich war, und daß er ziemlich alles verneinte, sobald es sich um die romantische Schule handelte. Wenn er da meint, daß Schlegel beim Dichten dieser Verse höchst übersinnlich gestöhnt haben müsse, daß er ihm vorkäme wie ein Vöglein, das gerne fliegen möchte und doch Blei am Halse hängen habe, so zeugt das in der Tat nicht von dem geringsten Verständnis für die Poesie, wohl aber von dem Gefühl kleinlichen Hasses.

Die Kritik Nicolais kann uns als Beleg für die Aufnahme des Poetischen Journals im Lager der Aufklärer dienen. Man lehnte es ab oder schwieg es tot. In den Kreisen der Romantik fand es ebenfalls wenig Beifall. Das meiste Interesse brachten ihm noch

die Brüder Schlegel entgegen, da sie in ihm einen Leidensgefährten ihres Athenäums erblickten. Es lag unter diesen Umständen der Gedanke nahe, aus den beiden scheiternden Unternehmen ein neues zu zimmern. In diesem Sinne schreibt Friedrich Schlegel an seinen Bruder (Walzel, Br. Fr. an A. W., S. 472): „Überlege es mit Tieck, es verdient gewiß ernsthaft in Rücksicht gezogen zu werden. Dieses wünsche ich so eher, da ich schon seit geraumer Zeit einen anderen Wunsch über das Athenäum hege ... Tiecks Poetisches Journal geht zuverläßlich nicht über das vierte Stück, also so weit der Kontrakt geht. Da dachte ich nun, sollten beide Journale vereinigt werden, Du und Tieck geben es heraus unter dem Titel ‚Neues Athenäum'." Diese geplante Vereinigung ist indessen, wie wir aus den Ausführungen über das Athenäum erfahren haben, nicht zustande gekommen.

Wenn wir uns nun noch fragen, worin es begründet liegt, daß das Tieckſche Journal so wenig Lebensfähigkeit bewies, so ist die Antwort zum Teil schon in dem allgemein einführenden Teil gegeben. Tieck hat die einzelnen Gründe hierfür selbst recht klar zusammengestellt, er schreibt in der Vorrede zum XI. Band seiner Schriften (S. LXIV): „Die gutgemeinte Sache wurde ungeschickt angefangen und erregte kein Interesse. Es erforderte ein eigenes Talent, um ein Journal annehmlich zu machen, und ich war so der Mannigfaltigkeit aus dem Wege gegangen, daß ich mich selbst nicht einmal um Mitarbeiter bemüht hatte." Gewiß kam außer diesen Umständen auch eine starke Unlust bei Tieck hinzu; denn das zweite Stück zeigte schon ein Abflauen seines Interesses, wie das schon ausgeführt worden ist. Dieses alles zusammen führte zu dem Eingehen der Zeitschrift. Und wie stark die einzelnen Faktoren gewirkt haben müssen, erkennt man daraus, daß das Poetische Journal schon mit dem zweiten Stück zu erscheinen aufhörte, während der Kontrakt doch bis zum vierten ging.

Kynosarges.

Eine Quartalschrift.
Herausgegeben von A. Ferd. Bernhardi.
1. Stck. Jan. 1802.

Wer die Geschichte des Zeitschriftenwesens irgendeiner literarhistorischen Periode darzustellen versucht, kann nicht erwarten, ein System dieser Geistesrichtung zu erhalten oder ein solches aus den Zeitschriften selbst entwickeln zu können; denn das schließt sich durch die Natur der Sache aus. Die Quellen, die bei einer solchen Bearbeitung zur Verfügung stehen, sind zwar ein lebendigeres Zeugnis der in Betracht kommenden Zeit als Bücher der mannigfachsten Art, aber sie sind eben Zeitschriften und unterliegen als solche auch allen Mängeln derselben. So ist bei ihnen durch die verschiedenartigen, oft mit großer Mühe gewonnenen Mitarbeiter eine wirkliche Einheit fast nie zu erreichen. Die Zugeständnisse an die Bequemlichkeit der Leser verbieten längere und schwerer verständliche Artikel, und die stets gewünschte Vielseitigkeit steht der Entwicklung einer bestimmten Doktrin direkt entgegen. All diesen Mängeln unterlagen naturgemäß auch die Zeitschriften der Romantik, ja für sie kamen sogar noch einige weitere Momente dieser Art in Frage. So haben sich einige führende Romantiker wie Fichte und Schelling nach kleinen Zwistigkeiten fast ganz von den Journalen zurückgezogen, andere wieder lieferten nur solche Beiträge, die die Eigenart ihres Verfassers kaum erkennen ließen. Außerdem war es ein Charakteristikum der Romantiker, daß sie sich nicht oft zusammenhängend und erschöpfend über ein Thema aussprachen. Aus alledem aber geht hervor, daß auch die Zeitschriften der Romantik kein vollständiges System der Anschauungen dieser Geistesrichtung enthalten konnten. Um so interessanter muß es aber dem Literarhistoriker sein, wenn er auf eine Zeitschrift stößt, deren Verfasser sich gewissermaßen als Kollektivtypus seiner Schule zeigt und somit eine Menge Anschauungen in sich aufgenommen hat, die von den verschiedensten Größen seiner Zeit herstammen. Dabei wird es für seinen Zweck besonders wertvoll sein, wenn der betreffende Verfasser

diese Anschauungen nicht zu einem eigenen System verarbeitet, sondern sie noch unverfälscht nebeneinander bewahrt hat.

Die Zeitschrift, die diesen Vorteil noch am ehesten bietet, ist das „Kynosarges". Sein Verfasser ist August Ferdinand Bernhardi, ein Berliner von Geburt. Er hatte in seiner Jugend die Aufklärung kennen und hassen gelernt. Durch Fichte und Tieck angeregt, schloß er sich bald ganz den Romantikern an, in deren mannigfache Interessensphären er sich mit staunenswertem Fleiß einarbeitete und deren Gedanken er eklektisch in sich aufnahm. So erscheint er als Vertreter und Kenner der drei großen Geistesrichtungen in der romantischen Weltanschauung. Er kannte genau ihre Philosophie, wie sie von Fichte vertreten und später von Schelling in andere Bahnen gelenkt wurde, er war vertraut mit den poetischen Doktrinen, wie sie die Schlegel z. B. im Athenäum verkündeten und wie sie Tieck poetisch anwandte, und er kannte endlich auch jenes neue Religionsgebäude, das Schleiermacher aufgebaut hatte. So vielseitig ausgerüstet, trat er als Kämpe der Romantik hervor und kam, wie wir gesehen haben, schon in Rambachs „Archiv der Zeit" in Konflikt mit seinen Gegnern. Als endlich der Professor Feßler mit zur Redaktion herangezogen wurde, brach zwischen den Herausgebern und Bernhardi ein Streit aus, der das Ende der Zeitschrift herbeiführte. Dabei erlebte das Publikum das Kuriosum, daß die drei Beteiligten, jeder in seinem Namen, eine Fortsetzung des „Archivs" ankündigten. Besonders Bernhardi hielt nicht mit seiner Meinung zurück, sondern verhieß, daß er an einem anderen Orte, wo er nicht auf einen halben Bogen beschränkt und durch keinen ängstlichen Redakteur überwacht werde, weiter zu sprechen gedenke, nur noch viel schneidender, schärfer und bestimmter. Ehe er aber den Kampf in dieser Weise in einer eigenen Zeitschrift eröffnete, benutzte er noch einmal das von Rambach als Fortsetzung des „Archivs" bezeichnete Journal „Kronos. Ein Archiv der Zeit", um seinem Haß gegen die Aufklärung Ausdruck zu geben. Als aber auch diese Zeitschrift nach wenig Wochen wieder einging, gründete er eine eigene, „Kynosarges" genannt.

Über den Titel war man selbst in romantischen Kreisen einigermaßen erstaunt. Karoline schreibt z. B. an A. W. Schlegel (Waitz, Karoline II, S. 207): „Was ist denn Hr. Kynosarges? Du teilst

mir auch nichts mit. Schelling gibt an, es wäre ein hündischer Titel." Vielleicht wollte Bernhardi durch den Namen des Gymnasiums der Kyniker und durch den Hinweis auf die Philosophenschule überhaupt schon in der Überschrift kurz sagen, was er dann in der Einleitung ausführlich zum Ausdruck bringt, wenn er ankündigt, daß er unabhängig von der Meinung der Welt, ungeachtet der Feinde, die ihm entstehen könnten, frei und offen sagen wolle, was ihm recht dünke. Darum solle seine Zeitschrift auch keine Sammlung von Aufsätzen sein, die auf flüchtigen Kitzel oder auf reines Amüsieren berechnet wäre. Der Herausgeber strebe auch nicht nach einer flüssigen Zelebrität, buhle nicht um die Gunst irgendeiner literarischen Partei, noch trachte er nach dem Kitzel, durch eine unsanfte Kritik irgendeiner Person wehe zu tun, sondern er werde getrieben von einer reinen und uninteressierten Liebe zu Kunst und Wissenschaft, gegründet durch anhaltende, redliche Bemühungen mit allem, was mit ihnen zusammenhänge. Damit sei aber auch das Recht gegeben, sich an beistehende Literaturrichtungen anzuschließen und andere zu bekämpfen oder, beiden entgegengesetzt, die eigene Überzeugung auszusprechen. Dieses Recht werde dem rechten Schriftsteller zur Pflicht, denn die Sittlichkeit des Schriftstellers bestehe eben darin, daß er nichts gegen seine Überzeugung sage. Damit seien alle die verurteilt, die sich von einer gewissen Schriftstellerklugheit leiten ließen. Sie zeichneten sich besonders auf dem Gebiete der Kritik durch ein fortwährendes Drehen und Wenden aus und bewiesen in balancierenden Urteilen außerordentliches Geschick, und befänden sich dabei in dem Wahne, der Genius des Dichtens ließe sich durch die Kritik erziehen und lenken.

Einer solchen Objektivität war natürlich ein Romantiker erst recht nicht fähig, und so liefert denn auch Bernhardi bereits in der Einleitung den Beweis, daß gerade er unbedingte Anerkennung der romantischen Doktrinen verlangt. Das zeigt sich schon in der kurzen Charakteristik des Inhalts der Zeitschrift, in der er die einzelnen Beiträge unter die drei Gruppen wissenschaftliche, darstellende und kritische Aufsätze zusammenfaßt. In den wissenschaftlichen will er seine Ansichten über die Kunst erläutern. In einer höchst philosophischen Darlegung, die der romantischen Art sehr charakteristisch ist, führt er aus: Man sähe überall in den neuesten

Zeiten Zurüstungen zu einer neuen Philosophie der Kunst. Daraus ergäbe sich, daß es möglich sei, die Kunst überhaupt und ihre Gattungen zu demonstrieren, was auch erst durch den Umschwung der Philosophie seit Kant möglich wäre. Der Zweck dieser Kunstphilosophie sei, die Gesetze des Unbedingten und in sich Vollendeten zu erkennen, das Kennzeichen der neuen Meister aber sei ein Streben nach dem Unbedingten in der Kunst. Mit diesen neuen Zielen müsse naturgemäß auch die Kritik einen anderen Charakter erhalten, und zwar werde der darin bestehen, die Kritik auf bestimmte Prinzipien zu gründen ... Die Kritik entstehe durch Anwendung der Wissenschaft auf das einzelne Kunstwerk, wobei das freundliche Besprechen der Wissenschaft mit dem Kunstwerke, das Bestreben, die imaginative Anschauung als vollendet in Verstand aufzulösen, von größter Bedeutung sei. Damit sei es gegeben, daß alle Kritik Wissenschaft voraussetze oder wenigstens eine bestimmte Ahnung davon. Denn der poetische unwissenschaftliche Kopf könne gar wohl eine vortreffliche Kritik liefern, da er das System, wenn auch unbewußt, besitze. Das System selbst aber sei nichts weiter als fixierte Empfindung, und Wissenschaft und Kunst unterschieden sich nur durch ihre Formen und verschiedene Beziehung. Der Künstler produziere nach harmonischer Empfindung eine harmonisch vollendete Anschauung, und erwecke durch diese Anschauung die Empfindung in ihrer vollen Reinheit. In der Reinheit, oder was dasselbe sei, in der Einheit der Empfindung liege der Vereinigungspunkt zwischen dem Kritiker und dem Künstler, allein der Kritiker stelle diese in der Form des Verstandes, der Künstler in der der Einbildungskraft dar.

Das sind Bernhardis Gedankengänge über Kunst und Kritik, nur kürzer und verständlicher dargestellt, indem die Beziehungen deutlicher herausgearbeitet und die oft sehr umständlich konstruierten Sätze stilistisch vereinfacht worden sind. Indessen genügt auch das hier vorliegende Substrat noch vollkommen, um den Dialektiker daraus zu erkennen. Gewiß wird man einen gelinden Zweifel hegen dürfen, ob die Leser des „Kynosarges" diese Worte ganz verstanden haben werden. Ich glaube kaum. Auch Bernhardi scheint das bezweifelt zu haben, denn wir finden bei ihm, wie bei manchen solchen Stellen, die Bemerkung, daß er das Angedeutete und das noch

Anzudeutende, das zum näheren Verständnis notwendig gehöre, in einer besonderen Abhandlung: „Über den Zweck und die Grenzen der Kritik" näher darzulegen gedenke.

Auf diese Ausführungen über Kunst und Kritik gründet Bernhardi seine Prinzipien bei der künstlerischen Beurteilung. Dabei sei vor allem die Frage von Bedeutung: Ist das vorliegende Produkt ein Kunstwerk oder nicht? Im ersten Falle sei nach der getreuen Relation das Geschäft der Kritik beendet. Die Darstellung des Berichtes aber in ihrer höchsten Vollkommenheit müsse symbolisch sein. Im anderen Falle sei die Disharmonie im Produkte nachzuweisen. Da aber kein Mensch die Disharmonie wolle, so entstehe dem Kritiker die schwere Pflicht, den Verfasser zu ergänzen und die Mittel zur Erreichung im allgemeinen anzugeben. Wenn dabei auf den Verfasser etwas zurückfalle, so sei das nicht zu ändern, der Kritiker kenne nur Sachen und Produkte, keine Personen.

Dieser, von einem Romantiker geschriebene, vielversprechende Grundsatz kommt bei Bernhardi außer in der Einleitung besonders in den kritischen Beiträgen in Anwendung. Aber auch hier schon spricht er von Dichtungen, die aus Eitelkeit gezeugt seien, in denen mit unermüdlicher Geduld und Bekämpfung aller Vernunft die Gemeinheit und Pöbelhaftigkeit für Edelmut ausgerufen werde. Solche Werke wolle er mit dem Aufwande aller Kraft charakterisieren, die Unkünstlichkeit, das Unsittliche, das Alberne, ja das Rasende darstellen und sie mit Waffen des Spottes, Witzes und der Bitterkeit verfolgen und lächerlich machen, und zwar nicht aus Haß gegen die Urheber, sondern aus Liebe zur Vernunft, aus Achtung gegen Harmonie und aus Haß gegen artistische Unreinlichkeit; denn Spott und Persiflage seien die bewaffnete Macht der Kritik, die Polizei, durch welche das Gebiet der Literatur rein erhalten werde.

Schon diese kurzen Bemerkungen zeigen deutlich, daß diese Einleitung wieder einmal von typisch romantischem Geist erfüllt war. Vor allem ist an ihr zu loben, daß sie offen und ehrlich ausspricht, wer ihre Widersacher seien und in welchem Ton sie mit ihnen reden wolle. Die meisten Zeitschriften jener Tage ergingen sich in den Einleitungen in allerlei Entschuldigungen betreffs ihres Erscheinens; man fand in den Ankündigungen offene Kriecherei um die Gunst des Publikums und geradezu schamlose Zugeständnisse an die

Brutalität der damaligen Geschmacklosigkeit. Nur das Athenäum hatte eine rühmliche Ausnahme gemacht und ebenfalls wie das „Kynosarges" von Anfang an mit offenem Visier gekämpft. Diese Ehrlichkeit und dieser echtdeutsche Kampfesmut verdienen immer wieder gerühmt zu werden. Der gleiche frische, freudige Geist erfüllt auch alle anderen Artikel von Bernhardis Journal, und selten ist eine Zeitschrift herausgegeben worden, die einen so einheitlichen Charakter getragen hätte wie das „Kynosarges". Das hat nicht zuletzt seinen Grund auch darin, daß der Verfasser — ob mit Absicht, weiß man nicht — außer einigen poetischen Beiträgen seiner Gattin alle Artikel selbst geschrieben hat. Die so erzielte Einheitlichkeit des Ganzen mußte aber um so mehr in die Augen fallen, weil der Herausgeber einen ziemlich ausgeprägten, eigenartigen Stil schrieb, der ebenfalls schon aus der Einleitung zu erkennen ist. Seine Sprache ist kräftig und ungekünstelt, sie läuft etwas schwerfällig dahin. Immer geneigt zu Philosophieren, drückt Bernhardi seine Gedanken in langen Perioden aus, die an Schachtelsätzen oft nichts zu wünschen übrig lassen und deren Beziehungen nicht leicht zu erkennen sind. Dabei kann man nicht behaupten, daß der Stil den Leser abstoße oder schnell ermüde, er ist eigenartig und gerade dadurch anregend, wenn der Sinn auch besonders an Stellen dialektischer Entwicklungen nicht so leicht zu verstehen ist wie z. B. in Fr. Schlegels Prosaschriften.

Noch ganz auf den Schultern seines Lehrers Fichte steht Bernhardi in den Artikel „Über die Stufen und den letzten Zweck der Erziehung" (Kynosarges, S. 22—38). Hier meint er, die Erziehung müsse das ganze Leben umfassen und käme in erster Linie dem Staate zugute, der daher auch die Verpflichtung habe, für dieselbe zu sorgen. Noch bedeutend mehr lehnt sich Bernhardi an Fichte und speziell an dessen „Naturrecht" an, wenn er einen organisierten Staat verlangt, der durch seine nach bestimmten Gesetzen geregelte Verfassung Freiheit des einzelnen und Schutz vor der Willkür des Nächsten garantiere. Demgegenüber sei es Pflicht der Untertanen, die Obrigkeit in ihren Befugnissen zu unterstützen. Darauf müsse auch die gesamte Jugenderziehung abgestimmt sein. Aber diese erstrebte Tugend der „Rechtlichkeit" dürfe nicht gegründet werden auf Furcht oder Eigennutz, sondern nur auf wahre Sitt-

lichkeit; denn allein auf diesem Boden gedeihe Vaterlandsliebe, die Liebe zur Verfassung und zu dem Herrscher.

Interessant ist zu beobachten, wie Bernhardi bereits auf einen streng nationalen Sinn hinweist. Damit bezeichnet er den Endpunkt einer Entwicklung, die von den Romantikern am klarsten Fichte durch sein Leben illustriert hat. Er begann als schwärmerischer Verehrer der französischen Revolution mit all ihren universellen Tendenzen, verbreitete sich dann in seinem „Naturrecht" über die Einrichtungen eines vernünftigen Staates und hielt zuletzt seine zündenden „Reden an die deutsche Nation". Zur Zeit des „Kynosarges" dagegen herrschten in der Frühromantik jene universellen Ideen, zu denen das Studium fremder Länder und Zeiten notwendig führen mußte und die auch Bernhardi noch ganz bewegten, wenn er schrieb: „Es gibt ein Band, durch welches die Menschen als Menschen, nicht als Bürger eines einzelnen Staates zusammenhängen, ein Band, welches nicht allein alle Zeitgenossen unter sich, sondern auch die Vorwelt mit der Nachwelt, die Gegenwart mit der Zukunft verknüpft und verbindet. — Wissenschaft und Kunst heißt dieses Band, Wahrheit und Schönheit sind ihre Gegenstände, und der Gelehrte und Künstler die Berufenen, jene zu ergründen, diese darzustellen. Wissenschaft und Kunst gehören den Menschen, nicht einem einzelnen Staate, einer einzelnen Nation." Für die Menschen an sich aber — so führt Bernhardi weiter aus — seien Wissenschaft und Kunst die beiden letzten Stufen der Erziehung, die ihn dann zu dem letzten Ziele hinführten, zu der „Bildung an sich".

Ein weiterer Aufsatz des „Kynosarges" knüpft deutlich an Gedankengänge der Einleitung an und zwar an die Unterscheidung von Kunst und Wissenschaft; er ist überschrieben „Wissenschaft und Kunst" (Kynosarges, S. 42—99). Der Aufsatz ist etwas schwer verständlich, was Bernhardi selbst wiederholt zugibt. Zuerst verbreitet sich der Verfasser über den Gegensatz von Realem und Idealem und führt aus, manche Menschen ließen nur das Reale gelten und strebten dementsprechend nur nach dem Nützlichen. Wissenschaft und Kunst hingegen wiesen über das Irdische hinaus. Ihnen vermöge der Mensch indessen nicht ohne weiteres zu folgen; denn er sei an das Reale gebunden und sein ganzes Dasein bestehe in dem ewigen Kampfe seines Freiheitsgefühls mit den ihn ein-

Kynosarges.

Eine Quartal-Schrift.

Erstes Stück.

Berlin, 1802.

Bei Heinrich Frölich.

engenden Gegenständen der realen Welt, falls er sich zum Idealen erheben wolle. Wissenschaft und Kunst böten ihm dabei hilfreich die Hand. Zur Vollkommenheit dieser neuen Welt gehöre es aber, daß man nur mit von der äußeren Welt Unabhängigem arbeite, und das seien die Ideen. Diese entstünden zwar auch durch die äußeren Gegenstände, aber sie seien vollständig frei von ihnen.

Nach dieser Gegenüberstellung des Realen und Idealen kommt Bernhardi auf die Kräfte des Gemüts zu sprechen und erweist sich auch hier wieder als treuer Anhänger Fichtes. Für ihn besteht das menschliche Gemüt aus Verstand und Einbildungskraft. Es sei aber falsch, wenn die Menschen behaupteten, die Produkte des Verstandes seien die Wissenschaft und die Produkte der Einbildungskraft die Kunst. Verstand und Einbildungskraft seien vielmehr die notwendigen Organe, durch welche Kunst und Wissenschaft sich aussprechen. Der Zweck aller Wissenschaft ist Bernhardi aber die Erklärung des Universums, welche, wie er sagt, nur für eine Kraft gegeben werden kann, welche jenseits des groben Organismus des Verstandes, der Einbildungskraft und der historischen Aufzählung von Tatsachen liegt. Die Namen für dieses Unbekannte, etwa Vernunft — Ich — Unendliches — Unbedingtes, sind ihm vollkommen gleichgültig. Wenn sich schon in diesen Worten ein Umbiegen Bernhardis zu den Lehren des zweiten großen Philosophen der Romantik, zu Schelling, zeigt, so gilt das besonders für das Folgende. Die Erklärung des Universums besteht dem Verfasser nämlich in der Ableitung alles Daseins aus der Vernunft, und — so heißt es an einer anderen Stelle — der menschliche Geist, welcher sich nach ewigen, notwendigen Gesetzen in Naturbilder ergießt, ist Quelle und Form des Daseins, und „die Natur, die unermeßliche, ewige, mit ihren unvergänglichen Gestalten und wechselnden Individuen, wäre das lebendige Ringen und Kämpfen des Geistes, welcher alles durchdrungen und sich in tausend und abertausend Strahlen, Farben und Glanz zersplittert und gebrochen habe".

Fast ganz Schellingsche Philosophie sind Bernhardis Ausführungen über die Kunst. Da meint er: trotz aller Spekulation und Philosophie sehnen sich die Menschen nach dem Körperlichen, nach dem Einzelnen, auf das unsere ganze Natur hindeutet. Diese Sehnsucht kann allein die Kunst stillen, sie konnte durch keine Wissen-

schaft und Philosophie beschwichtigt werden. Die Kunst ist es, durch welche die wissenschaftliche Welt Leben, Farben und Reiz gewinnt, mit der Kunst kehren wir auf das Gebiet des Einzelnen, Realen und Individuellen zurück. Die Kunst ist — hier hören wir die Spitze aller Kunstphilosophie in Schellingschem Sinne — die Erhöhung der reinen Idealität zur reinen, idealen Realität. Die Kunst ist „Erhebung der Wissenschaft und ihrer Ansicht des Universums zur Anschauung desselben". Damit ist Bernhardi auf einem Höhepunkt seiner Begeisterung angelangt, und fast schwärmerisch fährt der Dialektiker fort: „Die Kunst ist der positive Pol der Wissenschaft, die übersetzte wissenschaftliche Ansicht des Universums, die natürliche und menschliche Verherrlichung der Realität, die Anbetung und Verklärung des Universums im einzelnen, die dargestellte Vollendung des Strebens, die Freiheit in ihrer reinsten und faßlichsten Symbolik."

Auch eine Einteilung der Kunst vermag Bernhardi zu konstruieren, und zwar geht er von dem Menschen aus. Er meint: Wie der Mensch als Krone und Spitze des Universums erscheint, so ist auch in der Kunstwelt der Mensch nach beiden Richtungen seiner Individualität, seiner geistigen und körperlichen für die Arten der Kunst von Bedeutung. Man unterscheidet dementsprechend eine dichtende und eine bildende Kunst. Beide durchdringen sich aber in dem vollendetsten Zweige der Kunst, nämlich in der Schauspielkunst. Der Mensch aber im höchsten Sinne muß beide Verklärungen des Geistes begreifen und den Namen eines gebildeten Künstlers darf nur der tragen, welcher die Fähigkeit hat, seine innere Welt ebensowohl dem Marmor zu überliefern, als sie durch die Palette auf der ausgespannten Fläche auszusprechen oder ausgesprochen anzuerkennen und zu empfinden.

So sehen wir den Romantiker Bernhardi in seinen Ausführungen über Wissenschaft und Kunst von Fichte ausgehen, sich über diesen erheben und mit Schellingschen Spekulationen enden. Die Anschauungen dieser beiden Philosophen sind friedlich miteinander verquickt, so aber, daß wir bei ihm im kleinen jene große Entwicklung der Philosophie von Fichte zu Schelling, natürlich nur in bezug auf Kunst und Wissenschaft, dargestellt finden. Wir werden im folgenden sehen, daß Bernhardi auch die Grundgedanken

Schleiermachers in seine Ausführungen einzuweben verstanden hat, denn er sagt weiter: Es gibt noch eine Sphäre, um welche Kunst und Wissenschaft sich wie Planeten um eine Sonne wenden, eine unermeßliche, unerschöpfliche Sphäre, von welcher beide ihr Licht leihen, welche die eine aufzufassen, die andere darzustellen sucht, ohne sie je zu erreichen, ohne sich ihr je, als bis auf eine gewisse Weite nähern zu können; und „diese ist keine andre, als die grenzenlose Realität, als das Dasein selbst, als die ewige, unermeßliche Natur". „In ihr wohnt die Wahrheit in der kühnsten Gestalt, in ihr glänzt die Schönheit in der blendendsten Herrlichkeit." Dieser Gottheit, fährt Bernhardi fort, kann sich niemand entziehen. Jeder Moment des Daseins führt den Menschen zu ihr zurück, auch Wissenschaft und Kunst können niemanden vor ihr retten. Es ist eure höchste Aufgabe, „daß ihr euch selbst in das Universum stürzt", daß sich das Individuum im All verliert. Darin aber zeigt sich die vollkommenste Ansicht von der Kunst und die Ansicht, daß das Bedingte selbst das Unbedingte sei. Das Höchste, das Unendliche und darum ewig Unbegreifliche ist die Religion. Endlich und begreiflich wird sie nur im einzelnen, und dieses ist der Begriff und das Bild. „Daher scheidet sich jede Religion in die Dogmatik und in das Symbol. Die Wissenschaft ist die Dogmatik des Universums, die Kunst das Symbol und der Gottesdienst der Natur." „Darum seid ihr ewig, ihr drei Göttergestalten, darum seid ihr unendlich und unbegreiflich, darum bete ein jeder an, dem der Sinn erschlossen, und gehorche dir, o Natur, ewiger Urquell lebendiger Wissenschaft, erhabener und beseligender Kunst."

Mit diesen gebetartigen Worten klingt der Aufsatz aus, der Bernhardi als den Eklektikern unter den Romantikern kennzeichnet. Eine solche Philosophie widersprach aber der Originalitätssucht dieser Schule, und es ist verständlich, wenn Stimmen dagegen laut wurden. Ganz besonders kommt hier ein Brief Friedrich Schlegels in Betracht, in welchem er schreibt (Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel. Herausgegeben von Varnhagen v. Ense II, 230): „Lassen Sie sich Bernhardis Kynosarges geben ... Dann aber ist ein Aufsatz über Wissenschaft und Kunst, worin Schleiermachers Reden über die Religion überall widerklingen, und das ist nun in allem Scherze sehr spaßhaft, wie die Anempfinder

immer gerade auf das fallen, was ihnen am fremdesten ist; der bleierne moralische Schiller auf das Romantische ... und der dickhäutige Bernhardi auf Mystik, Religion, Schleiermacher!"

Man muß Fr. Schlegel, besonders was die Nachahmung des Formellen anbelangt, offenbar recht geben und kann vermuten, daß er bei seiner Veranlagung seinem Unwillen in noch viel kräftigerer Weise Ausdruck verliehen hätte, wenn er sich nicht eines anderen Artikels im „Kynosarges" erinnert hätte, in dem eines seiner Gedichte von Bernhardi für ganz vorzüglich erklärt worden war. Dieser Artikel ist überschrieben: „Musenalmanach von A. W. Schlegel und L. Tieck." Bernhardi beginnt seine Rezension wieder mit einer philosophierenden Einleitung und führt dann aus: Alle Kunst ist Anschauung des Universums: in diesem Begriffe liegt schon die Aussöhnung eines Widerspruchs. Das Universum ist etwas Unendliches, Anschauung aber führt auf die engste Grenze des Daseins. Die Kunst wird daher darin bestehen, das Unendliche in dem Begrenzten darzustellen. Das kann aber nicht anders geschehen als durch die Verwandlung in das Bild und Symbol. Ein jedes Kunstwerk muß daher deutlicher oder dunkler, unendlich, universell, symbolisch für das Ganze sein. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Symbolisierung bei den einzelnen künstlerischen Schöpfungen das Universum in verschiedenem Grade der Deutlichkeit durchblicken läßt. Manche schauen das Universum an und vergöttern es durch ihren schönen Kunsttrieb, aber ohne es zu wissen. Man kann hier, wie Leibniz von schlafenden Monaden, von schlafenden Universa reden. Diese Gattung sind die einfachen Gedichte. Wird der Begriff des Universums klar in der Sache des Künstlers, strebt er den Zusammenhang von einem und allem im Kunstwerk auszudrücken, so wird sein Kunstwerk allegorisch und dessen Element ist: Metapher, sie ist nämlich die Anspielung auf das Universum; denn sie konzentriert zwei Individuen zu einem, und die Allegorie ahmt dies im großen und ganzen nach. — Solche Gedichte aber, wie selbst z. B. Goethes „Prometheus", bleiben nur ein Winken und ein Zeigen auf die Künstleransicht des Universums. Es gibt daher noch eine dritte Gattung, in der das Universum als solches aufgestellt und poetisch angeschaut wird, und dies ist der Sinn aller Theogonien und kosmologischen Gedichte. Sie wollen das All

darstellen als solches. Diese Art der Dichtung heißt das mystische Gedicht. Die Prinzipien des Mystizismus liegen in der Mythologie mit ihren Zweigen, der Theologie, Philosophie und Physik, weil diese es sind, welche jede auf verschiedene Art das Universum ausbilden wollen. Dabei ist aber zu bemerken, daß die mystische Ansicht des Universums nicht etwa die spätere sei, sondern im Gegenteil die frühere, und „die Mythologien sind nichts als solche wilde und unfreie mystische Ansichten, die wir auf mannigfaltigen Wegen durch Wissenschaft wiederzugewinnen streben". Die mystische Dichtungsart kann sich natürlich wie jede andere in die verschiedensten Gattungen spalten, aber es liegt in der Natur der Sache, „daß das bleibende ewige Universum sich am besten für die plastische Ruhe des Epos schickt und der Strom vom Universo in die Seele stürzender Empfindungen sich für die lyrische Darstellungsart vorzüglich eignet".

All diesen ungeheueren Aufwand von Worten und dialektischer Kunst hat Bernhardi nur gemacht, um die Leser seiner Kritik so weit zu bringen, daß sie die purpurnen Tiefen der Gedanken, wie sie in den Schlegel-Tieckschen Gedichten vorhanden sind, erkennen und verstehen können. Ohne diese Arbeit würde auch schwerlich jemand all die angeblichen Kostbarkeiten dieser Gedichte erkannt haben; denn leider entsprechen die Gedichte des Almanachs gar nicht diesen Anpreisungen.

Was Bernhardi über die einzelnen Gedichte sagt, ist in ästhetisch-kritischer Beziehung wertlos und nur insofern interessant, als man aus seinen Äußerungen erkennt, wie ganz unzuverlässig die Romantiker, jene Meister der Kritik, wurden, wenn sie die Poesien ihrer eigenen Freunde besprachen.

Der Tätigkeit Bernhardis im „Archiv der Zeit" und der Ankündigung in der Einleitung entspricht es, wenn Bernhardi einen Artikel seiner Zeitschrift dem Theater widmet. Der Zweck dieses Aufsatzes ist, eine förmliche Geschichte des Theaters während der Dauer des Journals in demselben niederzulegen und mit scharfen Worten die bestehenden Mißstände zu geißeln. Gleich zu Anfang sind die wenig schmeichelhaften Worte zu lesen: „Es ist unstreitig, daß sowohl das Theater und die Schauspielkunst, wie die dramatische Dichtkunst in Deutschland im tiefsten Verfalle liegen." Den Grund hierfür findet der Verfasser bei Publikum und Komödianten.

Das frühere Publikum verstand nichts von dem rechten Begriff der Kunst, aber es hatte vor ihr eine heilige Scheu, es betrachtete sie als Bildnerin der Sitten und das Beschauen derselben als die vornehmste Erholung. Dem heutigen Publikum sei das Theater nichts mehr „als eine Art von Kaffeehaus und Tabagie, in welcher man zwar das, was man dort sucht, schlechter und teurer erhält, wofür aber auch Damen Zutritt haben und auf einer Erhöhung, unter guter Erleuchtung, bisweilen sogar mit Musik einige Leute komische und tragische Possen treiben". Dabei bestehe das Publikum, so führt Bernhardi weiter aus, bloß aus jungen Menschen, welche Zeit und Mittel hätten, oder aus trocknen Geschäftsleuten. Ein unanständiges Zischeln, Lärmen und Lachen im Parterre zeige, daß jede Achtung vor dem Kunstwerk geschwunden sei, und in jedem Moment erhielte man das Dokument, daß man sich unter dem Pöbel der höheren Stände befinde. Diese Verderbtheit liege vor allem an den Komödianten und an den dramatischen Schriftstellern. Auch die Komödianten wären früher besser gewesen; denn sie waren verachtet. Dadurch blieben sie unter sich, hatten Zeit zum Studieren und kamen nur mit dem niederen Volke in Berührung. Jetzt seien sie zwar genau noch dieselben, hätten aber durch französischen Einfluß Zugang zu den höheren Kreisen und glaubten sich vollendet, wenn sie sich die äußeren Formen möglichst glatt angeeignet hätten.

Noch viel schärfer werden Bernhardis Worte, wenn er von den dramatischen Dichtern spricht. Unter ihnen hebt er nur die Haupthelden der Bühne hervor, Kotzebue und Iffland, als Vollender der elendsten Gattung des Schauspiels, welches jemals gedacht worden sei. Dabei erscheint ihm Kotzebue als der bei weitem unschuldigere. Seine Zeichnungen seien kühner und kraftvoller, er sei im Innern reicher und poetischer. Tief unter ihm aber stehe Iffland, der wirklich ein poetischer Bettler sei. Was Bernhardi zu dieser Ungerechtigkeit und vor allem zu diesem Widerspruch mit sich selbst gebracht hat, ist schon bei Besprechung seiner Beiträge im „Archiv der Zeit" ausgeführt worden. (Vgl. S. 27.)

Er gedenkt später seines Feindes Iffland noch einmal, indem er ihm eines von drei polemischen Sonetten widmet. Es ist überschrieben „Der Künstling". In welcher Art das Gedicht geschrieben ist, zeigen gleich die beiden Anfangsverse: „Ich lege jähr-

lich viel dramat'sche Eier, zu zücht'gen streng der Zeiten böse Sitten". Auch diese parodistisch-polemischen Worte hatten einen besonderen Anlaß. Iffland hatte nämlich nach den üblichen gegenseitigen Ärgereien einmal zu einem kräftigen Hiebe ausgeholt und sein Theaterstück „Das Kamäleon" geschaffen und auf die Berliner Bühne gebracht. In diesem wurden die gesamte romantische Schule und vor allem Tieck und Bernhardi gröblich verspottet. Es wäre ein Auflehnen gegen seine ureigenste Natur gewesen, hätte Bernhardi nicht auch diesmal Gleiches mit Gleichem vergelten wollen. — Außer Iffland waren es noch zwei andere, die in gleicher Weise persifliert wurden, ein Sonett „Der Wissenschaftler" war gegen Reinhold und ein anderes „Der Frömmling" gegen Jacobi gerichtet. Um aber die Schattenseiten dieser drei Männer besonders deutlich zu kennzeichnen, hat Bernhardi diesen drei Sonetten, die unter der gemeinsamen Überschrift „Das Reale" stehen, drei andere, „Das Ideale" überschrieben, entgegengesetzt und in den einzelnen Gedichten „Wissenschaft", „Kunst", „Religion" sein Ideal dieser einzelnen Kulturgebiete dargestellt, zu denen dann die Vertreter derselben, wie er sie in der anderen Sonettenreihe karikiert, im krassesten Gegensatz stehen. In poetischer Beziehung nehmen die Gedichte ihrer ganzen Tendenz entsprechend keinen sonderlich hohen Rang ein ... Dasselbe ist auch von den übrigen poetischen Beiträgen des „Kynosarges" zu sagen. Außer zwei Sonetten auf Flecks (des Schauspielers) Tod von Bernhardi ist noch eine Allegorie, „Lebenslauf" genannt, von seiner Frau Sophie zu erwähnen...

Der stark polemische Charakter, wie er sich in dem Artikel über das Theater und in den Sonetten, „Das Reale" genannt, darstellt, findet sich auch in dem letzten Beitrag des Herausgebers. Er ist überschrieben: „Nicolai kontra Fichte, eine Untersuchung" (S. 157—188). Der Artikel ist an sich für einen Leser unserer Tage wenig interessant. Er sucht Anschuldigungen, die Nicolai gegen Fichte erhoben hatte, zu entkräften, und es geschieht in der Weise, daß nur der etwas von den Ausführungen hat, der — wie der Verfasser selbst sagt — die entsprechenden Bücher und Schriften gelesen hat. Es werden daher auch zu Anfang die nötigen „Aktenstücke" angegeben. Es sind dies: „Neue deutsche allgemeine Bibliothek" (Bd. 56, Heft 1—4, 1801), „Friedrich Nicolais Leben und

sonderbare Meinungen von Fichte" (herausgegeben von Schlegel, Tübingen, Cotta 1801), „Über die Art, wie vermittelst des transszendentalen Idealismus ein wirklich existierendes Wesen nach Prinzipien konstruiert werden kann" usw. von Nicolai (zum 61. Bd. der Allgemeinen deutschen Bibliothek, Berlin 1801).

Daß die Untersuchung dieser Quellen mit der Verurteilung Nicolais endet, ist bei Bernhardis Standpunkt selbstverständlich. Er hat sich zwar der Unparteilichkeit gerühmt, aber gleich darauf mit großer Genugtuung von der längst erwiesenen Nullität Nicolais als Gelehrten gesprochen. Lächerlich aber mußte vor allem die Empfindlichkeit des Romantikers, selbst bei ganz harmlosen Worten seines Gegners, wirken und das um so mehr, wenn man bedenkt, mit welch brutalen Ausdrücken z. B. Fichte in seiner schon zitierten, äußerst witzigen und geistreichen Satire vorgegangen war und Nicolai ganz ausdrücklich als das literarische Stinktier des achtzehnten Jahrhunderts gekennzeichnet hatte.

Was Bernhardi in seiner Einleitung versprochen hat, hat er treulich gehalten. Er hat offen und ehrlich seine Meinung gesagt und nicht mit Rücksicht auf sein journalistisches Unternehmen geschwiegen. Als Romantiker hatte er ja in dieser Beziehung gute Vorbilder unter den Seinen gehabt, aber die Zeiten wurden bald anders und mit ihnen auch die Romantiker. Leider hat Bernhardi seinen Freimut bezahlen müssen. Seine Zeitung ging schon nach dem ersten Heft ein. Mit dieser kurzen Lebenszeit hängt natürlich auch zusammen, daß andere Zeitschriften keine Rezensionen über das „Kynosarges" brachten. Überhaupt wissen wir über die Aufnahme herzlich wenig. Das braucht aber keineswegs eine Geringschätzung zu bedeuten. Die Romantiker selbst werden mit dem „Kynosarges" im allgemeinen sehr einverstanden gewesen sein. A. W. Schlegel schreibt z. B. einmal an Goethe (Goethe u. d. Rom. v. Schüddekopf u. Walzel I, S. 118): „Von Bernhardi kommt nächstens eine Zeitschrift (kritische) heraus unter dem Titel ‚Kynosarges', in welchem Sie recht sehr interessante Aufsätze finden werden."

Was das „Kynosarges" für uns so wertvoll macht, ist zum Teil schon gesagt, nämlich der Eklektizismus seines Verfassers, der in seiner Weise die verschiedenen Philosophen und Dichter der Romantik in ein neues System mosaikartig vereinigt und so einen gedrängten

Zei

f

ie eleg

Erſter

Zeitung

für

die elegante Welt.

Erster Jahrgang.

1801.

Leipzig,

bei Voß und Compagnie.

Gesamtüberblick bietet, wie er nirgends zu finden ist. Bei dem geringen Absatz, den das einzige Heft gefunden hat, ist es erklärlich, daß dieses mit zu den Seltenheiten weniger Bibliotheken gehört, und aus dem Grunde ist diesem Journal hier ein größerer Raum eingeräumt, als ihm sonst zukäme.

Mit dem Eingehen von Bernhardis Kynosarges war das Schicksal der frühromantischen Zeitschriften im allgemeinen besiegelt. Das wohlüberlegte Projekt der Jahrbücher war gescheitert und hatte dabei einen bleibenden Riß unter den Jüngern der Romantik zurückgelassen. Schelling und Fichte wandten sich ab. Das einzige Dichtergenie, Novalis, war seiner Geliebten in den Tod nachgefolgt. Selbst die Brüder Schlegel trennten sich, da Friedrich seine Reise nach Paris antrat. Die einzigen, die noch übrig geblieben waren, Tieck und sein ehemaliger Lehrer, hatten jeder eine eigene Zeitschrift ins Leben gerufen, die aber schon bei ihrem Entstehen den Todeskeim in sich trugen. Es ist betrüblich, daß schon fünf Jahre nach dem Erscheinen des Athenäums die romantische Journalistik vollständig am Boden lag, und es ist noch betrüblicher, daß sie nicht die Energie hatte, sich jemals wieder aus eigner Kraft zu einer größeren Leistung zu erheben. Dazu mußten erst äußere und fremde Kräfte mitwirken. Die erste Hilfe kam von außen, es war die bittere Not, die, wie wir sehen werden, den in der Fremde weilenden Fr. Schlegel zwang, sich durch journalistische Tätigkeit vor dem Hunger zu schützen. Die anderen hilfsbereiten Kräfte waren durch die Früchte der Romantik angelockt worden. Teils suchten sie besonders einzelne romantische Bestrebungen mit neuem Leben zu erfüllen, man denke an Bodes „Polychorda", teils wandte man sich der Romantik überhaupt zu, um mit ihrer Hilfe ein journalistisches Unternehmen zu stützen (man vergleiche den „Prometheus"). In allen diesen Zeitschriften aber wird sich zeigen, wie romantisches Feuer zwar mehr oder weniger hell leuchtet, oder wohl gar nur mitleuchtet, niemals aber zu solchen Höhen emporschlug wie einst im Athenäum.

Als im Jahre 1802 alle Hoffnungen auf weitere journalistische Unternehmungen zusammenbrachen, war die Lust am Kritisieren nicht erloschen, man hatte nur keine Gelegenheit, sich zu betätigen.

Da wandte man sich nach altem Brauche an bestehende Zeitschriften, aber niemand zeigte Lust, die Friedensstörer aufzunehmen. Endlich kam Hilfe von den ärgsten Feinden der Romantik: von den Aufklärern. Im Jahre 1801 war als Konkurrenzunternehmen zu Bertuchs „Journal des Luxus und der Mode" von Spazier in Leipzig die

Zeitung für die elegante Welt

begründet worden und zwar mit dem Programmpunkt, „unter keiner Bedingung jemals die Blätter der Zeitschrift mit Streitigkeiten anzufüllen" und „sich zu keiner Partei" zu schlagen. Indessen, „es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt". Dieser böse Nachbar war Garlieb Merkel, ein intimer Freund Kotzebues, der die „Zeitung für die elegante Welt" scharf angriff. Da sich der Herausgeber nun in den Cliquenkampf hineingezogen sah, tat er das Klügste, was er in diesem Falle tun konnte, er sah sich nach kräftigen Bundesgenossen um und fand sie gar bald in den Romantikern, die sich in diesem Journal vom Jahre 1802 an zum Teil wieder zusammenfanden. Gewiß wäre die Elegante Zeitung — in dieser Abkürzung mag sie weiter zitiert werden — zu einem ausgesprochenen Parteiblatt der Romantik geworden, hätte nicht der ganze Charakter der schon bestehenden Zeitschrift — sie erschien in der Woche mehrere Male und sollte den Tagesneuigkeiten, insonderheit der Mode dienen — das unmöglich gemacht. Trotzdem tritt der romantische Charakter noch stark zutage. Ganz besonders mußten die Lobeserhebungen Goethe gegenüber auffallen. Hatte man diesem Dichter stets reichlich Weihrauch gestreut, so hatte man das, wie aus dem Athenäum ersichtlich, im Anschluß an seine bedeutendsten Werke getan. Hier aber bieten oft ganz unbedeutende Dichtungen den Anlaß zu Worten wie: „Wir empfinden so tief, was wir auch in Rücksicht des Theaters, sowie in mancherlei anderen Dingen und Kunstgeschmackssachen, waren und was wir jetzt durch Ihn — sind, daß wir ihm gern diesen Dank bezeugen, da er über Lob viel zu weit erhaben ist. Ihm haben die Musen die Lorbeerkränze, die ihm gehören, schon längst gereicht, und sie werden wohl fortblühen, wenn die Strohkränze der Volksbelustiger (es wird gewiß auf die Aufklärer, Iffland und Kotzebue, angespielt) sich längst von ihren glatten Stirnen abgeschillert haben werden" (vgl. 3. Febr. 1803).

Faſt noch überſchwenglicher ſind die Worte, die über Goethes „Natürliche Tochter" geſchrieben wurden (1. Nov. 1803). Man ſpricht von dem „glänzendſten Flor der reinſten Schönheit" und von der „Hoheit des Plans", für die doch alle Gemüter empfänglich ſein möchten. Neben der Verehrung für Goethe zeigt ſich die Abneigung gegen Schiller, deſſen Werke man meiſt tadelte. So ſagt man vom „Tell", daß er den übrigen Stücken des Dichters „weit nachſtehe", den zweiten Akt findet der Kritiker viel zu breit, weil ſich dort die Perſonen „ewig um den entſcheidenden Punkt in geſchwätziger Paſſivität herumdrehen". Den Monolog Tells fand man ſogar lächerlich. Erſt mit dem Tode Schillers änderte die Zeitſchrift ihr Verhalten dieſem Dichter gegenüber. In der erſten Zeit übernahm A. W. Schlegel die Kritiken. Er berichtete in gefälligem Plauderton über das Berliner Theater und die Berliner Kunſtausſtellung. Hier ſetzt er auch ſeine Athenäumsbetrachtungen über bildende Kunſt fort und kommt beſonders auf den Gegenſatz zwiſchen antikem und romantiſchem Stil zu reden. Auch Bernhardi hat ſich in der Eleganten Zeitung wieder eingefunden, um gegen ſeinen alten Feind Kotzebue und nebenbei auch gegen Merkel zu polemiſieren. Selbſt Karoline und Schelling hat man als Mitarbeiter ermittelt. Ihre Beiträge ſind in den kleinen Kampf verwickelt, der ſich an die Aufführung des „Jon" in Weimar knüpfte. Bald nach der Aufführung dieſes Stückes erſchien ein Artikel „Jon, ein Schauſpiel nach dem Euripides". Er ließ ſich nicht auf eine Beſprechung des Stückes ein, ſondern ſprach nur von dem allgemeinen Eindruck und beſchäftigte ſich eingehend mit den einzelnen Darſtellungen. Ebenfalls nur mit dem Spiel der Schauſpieler und außerdem mit den Koſtümen und Dekorationen beſchäftigte ſich ein zweiter Artikel „Über die Darſtellung des Jon auf dem Berliner Theater". Er rührte von Genelli, einem ſehr gewandten Kunſtkritiker, her. Der erſte Artikel dagegen war von Schlegels Frau Karoline und Schelling, der freilich nur einige geringfügige Korrekturen — er hat z. B. die urſprüngliche Briefform abgeändert — anbrachte (vgl. Haym, Die rom. Schule, S. 706). Schlegel war mit beiden Berichten unzufrieden. Ihn verdroß, daß man ſo wenig auf den Inhalt geachtet und außerdem geſchrieben hatte „nach dem Euripides". Er ließ daher ſeine „Berichtigung, das Schauſpiel

Jon betreffend" in der Eleganten Zeitung erscheinen. Später richtete er noch ein Schreiben an den Herausgeber, in dem er schon durch die Überschrift seine Tragödie ein „neues Originalschauspiel" nannte. Er hebt in dem Schreiben die bedeutenden Unterschiede seiner Dichtung zu der des Euripides hervor und charakterisiert die seinige, indem er die Vorzüge derselben ziemlich deutlich anpreist. Dabei war er gegen die Verfasser der früheren Berichte nicht sonderlich freundlich gewesen. Das führte dazu, daß nun Schelling sich zu einer Antwort bewogen fühlte. In dieser lobte er den Jon noch ganz anders, als es Schlegel schon selbst getan hatte, und setzte dadurch dem Kritiker Schlegel in der boshaftesten Weise zu. Schlegel machte gute Miene zum bösen Spiele. Da er seinen Artikel anonym hatte erscheinen lassen, so konnte er mit den immer größeren Anpreisungen seines Jon eigentlich ganz zufrieden sein. Um dem ganzen Streit einen würdigen Abschluß zu geben, trat Schlegel zuletzt noch mit einem unterzeichneten Artikel hervor und spielte hier den durchaus Unparteiischen.

Mit dem Zurücktreten der Frühromantik schwand auch der romantische Charakter der „Zeitschrift für die elegante Welt". Zwar bezeugte sie — wie sich noch zeigen wird — allen romantischen Journalen großes Wohlwollen, aber von einer wirklich romantischen Zeitschrift konnte bald nicht mehr die Rede sein.

Wenn in der vorliegenden historischen Betrachtung der Zeitschriften der Frühromantik noch drei weitere Journale eingehend besprochen werden, so geschieht das deswegen, um an und in ihnen das Erlöschen des frühromantischen Journalismus zu beobachten. Dabei wird es sich, wie schon erwähnt, zeigen, wie zunächst noch einmal ein Romantiker, durch bitterste Not getrieben, sich zur Herausgabe einer allerdings schon nicht mehr typisch romantischen Zeitschrift entschließt, und wie dann die Ideen der Frühromantik in Journalen vertreten werden, die sich ihrem ganzen Charakter nach immer mehr von der eigentlichen romantischen Schule entfernten.

Europa.

Eine Zeitschrift.
Herausgegeben von Friedrich Schlegel.
1803 und 1805.

Es war noch nicht das dritte Jahr nach dem Eingehen des Athenäums verstrichen, als Friedrich Schlegel eine neue Zeitschrift der Öffentlichkeit übergab. Die Gründe, die ihn dazu veranlaßten, waren gewiß mannigfaltig. Sicher hat es ihn stark verdrossen, daß die mit so viel Lärm begründete erste Zeitschrift der Romantik sobald an dem Verhalten der Feinde und vor allem an der Gleichgültigkeit des Publikums gescheitert war. Er beschloß zunächst, das Athenäum nach einiger Zeit wieder erscheinen zu lassen. Als er sich auch von dieser Lieblingsidee trennen mußte, hatte er wenigstens den innigen Wunsch, daß „die Furcht der Miserablen vor diesem Knecht Ruprecht so lang wie möglich unterhalten werde". Aus diesem Grunde darf man gewiß annehmen, daß die Ankündigung von dem nahe bevorstehenden Erscheinen der Fortsetzung des Athenäums in Rambachs „Kronos" von 1801 nur ein Schreckschuß, von Fr. Schlegel veranlaßt, war. Als dann die Gefahr der Zersplitterung des Freundeskreises auch das Erscheinen der Jahrbücher vereitelte, wurde der allgemeinen Begeisterung und dem Kampfeifer der Führer doch ein gewaltiger Dämpfer aufgesetzt. — Friedrich Schlegel verließ Deutschland. Im Jahre 1803 finden wir ihn in Paris seinen Studien obliegen. Mag nun das Eingehen des Athenäums, mögen die Hoffnungen, die mit der Vereitlung der Jahrbücherprojekte zu Grabe getragen worden waren, mögen die alte Kampfesliebe und Betätigungslust mit Grund gewesen sein, eine neue Zeitschrift erscheinen zu lassen, sicher war es die materielle Not, die Schlegel den letzten entscheidenden Anstoß dazu gegeben hat. Man kann das deutlich aus einem Briefe Dorotheas an Schleiermacher erfahren. Da erzählt sie, daß ihr Friedrich eifrig Vorlesungen halte, die Hörer bezahlten zwar ganz gut, aber die Saalmiete sei so hoch, daß nicht viel herauskomme; und weiter lesen wir: „Wir lassen es uns jetzt herzlich sauer werden. Mir reißt oft die Geduld, wenn es manchmal mit aller Anstrengung

nicht gehen will und ich es so gar nicht dahin bringen kann, daß der Friedrich ein paar Jahre sorgenfrei leben und denken könnte!" (vgl. Raich, Dorothea an Schleiermacher I, 110). Damals ließ Friedrich Schlegel seine neue Zeitschrift die „Europa", als ein Kind der Not, in Frankfurt a. M. im Verlag von Fr. Willmanns erscheinen.

Nach den einleitenden Bemerkungen könnte man sie für eine Fortsetzung des Athenäums halten, doch da täuscht man sich gewaltig. Sie hat ein vollständig verändertes Gesicht. Schlegel hatte gelernt, viel gelernt. Er hatte eingesehen, daß er mit seiner ungestümen Art nicht weiterkam. Die neue Zeitung atmet daher eine gewisse Mäßigung, d. h. für den, der vom Athenäum herkommt. Die Friedfertigkeit Fr. Schlegels zeigt sich schon in den Korrespondenzen, die er vor dem Erscheinen der „Europa" führt. Sein Bruder hat scherzweise von „konziliatorischen Filzschuhen" gesprochen, die Friedrich in dieser Zeit vor dem Publikum anzulegen pflegte. Friedrich wollte aus der Unpopularität heraustreten und sich damit auch den lästigen Folgen derselben entziehen. Darum beobachten wir jetzt an ihm das Bestreben, ja niemanden vor den Kopf zu stoßen. In einem Briefe an seinen Bruder (15. Jan. 1803, Nr. 182) spricht er seine Absicht klar und deutlich aus, die neue Zeitung „so unpolemisch als möglich wenigstens anzufangen". Schon die Vorrede zeigt uns die Befolgung dieses Grundsatzes. Selbst von seinem ärgsten Feind Schiller spricht er in einem Artikel mit Anerkennung. Auch vor der Regierung und den beiden Geisteshelden, Goethe und Fichte, hat er großen Respekt. So schreibt er an A. Wilhelm, der ihm einen Teil seiner in Berlin gehaltenen Vorlesungen geschickt hatte, daß er sie dankbar annähme, vorausgesetzt, daß darin nichts gegen die Regierung, auch kein direkter literarischer Angriff auf Goethe und Fichte enthalten sei (15. Mai 1803, Nr. 184). Selbst Kotzebue und Iffland und Zeitungen, wie die „Bibliothek der schönen Wissenschaft" oder die „Göttinger Gelehrten Anzeigen", die allezeit eine Zielscheibe Schlegelschen Spottes gewesen waren, hatten nichts mehr zu befürchten. Schlegels Sorge ging sogar so weit, daß er aus Beiträgen anderer gefährliche Stellen strich, so z. B. einmal eine ungünstige Kritik über Jean Paul und — man glaubt es kaum — auch über Lafontaine.

Diesem Bestreben, möglichst nirgends anzustoßen, kam das nunmehr zu klarem Bewußtsein gelangte historische Interesse Schlegels zum Teil zustatten. Schon im Athenäumsgespräch hatte er ausdrücklich betont, er wolle die Epochen der Dichtkunst nicht lose nebeneinander stellen, sondern zeigen, wie die einzelnen Schöpfungen derselben eine zusammenhängende Kette bildeten. Diese literargeschichtliche Tendenz zeigt sich noch viel deutlicher in der „Europa". Geschichte der Dichtung will sie bieten. Darin liegt aber begründet, daß der Vergangenheit Platz und Zeit gewidmet werden mußte. Die Gegenwart mit den vielen Gegensätzen konnte daher nicht mehr so im Vordergrund stehen wie im Athenäum. Ihrer wurde eigentlich nur in den Vorlesungen A. W. Schlegels gedacht.

Auffällig ist ferner der breite Raum, der den bildenden Künsten zugewendet wird. Es hängt das mit dem bereits etwas veränderten Bildungsideal der Romantiker, wie man es in dem Programm zu den Jahrbüchern am deutlichsten erkennen kann, zusammen. Das Streben nach universeller Bildung, das Sehnen, das Universum zu durchdringen, führte notwendig auch auf das Gebiet der bildenden Kunst hinüber und ließ auch dort, wie wir später sehen werden, eigene Tendenzen entstehen.

Wenn man aus diesen kurzen Einführungen schon ersehen kann, daß die „Europa" durch die Art ihres ganzen Tones, wie durch die Betonung des historischen Prinzips und die höhere Wertschätzung der bildenden Kunst in einem gewissen Gegensatz zum Athenäum steht, so steht das ganz im Einklang mit Schlegels Vorrede. Dort heißt es: „Diese Zeitschrift ist bestimmt, an allem Anteil zu nehmen, was die Ausbildung des menschlichen Geistes am nächsten angeht, um das Licht der Schönheit und Wahrheit so weit als möglich zu verbreiten." Dieses Anteilnehmen an allem weist deutlich auf die Vorerinnerung im Athenäum hin, wo auch „nach möglichster Allgemeinheit, in dem, was unmittelbar auf Bildung abzielt", gestrebt wird. Wenn es dort aber drohend weiter heißt, daß man niemals aus Rücksicht die Wahrheit nur halb sagen werde, so finden sich hier zunächst die indirekte Bitte, durch Mitarbeiterschaft anderer, den Herausgeber erst in die Lage zu setzen, sein Versprechen bezüglich der „Allgemeinheit" zu halten, ferner Entschuldigungen betreffs der Form und der Verschiedenheit der Redeweise, je nachdem

die Worte an Freunde oder Fremde gerichtet seien. Ausdrücklich aber setzt der Herausgeber am Ende der Vorrede hinzu: „Mit denen aber, die sich für unsere Gegner halten, werden wir nie reden."

Fr. Schlegel eröffnet seine Zeitschrift selbst mit dem Artikel: „Reise nach Frankreich". Eingehend beschreibt er zunächst den Weg von Dresden nach Frankreich und ist dabei von den Reiseeindrücken noch ganz befangen. Besonders berauscht hat ihn der Anblick der Wartburg bei Eisenach. Noch die Erinnerung begeistert ihn und löst seine Prosa in Verse auf. Dabei kommen ihm die Charaktereigenschaften des deutschen Volkes so recht zu Bewußtsein, und ein Vergleich mit den Römern und Arabern zeigt ihm den Gedanken von dem tragischen Geschick dieser drei Völker. Deutschland habe aber am schwersten zu tragen; und nun taucht zum ersten Male in dieser Zeitschrift die immer wiederkehrende Schwärmerei für das Mittelalter als ein typisch romantischer Zug auf. Die glanzvollste Zeit des Vaterlandes sei zur Zeit Kaiser Friedrichs II. gewesen, wo kirchliche und weltliche Macht vereint gewesen wären. Mit wahrer Wehmut klagt Schlegel, wie segensreich es für Europa hätte werden können, wenn der Mittelpunkt der Kirche nicht nach Italien, sondern, wie billig, nach Deutschland verlegt worden wäre, wo nach seiner Meinung die natürliche Größe der Gesinnung und das freie Herz dem großen Zwecke besser entsprochen hätten.

Im Gegensatz dazu erscheint ihm die Gegenwart in den schwärzesten Farben. Sie trage den Charakter der Nullität an sich. Am schlimmsten sei es in dem Erdteil Europa, wenn man diesen überhaupt so nennen könnte; denn er sei nur gewaltsam aus einem südlichen und nördlichen Stück zusammengehalten. Diese Trennung sei schon so weit vorgeschritten, daß sie bereits zu dem Wesen dieses Erdteils gehöre. Sie mache sich überall geltend, so in der Spaltung von Poesie und Philosophie, welche trennen zu können bloß eine ganz subjektive und europäische Ansicht sei. Die Spaltung zeige sich ferner in dem Gegensatz der ganz geistigen christlichen und der ganz sinnlichen griechischen Religion, des Klassischen und des Romantischen, ja schon das Altertum habe prinzipiell auf diese Trennung hingearbeitet. Die Folgen davon hätten sich im Laufe der Jahrhunderte immer deutlicher gezeigt, und die Gegenwart stehe gewissermaßen am Ende des Verderbens; denn es zeige sich die absolute Erstorben-

heit der höheren Organe. Tiefer könne der Menſch nun nicht ſinken. — Freilich Fr. Schlegel war Menſchenfreund genug, um ſeine Leſer nicht in dem Abgrund verſchmachten zu laſſen, in den er ſie eben geſtoßen hatte. Die Menſchheit, meint er, habe ſich ſelbſt ſchon zu helfen gewußt. Ein dunkles Gefühl, daß die Trennung des Klaſſiſchen und Romantiſchen ein Unding ſei, ſähe man in den Verſuchen der modernen Zeit, ſich den Geiſt des Altertums anzueignen. So ſei es zunächſt der katholiſchen Religion bis zu einem gewiſſen Grade gelungen, den künſtleriſchen Glanz und Reiz, die poetiſche Mannigfaltigkeit und Schönheit der griechiſchen Mythologie und Gebräuche ſich anzueignen. Ferner ſuche auch die Philoſophie den Geiſt der griechiſchen in ſich aufzunehmen, wie ſchon Spinoza zeige. Mit dieſen Keimen zu einer Beſſerung verbinde ſich auch jetzt ſchon die Hoffnung auf beſſere Zeiten, beides könne nicht aus eigener Kraft werden, man müſſe ſich auf ſtärkere Kräfte verlaſſen, die könnte man aber nur aus dem Orient erwarten. Schon in der Rede über die Mythologie im Athenäum zeigte ſich die Sehnſucht nach dem magiſchen Oſten, aber hier ſchwelgt Schlegel geradezu in den Gefühlen, die ihm ſchon bei dem Gedanken an jenes Wunderland vollkommen den Verſtand zu nehmen ſcheinen. Dort im Orient ſpringe alles das, was ſich bei uns zu mannigfach zerteilen müſſe, aus einem Quell mit ungeteilter Kraft. Aus dem Orient ſeien alle Religionen und Mythologien gekommen, aus dem Orient werde einſt auch die rettende Revolution hervorgehen, aus dem Mittelpunkt der vereinigten Kraft, aus der nie verſiegenden Quelle des Enthuſiasmus. Zwar werde der Umſchwung langſam vor ſich gehen und Jahrhunderte oder Jahrtauſende brauchen. Wir müßten unterdeſſen mit unſeren Kräften helfen; „denn das eigentliche Europa muß erſt entſtehen“.

Dieſem in ſeinem letzten Teile ebenſo feurigen wie für den kalten Verſtand unbegreiflichen Aufſatz läßt Schlegel einen zweiten, „Literatur“ überſchrieben, folgen. Dieſer iſt von geringerem Wert, da ſich Fr. Schlegel zu offenkundig zur Zurückhaltung zwingt und ſo nicht ſeine wahren Gedanken zur Darſtellung bringt. Es mag daher nur einiges hervorgehoben werden. Fichte wird als der Begründer der neueren Philoſophie geprieſen, da er zuerſt das Prinzip der Freiheit wiſſenſchaftlich feſtgeſtellt und das freie Selbſtdenken

zu einer Kunst organisiert habe, während von Kant, dem Gegner der Romantik, nur dessen physikalischen Werke anerkannt werden. Interessant ist ferner die Selbstkritik des Athenäums. Dieses habe nach Schlegels Ansicht auf eine kräftige Art mit gearbeitet, die Scheidung des Vortrefflichen und des Schlechten in der Kunst und Literatur zustande zu bringen. Es könne diese Zeitschrift in bezug auf ihre Universalität oder ihren freien Geist mit Nutzen als eine Einleitungsschrift zu der neuen Epoche der deutschen Literatur überhaupt dienen. Im Anfange derselben sei Kritik und Universalität der vorwaltende Zweck, in späteren Teilen der Geist des Mystizismus das Wesentliche gewesen. Unter Mystizismus aber verstehe man die Verkündigung der Mysterien der Kunst und Wissenschaften, vor allem aber die kräftige Verteidigung der symbolischen Formen und ihrer Notwendigkeit gegen den profanen Sinn. Als besonderen Erfolg aber berichtet er mit Stolz, daß verschiedene hervorragende Männer einige Athenäumsideen in ihre Werke aufgenommen hätten.

Auch einige andere Auseinandersetzungen Fr. Schlegels weisen auf das Athenäum zurück; so seine neue Einteilung der Poesie in exoterische und esoterische, die er der alten: angewandten und didaktischen, allegorisch-mythologischen gegenüberstellt. Wie sehr sich Schlegels Meinung auch sonst gewandelt hat, erkennt man aus der sich anschließenden Theorie über den Roman. Von diesem sagt er jetzt ganz im Gegensatz zu seinen Ausführungen über sein einstiges Vorbild „Wilhelm Meister", „daß jeder Roman nach Art eines Märchens konstruiert sein sollte, jede wahre Mythologie es aber unfehlbar ist". Diese überraschende Forderung tritt übrigens nicht nur hier auf, auch am Ende der Rezension des Don Quixote wird der Roman mit dem Märchen in engste Beziehung gebracht und behauptet, „daß es bei dem echten Roman nur darauf ankomme, daß die Reihe der Erscheinungen in ihren gaukelnden Wechseln harmonisch sei, die Phantasie festhalte und nie bis zum Ende die Bezauberung aufhören lasse".

Unter den verschiedenen Artikeln literaturgeschichtlichen Inhalts ragen Bruchstücke aus A. W. Schlegels Berliner Vorlesungen hervor, die in der Europa unter dem Titel: „Über Literatur, Kunst und Geist des Zeitalters" veröffentlicht sind. Nach einer

kurzen Vorerinnerung gibt A. W. Schlegel in der ersten Vorlesung eine „Übersicht des gegenwärtigen Zustandes der deutschen Literatur". Trotz der mehrfachen Anerkennung des Auslandes komme es ihm vor, als hätten die Deutschen noch gar keine Literatur, sondern seien höchstens auf dem Punkte angelangt, eine zu bekommen. „Wenn man", sagt er, „unter diesem Worte (d. h. Literatur) einen unverdauten Wust, ein rohes Aggregat von Büchern versteht, die kein gemeinschaftlicher Geist beseelt, unter denen nicht einmal der Zusammenhang einer einseitigen Nationalrichtung bemerkbar ist; wo die einzelnen Spuren und Andeutungen des Besseren sich unter dem unübersehbaren Gewühl von leeren und mißverstandenen Strebungen, von Verkehrtheit und Verworrenheit, von übel verkleideter Geistesarmut und fratzenhafter, anmaßender Originalitätssucht fast unmerklich verlieren, weit entfernt, daß der Gipfel der Vollkommenheit für eine durch Nationalität und Zeitalter bestimmte Gestaltung der Poesie in einer bedeutenden Anzahl von Werken der verschiedenen Gattungen wirklich erreicht wäre, dann haben wir allerdings eine Literatur. Heißt aber Literatur ein Vorrat von Werken, die sich zu einer Art System untereinander vervollständigen, worin eine Nation die hervorstechendsten Anschauungen ihrer Welt, ihres Lebens niedergelegt findet, die sich ihr für jede Neigung ihrer Phantasie, für jedes geistige Bedürfnis so befriedigend bewährt haben, daß sie nach Menschenaltern, nach Jahrhunderten mit immer neuer Liebe zu ihnen zurückkehrt; so leuchtet es ein, daß wir keine Literatur haben." Die meisten klassischen Dichter unsres sogenannten Zeitalters, meint Schlegel, verdienten außer Umlauf gesetzt zu werden. Die Lieblingsschriftsteller seien nur Geschöpfe der Mode, die kämen und gingen. Einzig im Besitz der Literatur seien nicht die höheren Stände, sondern der gemeine Mann, der die Volksbücher lese, auf denen die Bemerkung stünde: „Gedruckt in diesem Jahr". Diese Schriften gäben schon durch diese gewitzigte Datierung das berechtigte naive Zutrauen einer ewigen Jugend zu erkennen. Alljährlich werde die Welt zweimal zu den Buchhändlermessen mit einer Unmenge Wust überschüttet, der mit einem wahren Heißhunger verschlungen werde. Dabei seien die Bücher natürlich von der minderwertigsten Art, besonders was die Romane beträfe. „Einen einzigen vortrefflichen Roman zu schreiben, dazu gehört

nicht weniger als ein umfassender Dichtergeist von einem interessanten Leben befruchtet, ein großer Verstand, der jedoch den kühnsten Kombinationen der Phantasie keinen Eintrag tut, eine unendlich gebildete Kunst, um die Geheimnisse seiner Welt, seines Gemütes in anmutigen, immer klaren und immer rätselhafteren Sinnbildern auszusprechen." Die dramatische Literatur sei im Vergleich zu der der Romane immer noch besser; denn bei ihr fehle es überhaupt an Neuschöpfungen. Einen Hauptgrund dieser Armut sucht Schlegel in dem Mangel einer einzigen großen Hauptstadt, dem Zentrum des Geschmacks. Unser heutiges Theater biete ein Quodlibet von Übersetzungen und schlechten Bearbeitungen fremder Stücke, und durch Vermittlung Lessings habe der Einfluß Diderots es dahin gebracht, daß die Natürlichkeit, das heißt, die Kunstlosigkeit, zum Prinzip erhoben worden sei. Den Schluß der Vorlesung bildet ein Ausfall gegen die Rezensionsanstalten, in demselben Sinne geschrieben, wie der Athenäumartikel (Beiträge zur Kritik der neuesten Literatur). — Die zweite Vorlesung ist überschrieben: „Zustand der Literatur bei den übrigen gebildeten Nationen. Zustand der schönen Künste. Übergang zur Charakteristik des Zeitalters überhaupt. Höchste Strebungen der Menschen." Trotz der Länge der Überschrift ist der Inhalt dieser Vorlesung mit wenigen Worten dahin zusammenzufassen, daß bei allen Kulturvölkern und in allen Kunstgattungen deutliche Zeichen des allgemeinen Verfalls zutage treten. Das Streben der Menschen richte sich überall allein auf das irdische Glück; dagegen auf den Anbau ihres himmlischen Erbteiles in Wissenschaft und Kunst, in Religion und Sittlichkeit achteten sie nicht.

Hochinteressant ist zu lesen, wie der Romantiker A. W. Schlegel in der dritten Vorlesung („Untergang der Ideen. Wissenschaftlicher Zustand") mit der Aufklärung abrechnet. Er klagt, daß alle Wissenschaft mechanisiert werde. So könne er z. B. nichts sonderlich Erhebendes und das Gemüt Nährendes in der jetzigen Astronomie finden, wohl aber in der Astrologie. „Die dynamische Einwirkung der Gestirne, daß sie von Intelligenzen beseelt seien und gleichsam als Untergottheiten über die ihnen unterworfenen Sphären Schöpferkraft ausüben, dies sind unstreitig weit höhere

Vorstellungsarten, als wenn man sie sich wie tote, mechanisch regierte Massen denkt." „Die Astrologie ist wenigstens für die Poesie eine unentbehrliche Idee . . . Ebenso wie die Astrologie fordert die Poesie von der Physik die Magie; unmittelbare Herrschaft des Geistes über die Materie zu wunderbaren unbegreiflichen Wirkungen. Die Natur soll uns wieder magisch werden, d. h., wir sollen in allen körperlichen Dingen nur Zeichen, Chiffren geistiger Intentionen erblicken, alle Naturwirkungen müssen uns wie durch höheres Geisterwort, durch geheimnisvolle Zaubersprüche hervorgerufen erscheinen, nur so werden wir in die Mysterien eingeweiht, so weit unsere Beschränktheit es erlaubt, und lernen die unaufhörlich sich erneuernde Schöpfung des Universums aus Nichts wenigstens ahnen." Daß ein Mann, dem solche Worte heiliger Ernst sind, nicht nur die gesamte Aufklärung mit ihrem Nützlichkeitsprinzip und ihrer Moral in Grund und Boden verdammt, sondern anderseits sogar die hohe Bewertung der Träume rechtfertigt und selbst dem Geister- und Aberglauben gute Seiten abzugewinnen weiß, ist nicht verwunderlich.

Es entspricht dem historischen Standpunkte, wenn A. W. Schlegel nicht bei der Konstatierung von Tatsachen stehen bleibt, sondern in der vierten Vorlesung nach „Begebenheiten, welche das Zeitalter hauptsächlich bestimmt haben", sucht. Da kommt er zunächst auf die Reformation zu sprechen. Es kennzeichnet seinen Standpunkt sehr gut, wenn er meint, sie sei unnötig gewesen; denn sie habe gegen Mißstände geeifert, deren Abstellung in der Gesamtheit der Kirche vielleicht allmählicher, später, aber universeller und dauernder zustande gekommen wäre. „Die Reformatoren gleichen den heutigen Aufklärern, da sie, Gegner aller Mystik, gleichsam am Wunderglauben markteten, sie verkannten die Bedeutung einer sinnbildlichen Entfaltung der Religion in Gebräuchen und gingen sehr ungeschichtlich zu Werke, indem sie die ganze Geschichte des Christentums von beinah eineinhalb Jahrtausend, nur etwa die erste Generation abgerechnet, mit einem Streiche vernichteten. In beiden Kirchen erfolgte nun ein großer Rückschritt, in der katholischen damit ein Stillstand der blühenden Bildung, da die um ihre Existenz ringende Kirche naturgemäß argwöhnisch und illiberal werden mußte." Sie wäre vorher, fährt Schlegel fort, die milde Mutter der Künste gewesen, die Malerei verdanke ihr alles, Gegenstände,

Begeisterung, Wetteifer usw. In den protestantischen Ländern habe die Malerei es nie zu einem Flor gebracht, und es ließe sich, wie Schlegel sagt, leicht nachweisen, daß dies von der religiösen Verfassung herrühre. Deutschland sei durch die Reformation eigentlich in zwei Teile getrennt worden, im Norden herrsche nun die Wissenschaft, aber der Mißbrauch der religiösen Freiheit habe eben solches Unheil angerichtet wie im Süden, im Lande der Kunst, der geistige Despotismus, der die Geister stumpf gemacht habe. So spiele Deutschland die übelste Rolle und laufe Gefahr, seine Selbständigkeit ganz einzubüßen. — Wenn wir heutzutage vielleicht über den Schwarzseher Schlegel ein wenig lächeln, so müssen wir doch bedenken, daß seine prophetischen Äußerungen nur zu bald, vier Jahre, nachdem er diese Worte in Berlin sprach, buchstäblich in Erfüllung gegangen sind. Schließlich verliert der Romantiker trotz all dieses Pessimismus die Hoffnung auf Besserung nicht. Anzeichen dafür findet er in Winckelmann und Lessing, und vor allem wird Goethe, wie schon immer, als der Wiederhersteller der Poesie in Deutschland gepriesen. Die meisten Hoffnungen setzt Schlegel natürlich auf die Glieder seiner Schule; aber die Zuversicht, mit der er seine Vorlesung beschließt, ist nicht sonderlich groß.

In den Vorlesungen ist wiederholt auf die Literaturen fremder Völker hingewiesen worden, denen auch eine Reihe besonderer Artikel gewidmet war. Der bedeutendste unter ihnen war A. W. Schlegels Aufsatz „Über das spanische Theater". Er war die Frucht eifriger Studien und beweist uns aufs neue, wie eine neue Begeisterung die Romantiker mit unwiderstehlicher Gewalt packte und die nüchterne Urteilskraft trübte. Worte wie „Es ist schwer, wenn man sich einen solchen Lieblingsdichter gewählt hat, nicht alles andere darüber zu vergessen", und seine Versicherung, daß aus der fruchtbaren Feder dieses Dichters auch nicht eine verwahrloste Zeile geflossen sei, beweisen das.

Ähnlich wie das Athenäum brachte auch die Europa eine Anzahl Gedichte. Im zweiten Heft veröffentlicht A. W. Schlegel poetische Übersetzungen kleinerer Gedichte aus dem Griechischen, auf die ich nicht näher einzugehen brauche. Die Gedichte im ersten Hefte sind indessen Neuschöpfungen und zeugen wie fast alle romantischen Poesien von gewisser Leichtigkeit, ja zum Teil großer

Gewandtheit in den Formen, liefern aber anderseits den schon oft erbrachten Beweis, daß es der romantischen Schule an dichterischer Schöpferkraft gebrach. Friedrich Schlegel hat eine ganze Reihe zu diesen Gedichten beigetragen, ebenso A. W. Schlegel, dem übrigens auch die beiden Gedichte über Silbenmaße im zweiten Heft des ersten Bandes zukommen. Von anderen Romantikern sind hier zu nennen Dorothea Schlegel, Sophie Bernhardi und Karl von Hardenberg, der sich R = Rostorf unterzeichnet.

In inniger Beziehung mit dem Athenäum stehen auch die Beiträge über bildende Kunst, besonders über Malerei, die in der Europa einen bedeutenden Raum einnehmen. Worin dieses erhöhte Interesse auch in diesem Zweig der Kunst begründet liegt, ist schon ausgeführt worden, nämlich in der Wandlung der romantischen Grundsätze. Nicht zuletzt kamen hierfür aber auch die Reisen Friedrich Schlegels in Frage und besonders sein Pariser Aufenthalt. Das beweisen zum Teil schon die Überschriften der einzelnen Artikel: „Über die Pariser Kunstausstellung vom Jahre XI", „Nachricht von den Gemälden in Paris..." (von Fr. Schlegel), „Von Raffael" (Fr. Schlegel). Die Darlegungen Fr. Schlegels erweisen sich als Fortsetzungen der Gemäldebesprechungen August Wilhelms im Athenäum. Es werden eine große Menge Gemälde besprochen, um den Lesern auf diese Weise den Standpunkt der Romantik zur Malerei deutlich zu machen. Dabei wird es gewiß niemanden verwundern, wenn Schlegel bei seinem nach dem Universalen strebenden Geist seine jüngsten Gedanken über die Poesie nun auch auf die Malerei zu übertragen sucht, daß er als deren Zwecke „tiefere Naturallegorie" bezeichnet. Im innigsten Zusammenhange damit steht seine weitere Behauptung, es gäbe keine andere Gattung der Malerei als die historische oder symbolische, alle anderen seien nur eitler Wahn, mit welcher Behauptung er übrigens in bewußten Gegensatz zu dem Standpunkt der Propyläen trat, die einer plastischen Malerei das Wort redeten. Schlegel verwarf ferner mit aller Schärfe das Eingehen auf Einzelheiten eines Gemäldes, wie Ausdruck und Kolorit, und legte den Hauptwert auf die „Poesie" des Kunstwerkes. Diese suchte er aber in der Einheit poetischer mit religiösen und philosophischen Momenten. Wenn Schlegel bei diesen Ausführungen immerhin den Boden noch nicht

ganz unter den Füßen verlor und im ganzen und großen auch noch den Standpunkt seines Bruders teilte, so kann man das nicht mehr behaupten, wenn man von ihm Gedanken aussprechen hört wie: die göttliche Kunst der Malerei sei etwas mehr als eine bloße Entwicklung der menschlichen Natur, oder: es wäre überhaupt wohlgetan, wenn die Philosophie sich begnügte, das Göttliche, was wirklich vorhanden sei, zu verstehen und auszudrücken, statt es zu deduzieren und dadurch recht eigentlich in Atheismus zu versinken. In diesen Sätzen, wie in der ausschließlichen Vorliebe für italienische und altdeutsche Malerei, tritt die Neigung zum Katholizismus und zu einer religiösen Mystik schon in diesem Jahre deutlich zutage.

Die übrigen Aufsätze der „Europa" sind nichts als Gelegenheits- und Verlegenheitsartikel. In den „Ansichten und Miszellen" will Schlegel nach seinen eigenen Worten Beiträge vereinen, „die auf keinen anderen Zweck Anspruch machen, als ihn (d. i. den Leser) auf eine unterhaltende Weise lebhaft nach dem Schauplatze (d. i. Paris) zu versetzen, der jetzt soviel Merkwürdiges vereinigt". Dem gleichen Zwecke entspricht auch ein anderer Artikel in noch offenkundigerer Weise, „Pariser Neuigkeiten". Zuletzt seien noch genannt die Aufsätze: „Über die Resultate der Expedition nach Ägypten" (unterz. ××× = vielleicht Helmina v. Hastfer-Chézy, Europa I, 1, S. 64—74), „Einige Nachrichten über die neuesten Arbeiten der Pariser Philologen" (Europa II, 1, S. 107—110. Unterz. J. G. = Joh. Gottfr. Schweighäuser, vgl. Chézy, Unvergessenes I, S. 227 ff. und 258) und „Übersicht der neuesten Fortschritte der Physik" (Europa I, 2, S. 20—48. Unterz. O = vielleicht Oerstedt, der 1803 in Paris Schlegels Schüler war — vgl. Chézy, Unvergessenes I, S. 247). Nur auf den letzten Aufsatz soll noch mit einigen Worten eingegangen werden und zwar nicht eigentlich des Inhaltes wegen — er ist völlig im Sinne der Romantiker verfaßt —, sondern weil er an sich den Beweis liefert, wie die Romantik diesem Zweig der Wissenschaft mit besonderem Interesse entgegenkam. Das ist, wie auch aus Fr. Schlegels Kanzone „An Ritter" erinnerlich sein wird, nicht verwunderlich. Die Unsicherheit aller Theorien in jenen Jahren, die Möglichkeit, daß morgen eine neue Entdeckung Behauptungen von heute sofort wieder stürzen konnte,

lag der allgemein negierenden Tendenz der jungen Schule außerordentlich gut. Dazu kam noch das Magische und Geisterhafte besonders bei Erforschungen der Elektrizität. Welche geheimnisvollen Mächte vereinigte allein jener neue Begriff Galvanismus in sich. Das zog Männer wie Novalis und Fr. Schlegel unwiderstehlich an. Besonders der letztere konnte es nicht unterlassen, auch seinerseits mit dem neuen Begriff zu operieren, bis er zu jenen fast abenteuerlichen Anschauungen kam, die sich an das Schlagwort Galvanismus des Geistes knüpften. Man muß es bedauern, daß die Europa eigentlich nur in dem einen Artikel auf dieses interessante Gebiet zu sprechen kommt. Die Gründe hierfür sind gewiß nicht schwer zu finden. Fr. Schlegel war in Paris, fern von seinen Freunden, andere Arbeiten nahmen ihn sehr in Anspruch und außerdem mag es ihm an geeigneten Mitarbeitern auf diesem Gebiet gefehlt haben.

Sie haben ihm auch auf anderen Gebieten gefehlt. Am deutlichsten spricht dafür das verspätete Erscheinen des vierten Heftes und danach das gänzliche Eingehen der Zeitschrift. Das ist außerdem auch ein deutlicher Fingerzeig für die Aufnahme, die sie beim Publikum gefunden hat. Sie konnte nicht lange existieren, weil sich nicht genügend Abnehmer fanden.

Eine Polemik anderer Blätter gegen die Europa, etwa im Sinne der gegen das Athenäum gerichteten, war infolge der behutsamen Redaktion Fr. Schlegels von vornherein ausgeschlossen. Die erste Rezension brachte die Zeitung für die elegante Welt (Jahrg. 1803, Nr. 35, 22. März). Etwas verspätet kam die Jenaer Allgemeine Literaturzeitung auf die Europa zu sprechen (1808, Nr. 188, S. 276), und zwar mit folgenden Worten: der Zweck eines kritischen Instituts, wenn es vernünftigen Erwartungen entsprechen wolle, könne nicht bloß sein, neue Bücher zur möglichst schnellen Kunde des Publikums zu bringen, sondern auch zuweilen an solche Werke zu erinnern, die bei ihrem Erscheinen sofort bekannt, aber bald nachher vernachlässigt würden und bei welcher die Kritik Ursache fände, Verfasser und Verleger zur Fortsetzung aufzumuntern. Diesem letzten Zwecke sollte auch diese verspätete Rezension dienen. Sie geht dann auf die einzelnen Artikel ein und führt in großen Zügen den Inhalt an. Den Schluß bildet eine Besprechung der Gespräche über Tiecks

Poesie, worauf die Rezension mit der Anwendung eines Zitats aus diesem Abschnitt schließt: „Und so laßt uns denn auch die Europa lesen, und zieht eure Hand nicht ab von dem Werk, ihr Männer, die ihr es angefangen."

Mit dem Eingehen der Europa war Fr. Schlegel die Lust, neue Zeitschriften zu gründen, auf lange Zeit genommen.

Polychorda.

Eine Zeitschrift.
Herausgegeben von August Bode.
1803 und 1805.

Noch weiter von dem Typus einer romantischen Zeitschrift entfernt als die Europa steht ein Journal, das zu derselben Zeit in dem kleinen sächsischen Muldenstädtchen Penig unter dem Titel: „Polychorda" erschien. Sein Herausgeber, August Bode, gehörte nicht zu den bekannten Größen jener Tage und suchte daher durch Liebenswürdigkeit und Zugeständnisse mannigfacher Art seiner Zeitschrift einen günstigen Boden zu bereiten. Er lebte damals in Weimar und mußte sich, seinem Unternehmen zuliebe, die Gunst der Klassiker zu erringen suchen. Seine eigene Welt- und Kunstauffassung neigte indessen mehr der Romantik zu. So lesen wir in seinem Vorwort, wie sehr er z. B. A. W. Schlegel schätzte und wie tief ihn dessen Absage bezüglich der Mitarbeiterschaft kränkte. Romantisch soll seine Zeitschrift sein; denn er verspricht ausdrücklich den Gebieten besondere Bevorzugung, die erst kürzlich von der Romantik erschlossen seien; Poesie des klassischen Altertums will er hingegen gänzlich ausgeschlossen wissen. Nach diesen Grundsätzen muß man in Bode allerdings einen strengen Parteigänger der romantischen Schule vermuten, aber Weimar war eben nicht der Boden, der einem das Nachleben solcher Prinzipien leicht machte. Dort hatte man mit anderen Faktoren zu rechnen. In erster Linie kommt natürlich Bodes Verhältnis zu Goethe in Frage. Eine Annäherung an diesen bedeutete für Bode grundsätzlich keine Gefahr, da sich Goethe stets als Gönner der romantischen Dichter gezeigt hatte. Bode scheint sich auch sehr gut mit Goethe verstanden zu haben; denn dieser stellte ihm später in einem Gespräch ein recht glänzendes Zeugnis aus, indem er sagte (Goethes Gespräche. Hrsg. von Biedermann II, 206): „Ein anderer junger Dichter in Jena ist auch zu früh gestorben (A. Bode). Imperator konnte der zwar nicht werden, aber Reichsverweser, Major Domus oder so etwas, das wäre ihm nicht entgangen. Wo nicht, so stand ihm noch immer als einer der ersten Heroen in der deutschen Literatur ein Platz

offen. Pairskammern zu stiften, wozu Vermögen gehört, wäre überhaupt in der deutschen Literatur kein verwerflicher Gedanke. Hätte nur jener ein paar Jahre länger gelebt, so könnte er Pair des Reiches geworden sein, ehe er sich umsah. So aber, wie gesagt, starb er zu früh." Weniger romantisch war es, daß Bode auch an Schiller, den Gegner der Romantik, heranzukommen suchte. Er war eifrig bestrebt dessen Gunst zu erlangen, eben wieder, wie er selbst zugibt, aus Geschäftsrücksichten. In einem Briefe an Schiller lesen wir (Briefe an Schiller von Urlichs, S. 508): „Ew. Hochwohlgeboren nehme ich mir die Freiheit, das erste Heft meines Journals: Polychorda, mit dem Wunsche zu überreichen, daß es deroselben Aufmerksamkeit einigermaßen würdig sein mag." Dann bittet er um Beiträge von Schiller, damit ihm diese einen Eintritt in das Publikum gestatteten. In der Zeitschrift selbst merkt man freilich von den Erfolgen dieser Bemühungen Bodes nichts; denn weder Goethe noch Schiller haben Beiträge geliefert, wohl aber ein anderer, der ebenfalls recht wenig zu romantischen Ideen paßt, nämlich Voß; man denke nur an die Vergleichung der drei Dichter Matthisson, Voß und Schmidt im Athenäum! Aus einem Brief von Heinrich Voß an Solger (Schnorrs Archiv 11, S. 98) erfahren wir, daß der mit Voß unterzeichnete Artikel („Der erste März", Tibulls zweite Elegie des 4. Buches I, 157) von dem Vater des Dichters stammt, der durch Bodes bescheidenen Brief sehr für ihn eingenommen war. Wie wertvoll dem Herausgeber solche Freundschaften waren, sieht man daraus, daß er den Voßischen Beitrag in seine Zeitschrift aufnahm, obgleich er dadurch gleich seinen kurz vorher entwickelten Grundsatz vom Ausschluß der antiken Poesien durchbrach. Er hat seine Inkonsequenz freilich eingesehen und sie in einer Anmerkung damit zu entschuldigen gesucht, daß er meinte, Beiträge eines so berühmten Dichters dürfte man doch unter keinen Umständen zurückweisen.

Trotz der angeführten Tatsachen muß die Polychorda eine romantische Zeitschrift genannt werden. Es entspricht das nicht nur dem Wunsche des Herausgebers, wie er ihn in der Einleitung ausgesprochen hat, sondern vor allem der Art der Artikel — es finden sich nur poetische Übersetzungen fremder Literaturschätze. Damit war aber ein Boden gewählt, auf dem sich Romantik und Klassi-

zismus am eheſten die Hände reichen konnten, und es bedeutet daher auch keinen Abfall von dem romantiſchen Glaubensbekenntnis, wenn Bode in Ermanglung von Mitarbeitern auch die Weimarer Dichter um Beiträge angeht. Wie wenig ihn aber auch dieſer Ausweg zum Ziele führte, erſieht man aus einem Briefe von Heinrich Voß an Solger (Schnorrs Archiv 11, 58). Dort heißt es: „Über Bode wundere ich mich. Die Polyglode (ſoll heißen Polychorda) geht ſie ab? Er hat zu wenig Mitarbeiter, und vor allem fehlt es an Namen."

Selbſt A. W. Schlegel, den die Ankündigung noch ſtolz als Mitarbeiter genannt hatte, zog ſich gänzlich von der Polychorda zurück, da jene Nennung ohne ſein Wiſſen geſchehen war. (Vgl. Euphorion 1896 III, 424.) Auch die übrigen Romantiker verhielten ſich vollkommen paſſiv. Das iſt zum Teil ſehr verſtändlich. Fr. Schlegel war ſelbſt in Redaktionsnöten und ſuchte an Beiträgen zu erraffen, was möglich war. Die Liſte der Mitarbeiter bot daher von vornherein keine große Garantie für die Lebensfähigkeit der Zeitſchrift. Die meiſten Artikel hat Bode ſelbſt geliefert. Beſonders hilfreich zur Seite ſtanden ihm der Forſcher des germaniſchen Altertums Majer, der Dresdner F. A. Kuhn und Kannegießer, alles Leute, die von den Tendenzen der eigentlichen Frühromantik ſchon ein gut Stück entfernt waren.

Über die weiteren Ziele, die Bode mit ſeiner Zeitſchrift verfolgte, leſen wir in der Vorrede folgendes: „Der Herausgeber dieſer Zeitſchrift hat den Endzweck, ſie zu einem Magazin poetiſcher Überſetzungen zu machen, und hat dabei ſeine Abſicht vorzüglich auf diejenigen Dichtungen des Auslandes gerichtet, die der Nachbildung in unſerer Sprache noch entgegengeſehen haben und derſelben würdig ſind. Zu einer Zeit, wo das Studium des Orients in Deutſchland allgemeiner wird, ſieht man es vielleicht nicht ungern, daß den Dichtungen der Morgenländer in dieſem Journal ein bedeutender Platz eingeräumt werde." Dementſprechend bot der Verfaſſer drei große Gedichtzyklen mit den Überſchriften: „Morgenländiſche Poeſien", „Aſiatiſche Poeſien" und „Aus dem Arabiſchen", unter denen die Oden des Hafis und des Firduſi zu finden ſind.

Dem Publikum verſtändlicher und daher willkommener werden die Beiträge geweſen ſein, die ſich mit dem germaniſchen Altertum

beschäftigen und zum großen Teil von dem schon erwähnten Majer stammen. Auch sie sind natürlich Übersetzungen, teils aus dem Nordischen, teils aber auch aus dem Mittelhochdeutschen. Eröffnet wird die Reihe durch eine Übersetzung aus der Edda von Majer, „Skirners Reise". Wir hören hier von Skirners Brautwerbung für Freyr, seinen Herrn. Ebenfalls in die germanische Mythologie versetzt uns „das Lied vom Wegtamr oder dem Wanderer". Es beschreibt jene Zeit kurz vor Baldurs Tod, wo alle Götter und Göttinnen von bangen Träumen heimgesucht werden, und schildert ausführlich Odins Ritt in die Nebelwelt zur Wala. Daß dieser Stoff dem damaligen Empfinden sehr entsprochen haben mag, sieht man schon daraus, daß dasselbe Gedicht Majers später in Fouqués „Musen" wieder aufgenommen wurde.

Auch Übersetzungen von altdeutschen Dichtungen enthält die Polychorda, besonders gegen Ende hin, sehr reichlich. Es seien nur die drei Gedichte aus dem Manesseschen Kodex: ein Bruchstück aus dem Parzival (V. 2266—2291), das Fastnachtsspiel „das Hofgesinde der Venus" von Hans Sachs und die Historie von der schönen Magelone genannt. Unter manchen Dichtungen finden wir sogar Anmerkungen, die damals gewiß sehr notwendig gewesen sind, uns heute aber zum Teil etwas sonderbar anmuten. Unter diesen Produktionen aus dem Germanischen im weitesten Sinne könnten auch gleich noch zwei andere Übersetzungen genannt werden, nämlich ein Bruchstück des niederländischen Gedichts: „Flos und Blankflos" und die Übertragung aus dem Dänischen von Laurenz Paulsen „Prometheus oder die Schöpfung des Menschen". Die Übersetzer vieler Dichtungen sind nicht genannt, und man kann sie nur noch durch Zufall ermitteln. So nennt z. B. das Morgenblatt (1808, Nr. 71, S. 281) Büsching als Verfasser des Bruchstückes „Flos und Blankflos".

Daß man unter diesen Übersetzungen nordischer Literaturdenkmale natürlich auch der englischen Poesie weiten Raum gegönnt hat, ist nur eine Bestätigung berechtigter Erwartungen. Hatte doch A. W. Schlegel bei seinen Übersetzungen der englischen Literatur mit zuerst sein Interesse zugewandt! Während er sich aber hauptsächlich für das Shakespearesche Drama interessiert hatte, bot die Polychorda in erster Linie Sonette und englische Volksgesänge und

erst in zweiter Linie Bruchstücke aus Tragödien. Unter den Übersetzern interessiert uns hier vor allem Kannegießer; der auch heute noch bekannt ist. Er wurde am 9. Mai 1781 in Wendenmark i. d. Altmark als Sohn eines Predigers geboren. Schon während seines Universitätsstudiums beschäftigte er sich viel mit ausländischen Literaturen, insonderheit mit Dante. In der Polychorda hat er auch eine Menge Shakespearesche Sonette veröffentlicht. Er zeigt sich dabei recht gewandt, so daß sich seine Übertragungen flüssig lesen. Es ist interessant, diese einmal mit denen Gildemeisters (Shakespeares Sonette, Leipzig 1871) zu vergleichen. Es sei hier eine kurze Probe gestattet.

Kannegießer:

Von schönen Wesen wünschen wir Vermehrung,
Auf daß der Schönheit Rose nimmer sterbe,
Und welkt die unsre durch der Zeit Verheerung,
Ihr Angedenken trag ein zarter Erbe.

Dieselbe Stelle übersetzt Gildemeister:

Von allen Holden wünschen wir Vermehrung,
Daß so der Schönheit Rose nie vergeh',
Und wann sie reift und welkt, aus der Verheerung
Ein zarter Erbe ihres Ruhms ersteh'.

Wenn auch die Vergleichung zugunsten Gildemeisters ausfällt, so braucht sich trotzdem die andere Übertragung nicht zu verstecken. Außer mit Shakespeare hat sich Kannegießer mit Beaumont und Fletcher beschäftigt und deren dramatische Werke verdeutscht. Aus der Tragödie „Die Braut" bietet er eine Probe. Mehr dem Volkstümlichen wenden sich seine Übersetzungen von englischen und schottischen Balladen und den Liedern aus Percys Sammlung zu. Auch da hat er recht Anerkennenswertes geleistet.

Außer Kannegießer finden sich noch eine Reihe anderer genannter und ungenannter Mitarbeiter, die für die Polychorda Beiträge aus dem Englischen geliefert haben, unter vielem Brauchbarem auch manches recht Gekünstelte und daher künstlerisch Wertlose (vgl. „Allgemeine Literaturzeitung", Halle, 1809, Ergänzungsband, S. 606). Altenglische Volksgesänge aus verschiedenen Perioden der alten Dichtkunst lieferte Gustav Anton Freiherr von Seckendorff, der an verschiedenen Orten Deutschlands Vorlesungen über

Ästhetik und Ähnliches gehalten hatte. Er hat in Anmerkungen den Lesern dargelegt, in welche Jahrhunderte die einzelnen Gedichte gehören, und auch durch andere Erläuterungen viel zum Verständnis derselben beigetragen.

Bedeutend mehr Aufsehen mußten zwei Übersetzungen eines gewissen Hanson machen: „Des Johannes Secundus Küsse" und „Des Johannes Secundus Julia", und zwar wegen einer stark zutage tretenden Sinnlichkeit. Trotzdem waren diese Gedichte des jungen Niederländers künstlerisch von hohem Wert, was ja auch kein Geringerer als Goethe anerkannt hat.

Von portugiesischen Dichtern ist nur Camoëns vertreten, von dessen Lusiaden einige Bruchstücke geboten werden. Leider ist auch hier das Hauptgewicht auf das Äußere gelegt. Das sieht man schon daraus, daß der Übersetzer in einer Anmerkung als einzigen Vorzug hervorhebt, daß er auch den weiblichen Reim fast durchgängig beibehalten habe. Auf das Eindeutschen, wie Goethe sagt, kommt es ihm nicht an. Der Übersetzer scheint auch selbst nicht recht an die Makellosigkeit seines Werkes geglaubt zu haben; denn er fordert solche Leser, die den Geist des Werkes mit Liebe und Kenntnis aufzufassen vermöchten, zur Kritik auf, damit er aus ihren Ausstellungen Lehren für die Revision seiner Übersetzungen schöpfen könne. Außer einigen Sonetten von Camoëns finden wir dann Übersetzungen von Stücken des Cervantes, so „Das Lied des Antonio aus dem Don Quirol" und „Hirtengespräch und Sestine" und eine Sammlung kleiner Übersetzungen „Aus dem Spanischen" vom Herausgeber Bode.

Alle bisher genannten Übersetzungen in der Polychorda — und wären es noch soviel — wären kaum imstande gewesen, der Zeitschrift ein, wenn auch nur geringes, Interesse bis in unsere Zeit zu erhalten, wären nicht noch die Verdeutschungen aus dem Italienischen hinzugekommen. Gerade hier haben wir es fast nur mit Übersetzern zu tun, die über ein beachtenswertes Können verfügten. Es sei zunächst des Mannes gedacht, den wir schon bei den Übertragungen aus dem Englischen kennen gelernt haben, nämlich F. Adolf Kuhns. Dieser hatte schon in der Jugend eine Vorliebe zur Poesie gezeigt und sich neben anderen poetischen Arbeiten vor allem auch den poetischen Übersetzungen aus verschiedenen Sprachen gewidmet.

So gab er gemeinsam mit Theodor Hell eine Übersetzung der „Lusiade des Camoëns" (Leipzig 1807) heraus. Was seine Übertragungen besonders wertvoll macht, ist seine ausgezeichnete Kenntnis nicht nur der Sprache, sondern auch der gesamten Literatur der einzelnen Völker. Es ist erklärlich, daß sich diese Vorzüge auch in der Übersetzung italienischer Dichtungen zeigen, wie man aus den Beiträgen „Madrigal des Guarini" und den „Sieben Freuden des Amor nach Lorenzo di Medici" deutlich ersehen kann. Wie wir unter den Übersetzungen aus dem Englischen und Spanischen Dichtungen der bedeutendsten Dichter der einzelnen Nationen fanden, so auch hier. Ich nenne nur die fünf Akte von Torquato Tassos „Amyntas", Balladen und Sonette von Petrarca und Dante Alighieri und des letzteren „Canzone auf den Tod der Beatrice", sowie Stücke aus Ariosts „Rasendem Roland" und den Prolog zum Pastor fido des Guarini.

Weitaus den größten Anteil an allen Übersetzungen aus dem Italienischen hat der Herausgeber Bode selbst, und zwar beziehen sich die Vorzüge derselben nicht in erster Linie auf die „Improvisierten Gedichte des Francesco Gianni", des berühmtesten aller damals lebenden Improvisatoren, sondern vor allem auf seine Übersetzung von Dantes „Hölle" aus der Göttlichen Komödie. Wir erkennen auf den ersten Blick in dem Unternehmen eine Tat der Begeisterung für jenen damals so geschätzten Dichter; denn vom rein nüchternen Standpunkte aus betrachtet, mußte man ein solches Beginnen, noch dazu als Journalbeitrag, als etwas Gewagtes auffassen, besonders wenn man bedenkt, daß Bode damit in Konkurrenz zu A. W. Schlegel trat, eine Konkurrenz, der auch er sich nicht gewachsen fühlen konnte. Daß man in der Tat sein Unternehmen auch als Kühnheit auffaßte, sieht man daraus, daß sich an das Bekanntwerden seiner Absicht gleich ganz abenteuerliche Gerüchte anschlossen. In Bodes eigenen Anmerkungen am Ende des zweiten Heftes wendet er sich energisch gegen das Gerücht, das ihm zuschreibt, er wolle binnen Jahresfrist die hundert Gesänge des Danteschen Werkes „absolvieren". In Berlin habe das Verwunderung und höhnenden Tadel veranlaßt.

Bode ließ sich jedoch durch eine solche Begrüßung seiner Arbeit nicht entmutigen oder verbittern. Mit bescheidenen Worten begann

er die Veröffentlichung seiner Übersetzung. Indem er selbst auf die Männer hinweist, die dieselbe Arbeit vielleicht mit viel besseren Mitteln als er und besonders ausgerüstet mit ganz anderen Talenten geleistet hätten, bittet er um die Nachsicht der Billigen. In der Übersetzung selbst sucht er sich streng an das Original zu halten. Er behält die Versart bei, verspricht aber ausdrücklich, sich deswegen nicht wörtlich an sein Original anschließen zu wollen. Er tut das letztere auch nicht, kann sich aber doch nicht frei genug über seinen Text erheben. Seine Sprache wird dadurch etwas gezwungen, schwerfällig, an manchen Stellen sogar ein wenig unklar, obgleich aber auch eine Reihe ganz gelungener Partien zu verzeichnen sind.

Alles in allem verdient die Arbeit Bodes hohe Anerkennung, besonders wenn man bedenkt, daß der damals noch ganz junge Dichter während seiner Übersetzung mit dem Tode rang und diesem unterlag, ehe er die Arbeit vollenden konnte. Der mit ihm befreundete Dichter Ludwig Hain hat es für seine Ehrenpflicht gehalten, nicht nur die beiden letzten abschließenden Hefte der Polychorda (allerdings erst 1805) herauszugeben, sondern auch die Danteübersetzung, durch Kannegießer unterstützt, zu Ende zu führen (vgl. Bibl. Repert., Sp. 53).

Es ist nun interessant, die Übersetzung Bodes an der eines anderen Romantikers zu messen. Man tut dabei gut, sich möglichst an Stellen aus den ersten Gesängen zu halten, da sich dort nach Hains Worten der Einfluß der schweren Krankheit noch am wenigsten deutlich zeigt. Als Gegenstück wähle ich die in dieser Arbeit auch schon erwähnte Schlegelsche Übersetzung derselben Gesänge, und zwar in einer möglichst frühen Gestaltung, wie sie in Bürgers „Akademie der schönen Redekünste" zu finden ist. Wir lesen die ersten Terzinen des ersten Gesanges der Hölle:

Bode:

In unsres ird'schen Lebenspfades Mitten
Mußt' ich in einen dunklen Wald mich finden,
Der rechte Weg verloren meinen Schritten.

A. W. Schlegel (Akademie der schönen Redekünste. 1791. I, 1, 293):

Als ich des Lebens Reise halb vollendet,
Befand ich mich in einem dunkeln Wald,
Weil ich vom graden Pfad mich abgewendet.

Diese beiden Proben zeigen deutlich die Überlegenheit der Schlegelschen Übersetzung, die an allen Stellen hervortritt, selbst an solchen, die Bode besonders gut gelungen sind. Man vergleiche daraufhin die beiden folgenden Proben:

Bode: 3. Gesang der Hölle:

Durch mich gelangt man in die Stadt der Klagen,
Durch mich gelangt man zu der ew'gen Trauer,
Durch mich zum Volke, das vom Heil verschlagen.

Gerechtigkeit erfüllte mein Erbauer,
Samt göttlichen Gewalten mich gebaren
Allweisheit und der ersten Liebe Schauer.

A. W. Schlegel (Akademie der schönen Redekünste. I, 1, 299):

Durch mich geht's in das wehevolle Tal,
Durch mich geht's zu den ausgestoßnen Seelen,
Durch mich geht's in die Stadt der ew'gen Qual.

Mich schuf mein Schöpfer aus gerechtem Triebe.
Es machte mich die göttliche Gewalt,
Die höchste Weisheit und die erste Liebe.

Durch diesen Vergleich soll die Arbeit Bodes aber keineswegs verurteilt werden. Auch sie bedeutet für ihre Zeit eine anerkennenswerte Leistung, und es ist gewiß keine Schande, hinter einem solchen Übersetzertalent wie A. W. Schlegel zurücktreten zu müssen.

Wir scheiden demnach von Bode mit den Gefühlen lebhafter Sympathie und beklagen mit Goethe seinen frühen Tod. Vielleicht hätte aus ihm, wenn auch kein produktiver Dichter, wohl aber ein tüchtiger Übersetzer der poetischen Literatur fremder Völker werden können. Daß mit seinem Tode auch seine Zeitschrift einging, ist selbstverständlich, vielleicht hätte er sie auch selbst nicht länger mehr halten können. Der Gründe hierfür sind schon viele erwähnt, so das Resignieren A. W. Schlegels und seiner Freunde, sowie das Fehlen an Mitarbeitern. Gewiß war auch das Verständnis für poetische Übersetzungen noch nicht verbreitet genug. Selbst die größeren Zeitschriften kommen nur ganz selten in kurzen Ankündigungen auf die Polychorda zu reden. Eingehend bespricht sie nur die „Allgemeine Literaturzeitung" (Halle 1809, Ergänzungsband S. 606), aber erst im Jahre 1809.

Prometheus.

Zeitschrift.

Herausgegeben von Leo von Seckendorf und Ludwig Stoll.

1808.

Am Ende der Entwicklung, die die Zeitschriften der Frühromantik durchgemacht haben, steht der Prometheus als typisches Zeichen dafür, wie sehr die ursprünglich so stolze Kraft der romantischen Journalistik in sich zusammengesunken war. Der Trompetenstoß des Athenäums war längst verklungen, nun hört man nur noch unter fremder Musik die alten Weisen, sei es als Harmonie oder Dissonanz, mit ertönen. Der Prometheus versetzt zugleich auch in eine Zeit politischer Umwälzungen. Das deutsche Kaisertum war vernichtet. Preußen lag zerschmettert am Boden, die anderen deutschen Staaten waren durch den Rheinbund zum Werkzeug Napoleons gemacht. Rußland und England hielten sich nur durch die Gunst ihrer Lage, und schon wieder richtete der Kaiser der Franzosen seine Blicke nach Österreich, um dieses durch einen zweiten Schlag endgültig niederzuwerfen.

Das deutsche Volk aber erkannte die Furchtbarkeit seiner Lage nicht. Es hielt es nicht für nötig, den politischen Dingen besonderes Interesse entgegenzubringen. Man wandte sich vielmehr den idealen Gütern zu, und so erlebte vor allem die Kunst einen, wenn auch etwas forcierten Aufschwung wie selten zuvor. Allein dieser Vogelstraußpolitik war es zu verdanken, daß zwei deutsche Journalisten in dieser schweren Zeit ein neues Journal, den Prometheus, gründen konnten. Wie sehr sie dabei der Ansicht des Publikums Rechnung trugen, zeigt gleich die Ankündigung, in der es heißt (Allgemeine Literaturzeitung, Halle 1807, Nr. 93, S. 750; Jenaer Allgemeine Literaturzeitung, Nr. 91, S. 765, 5. Dezember 1807): „Unter dem Titel Prometheus wird zu Wien vom Neujahr 1808 an regelmäßig jeden Monat ein Stück einer Zeitschrift erscheinen, welche ausschließend der ästhetischen Bildung der Menschen gewidmet sein soll. Sie wird sich in freien Ansichten über Poesie, bildende Kunst und Theater verbreiten, über die Vergangenheit die Geschichte, über die Zukunft die Philosophie befragen, insofern beide in jenes Gebiet

eingreifen, ſich aber ein ſtrenges Stillſchweigen über die Begebenheiten unſerer Tage, ſowie über das Verhältnis des Bürgers zum Staate in religiöſer und politiſcher Hinſicht auflegen."

Gewiß haben die Herausgeber bei dieſen Worten an Schiller gedacht, der in ſeinen Horen, allerdings unter anderen Zeitverhältniſſen, etwa die gleiche Parole ausgegeben hatte. Auch in der Einleitung zum Prometheus iſt das Horenvorbild deutlich zu erkennen; denn es ſind Schillers Worte und Gedanken, wenn geſagt wird, in einer Zeit allgemeiner Wirrniſſe ſolle man die idealen Güter des Lebens retten und vor allem zur Beförderung echter Humanität beitragen. Um dem zu entſprechen, wollten die Herausgeber mit der Zeitſchrift ein geiſtiges Vaterland gründen und jeder verſchüchterten Muſe eine freundliche Heimat eröffnen.

Zu einem Unternehmen ſolchen Stils waren die beiden Herausgeber, der Freiherr Leo von Seckendorf und der Dichter Johann Ludwig Stoll, ſowohl durch Talent, als auch Erfahrung ganz beſonders geeignet. Außerdem unterhielten ſie dank ihrer günſtigen Lebensſchickſale mit faſt allen bedeutenden Männern jener Tage freundſchaftliche Beziehungen, ſo daß die Ankündigung mit Recht ſagen durfte: „Eine Geſellſchaft von Gelehrten aus allen deutſchen Staaten, unter denen die Nation einige ihrer erſten Zierden verehrt, hat ſich ... vereinigt und dem Unterzeichneten die Herausgabe anvertraut."

Unter den Zierden der Nation ſtand Goethe an erſter Stelle. Wir müſſen ſeine Mitarbeiterſchaft als ein Ereignis und einen Beweis beſonderer Freundſchaft zu Seckendorf auffaſſen; denn Goethe hat, ſo oft er in dieſer Zeit um Beiträge angegangen worden iſt — und das iſt ſehr oft geſchehen —, ſtets in höflichſter Weiſe abgelehnt. Auch auf die Zeitgenoſſen muß die Mitarbeiterſchaft Goethes einen tiefen Eindruck gemacht haben. So leſen wir in einem Brief Uhlands an Kerner (Kerners Briefw. m. ſ. Freunden. 1897, I, 27): „Das erſte Heft (vom Prometheus) iſt erſchienen. Höre und ſtaune! Es enthält ein Drama ‚Pandora' von Goethe ... und ein, ſoviel ich weiß, neues Liedchen von Goethe, durch Reichardt komponiert." Daß aus Weimar auch Beiträge von Wieland und Johannes Falk kamen, wird uns hiernach nicht wundern. Auch in Wien war es Seckendorf und Stoll gelungen, mit den Größen

der Literatur Fühlung zu nehmen. So gewannen sie Friedrich Schlegel und durch diesen dessen Bruder zur Mitarbeit, auch Joseph von Collin schließt sich ihnen an, außerdem z. B. der Ästhetiker und Philologe Fernow, der Dichter Wezel und noch eine große Zahl Dichter und Schriftsteller aus ganz Deutschland, von denen hier nur die bekanntesten aufgeführt sein mögen; so Zacharias Werner, der Professor der schönen Literatur Erichson, Achim von Arnim, Voß und andere. So angesehen war die Mitarbeiterschaft, daß selbst Leute wie Kerner und Uhland es kaum wagten, Beiträge anzubieten. Uhland schreibt an Kerner (Kerners Briefw. m. s. Freunden. 1897, I, 25): „Doch ist immer noch die Frage, ob meine uneleganten Balladen in ein so elegantes Journal aufgenommen werden." Und an einer anderen Stelle (S. 27): „Da ich sehe, daß Gedichte aufgenommen werden, so möchte ich ihm auch mal was schicken, etwa meine fünf Balladen usw., um zu sehen, ob auch meine Gedichte aufgenommen werden." Der Prometheus brachte indessen keinen Beitrag von ihm.

Die Mannigfaltigkeit der Mitarbeiter mußte aber notwendigerweise einen schweren Mißstand mit sich bringen. Betrachtet man nämlich die Reihe der aufgeführten Namen, so erblickt man zwei scharfe Gegensätze. Die Gegenüberstellung von den Brüdern Schlegel auf der einen und etwa Wieland, Voß, Falk auf der anderen Seite, redet schon eine recht deutliche Sprache: Hier das Ideal des Weimarer Musenhofes und dort die Hauptvertreter der Romantik. Selbst Goethe, der in jener Zeit der romantischen Schule nicht unsympathisch gegenüberstand, zeigt sich im Prometheus mehr auf der Seite ihrer Gegner. So ist von vornherein auch durch die Mitarbeiter eine weitere Dissonanz geschaffen, die nur deswegen nicht so scharf hervorklingt, weil sich die einzelnen Parteien gemäßigt haben, aber wegzuschaffen war sie nicht, und so zeigt denn diese Zeitschrift auch nicht annähernd jenen einheitlichen Charakter, wie ihn etwa das Athenäum oder das Kynosarges aufzuweisen haben; ja angesichts dieser Tatsache ergibt sich für uns unmittelbar die Frage, ob man überhaupt berechtigt ist, diese Zeitschrift unter die romantischen zu rechnen. Ein Mann wie Voß steht der Romantik doch ziemlich fern, und seine Beiträge, Übersetzungen aus dem Griechischen, z. B. Theokritischer Idyllen, sind nichts weniger als romantisch. Das gleiche

gilt auch von dem größten Teil der Beiträge Erichsons, besonders von dessen Übersetzungen der griechischen Epigramme. Falk, der mit zu den fleißigsten Mitarbeitern gehört, ist ein offener Gegner der Romantik und hat es, allerdings außerhalb dieser Zeitschrift, an heftigen Angriffen nicht fehlen lassen. Selbst die beiden Herausgeber können weder nach ihrem Entwicklungsgang, noch nach ihren Leistungen strenge Romantiker genannt werden, sondern neigen, besonders was Seckendorf betrifft, mehr dem Weimarer Kreise zu. Auch in der Zeitung selbst sickerte trotz aller Vorsicht so manches gegen die romantische Schule durch.

So finden in den Artikeln über die bildenden Künste von Ellmauer die kunst-theoretischen Auseinandersetzungen der Romantiker, wie wir sie im Athenäum und in der Europa gelesen haben, mit keinem Worte Erwähnung, dagegen bezog man sich immer wieder auf Winckelmann und Lessing. Auch der Aufsatz Fernows „Über Nachahmung des italienischen Verses in der deutschen Poesie" muß an dieser Stelle Erwähnung finden. Hier fallen, man kann sagen, in aller Freundschaft, ohne Namennennung oder sonstige allzugroße Deutlichkeit kräftige Streiche gegen die Romantik. Denn wenn der Verfasser meint, daß sich jetzt eine große Anzahl jüngerer Dichter besonders der Übersetzung der Poesien südlicher Völker mit größter Produktivität zugewandt hätte, ohne sich vorher zu überlegen, ob man die fremden Verse im Deutschen überhaupt bilden könnte, so mußte jeder Leser merken, daß das auf die Romantiker gemünzt war.

Noch deutlicher kommt der Gegensatz in dem Artikel „An die Herausgeber des Prometheus" von Falk zum Ausdruck. Dort wird ein Theaterstück Zacharias Werners besprochen. Dabei fallen die Worte: „Wenn Sie nun fragen, ob er vielmehr wie jetzt so viele, den idealen mit einem transszendentalen Aufflug verwechselnd, im Bunde mit Ossians Luftgeistern und Nebeln von Loda, seine Schöpfungen von Rittern und Frauen unter einer trunkenen Fülle von Blumen, Sternen und Mystik, wie sie das Zeitalter wünscht und gern hat, unter stetigem Einfluß des genialischen Novalis, in der Luft werden läßt, so tuen Sie unrecht, das bei ihm zu vermuten." Auch in der sich anschließenden Kritik über die offenbar durch Goethes Schuld verunglückte Aufführung des „Zerbrochnen

Krugs" von Kleist, bemerkt man kein sonderliches Sympathisieren mit den romantischen Kreisen.

Nach diesen Ausführungen scheint es so, als dürfe man den Prometheus nicht mit unter die romantischen Zeitschriften rechnen, aber es scheint eben nur so. Neben den meist doch recht verborgenen Anfeindungen der Romantiker findet sich vieles, was sehr wohl mit den romantischen Tendenzen in Einklang steht.

Unter den typisch romantischen Beiträgen interessieren uns in erster Linie die Arbeiten der Brüder Schlegel, die sich gleich zu Anfang der Zeitschrift durch zwei gegenseitig gewidmete Huldigungsgedichte der Welt präsentieren. Wenn aber sonst die Lobeserhebungen der Romantiker untereinander nur beweisen, wie kritiklos sie den Werken der eigenen Schule gegenüber standen und wie sie oft gerade das Minderwertige als das Ideal hinstellten (man vergleiche Bernhardis Ausführungen im Kynosarges), so gilt alles das nicht von diesen Gedichten. Der Grund hierfür wird gewiß mit darin gelegen haben, daß man hier nicht etwa für einander Reklame machen wollte. A. W. Schlegel dichtete seinen Sang im Jahre 1802, als der Bruder im Ausland weilte. Nach dem fernen Paris eilen seine Gedanken und lassen aus tiefstem Innern die Worte hervorquellen:

O Bruder, mir entzogen
Durch fremder Länder Weiten,
So ungern eingebüßt!

A. W. Schlegel, damals mit seinen Gedanken bei Calderon in Spanien weilend, sendet seinem Bruder, der unterdessen in Indien am Ganges manch schönes Blumenlied hört, herzliche Grüße. Ein Traum habe ihm offenbart, wie innig sie miteinander verbunden seien. Sie seien gleich einem Baume, den eine gemeinsame Rinde umschlösse. Friedrich stecke die Wurzeln in die Erde und hole Kräfte und köstliche Erze aus ihr hervor, aber er bilde die Krone, die alles das mitverarbeite zu schönen Blüten und Früchten. Kaum hat ein Romantiker jemals so in sein eigenes Innere geschaut und ein so wahres und selbstloses Bekenntnis von sich abgelegt. All diese Worte aber umweht ein Hauch aufrichtiger Verehrung und ungeheuchelter Liebe für den in der Ferne weilenden Bruder. Der hat freilich die so gut gemeinten Worte nicht richtig aufzufassen vermocht (vgl. Huch, Blütezeit der Romantik, 3. Aufl., S. 382).

Prometheus.

Eine Zeitſchrift.

Herausgegeben

von

Leo v. Seckendorf und Joſ. Lud. Stoll.

Erſter Band.

Erſtes bis viertes Heft.

Wien,

in Geiſtinger's Buchhandlung. 1808.

Beſonders ſeiner Frau wollte es nicht in den Sinn, daß ihr Friedrich nur die Wurzel des Bruderbaumes bilden ſollte. Gekränkter Ehrgeiz dürfte daher die Urſache geweſen ſein, daß Friedrich erſt nach fünf Jahren Muße zur Beantwortung fand. In ſeinem Gedicht „An A. W. Schlegel" beſingt er vor allem die Brudertreue, die weder Wellen noch Stürme zu erſchüttern vermöchten, kann aber dabei eine etwas gereizte Stimmung nicht unterdrücken. Endlich aber ſiegt über dieſe das Bewußtſein, mit ſeinem Bruder Führer der neuen Zeit zu ſein. In dieſem Sinne ſpricht er von dem brüderlichen Kämpfer, der einſam mit ihm die gefährlichen Klüfte erſteige, um den Waffenbrüdern den Weg zu weiſen. Noch ſei viel zu tun, denn noch ſeien viele Schätze verborgen. Aber die Stunde der Erfüllung ſei nahe — nur Mut, wenn auch der Himmel donnernd dröhne.

An poetiſchen Beiträgen A. W. Schlegels ſeien noch „Der Dom zu Mailand" und ein rein lyriſches Gedicht „Laue Lüfte, Blumendüfte" genannt, welches letztere ſich durch Leichtigkeit in Form und Sprache auszeichnet. Der wertvollſte Aufſatz, den A. W. Schlegel geſchrieben hat und den man vielleicht überhaupt als den vorzüglichſten Proſaaufſatz der ganzen Zeitſchrift anführen kann, iſt ein Teil ſeiner Berliner Vorleſungen aus dem Jahre 1802: „Über das Verhältnis der ſchönen Kunſt zur Natur, über Täuſchung und Wahrſcheinlichkeit, über Stil und Manier". Hier führt der Verfaſſer aus: Ariſtoteles habe geſagt, die ſchönen Künſte ſeien nachahmend. Das ſei aber ſo zu verſtehen, daß in ihnen Nachahmendes vorkomme, nicht aber ſo, als mache die Nachahmung ihr ganzes Weſen aus. Neue „Theoriſten" hätten den Satz nun ſo umgewandelt: Die ſchöne Kunſt ſolle die Natur nachahmen. Zu dieſem Mißverſtändnis ſeien ſie nur durch die Unbeſtimmtheit der Begriffe „Natur" und „nachahmen" gekommen. Wäre nun das Nachahmen in dem Sinne von Kopieren gemeint, ſo beſtände die Kunſt darin, nochmals eine Natur zu ſchaffen. Den Grund für ein ſolches Unternehmen könne man aber nicht einſehen, man müßte denn gerade ſagen: ein gemalter Baum ſei beſſer als ein wirklicher, weil er immer grün bleibe und kein Ungeziefer bekomme. Hand in Hand mit dieſer törichten Forderung gehe eine andere, die da verlange, man ſolle ſich in der Kunſt die Täuſchung zum Ziele ſetzen.

Das würde indessen jede Freiheit der Beobachtung rauben. Außerdem sei dieser Grundsatz dem Wesen der Kunst so fremd, daß er nur auf die Malerei und höchstens auf die Verbindung von Poesie und Schauspielkunst Anwendung finden könne, bei welcher aber gerade dadurch großes Unheil angerichtet werde. Etwas weitherziger seien die, die nur die Wahrscheinlichkeit besonders in bezug auf die Poesie gefordert hätten. Diese hätte es dahin gebracht, alles Kühne, Große, Wunderbare und Außerordentliche daraus zu verbannen und das Gemeine, Alltägliche für das Wahre auszugeben. Wenn es der Dichter verstehe, uns durch den Zauber seiner Darstellung in eine fremde Welt zu versetzen, so könne er alsdann in ihr nach eignen Gesetzen walten. Natur nenne man ferner auch das, was man natürlich finde, aber auch das könne man nicht als allgemein gültig ansehen, denn eine derartige Forderung unterliege den subjektiven Auffassungen außerordentlich. Der Geizige würde die Freigebigkeit immer unnatürlich finden und ein unparteiisches Volk alles wahrhaft Parteiische. Der Begriff von der Nachahmung der Natur durch die Kunst lasse sich aber noch ganz anders entwickeln. Empirisch angeschaut, sei die Welt zusammengesetzt aus den äußeren Dingen, aber philosophisch betrachtet, sei sie in einer unaufhörlichen Schöpfung begriffen. Würde nun die Welt nicht als eine Masse von Hervorbringungen aufgefaßt, sondern in ihrem würdigsten Sinne als das Hervorbringendste selbst, so könne man den Satz: die Kunst soll die Natur nachahmen, in ihrem ganzen Umfange gelten lassen; denn dann heiße das nämlich, sie solle wie die Natur selbständig schaffend, organisiert und organisierend lebendige Werke bilden. Wo solle sich der Künstler aber mit der Natur beraten? Man habe, antwortet Schlegel, den Menschen den Mikrokosmos genannt, und das mit Recht; denn das Weltall spiegle sich in dem menschlichen Geiste ab. Man könne daher die Kunst auch definieren als die durch das Medium eines vollendeten Geistes hindurch gegangene, für unsre Betrachtung verklärte und zusammengedrängte Natur. Damit heiße nun der Satz nicht mehr: die Natur (die einzelnen Naturdinge) sei in der Kunst Norm für den Menschen, sondern: der Mensch sei in der Kunst Norm der Natur.

Den Stoff zu diesen geistreichen Ausführungen hat A. W. Schlegel, wie er selbst angibt, besonders was die Stellen über Naturnach-

ahmung anlangt, einer wahrscheinlich durch Goethe angeregten Schrift von Moritz „Über bildende Nachahmung des Schönen" entnommen. Auch von anderer Seite ist Schlegel stark beeinflußt worden. In den folgenden Auseinandersetzungen über Manier und Stil, in denen er dazu auffordert, die Individualität den Gesetzen des Schönen unterzuordnen, blicken Gedanken Winckelmanns durch, wie auch Anklänge an Schellings Naturphilosophie im ganzen Abschnitt zu verspüren sind. In dessen System des transszendentalen Idealismus waren allerdings Schlegelsche Ideen schon vorbereitet, aber die eigentliche Ausführung und Entwicklung kommt Schlegel zu. Schelling hat erst im Jahre 1807 seine Ansicht über den gleichen Gegenstand in der Rede „Über das Verhältnis der bildenden Kunst zur Natur" fast in derselben Form wie Schlegel zusammengefaßt, wenn er sagt, der Künstler muß „dem im Innern der Dinge wirksamen Naturgeist nacheifern" (vgl. auch Haym, Die romantische Schule, S. 774).

Mehr dem sprachlichen Interesse A. W. Schlegels entspricht ein anderer Artikel. Er ist ein Bruchstück aus einer „noch ungedruckten" Schrift „Umrisse, auf Reisen durch die Schweiz, Italien und Frankreich gezeichnet", und ist überschrieben: „Die deutschen Mundarten". Der Aufsatz hat, historisch betrachtet, großes Interesse. Je von dem Standpunkte aus, den man einnimmt, kann man ihn als End- oder Anfangsglied einer Entwicklungsreihe auffassen. Er ist zum großen Teil polemischer Natur und gehört, von dieser Seite betrachtet, zu dem Streit, der von Luthers Zeiten an um die Einigung zu einer allgemein gültigen neuhochdeutschen Schriftsprache geführt worden ist. So unwahrscheinlich das auch im ersten Augenblick erscheinen mag, so leicht erklärlich ist es doch. Denn wir haben bestimmte Beweise dafür, daß man noch gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts von Schwaben aus energisch gegen die Vergewaltigung der oberdeutschen Dialekte zugunsten der mitteldeutschen protestierte. Etwas ganz Ähnliches finden wir hier bei Schlegel, der mit ziemlich scharfen Worten die meißnische Mundart zugunsten anderer verurteilt. Der schweizerische Dialekt, sagt er, sei wegen der Rauheit seiner Aussprache in übeln Ruf gekommen, trotzdem habe er viel Gutes. Ganz unbegründet sei demgegenüber die Anmaßung gewisser nördlicher Gegenden. Dort sage man, daß

alles, was bei ihnen in ihrer Sprache nicht gebräuchlich, als oberdeutscher Provinzialismus zu verwerfen sei. Die Sprache aber, meint Schlegel, sei eine Nationalangelegenheit, und es entspräche nicht dem deutschen Sinn, daß irgendeine Stadt für die Allgemeinheit Vorschriften machen dürfe. Außerdem setze man sich über das Verhältnis von Schriftsprache und Sprache des gemeinen Lebens nicht ordentlich ins klare. Jene sei nur ein Auszug aus dieser, auf die sie zwar zurückwirken solle, die sie aber in ihrer Entwicklung nicht unterdrücken dürfe. Wenn die Schriftsprache nicht fortwährend aus der Sprache des Umgangs erneuert werde, würde sie unfehlbar zur abgenutzten Redensart. Unsre Alten hätten das auch nicht getan, sie kümmerten sich nicht ängstlich um Silbenstecherei, sondern blieben im allgemeinen der Sprechart ihres Geburtsortes treu. Sollte aber zur Einigung der Schriftsprache dennoch eine Art grammatisches Reichsgericht einberufen werden, so dürfe nicht die Mehrheit, sondern das Gewicht der Stimmen gelten.

Sieht man von der Polemik der Ausführungen ab, so dürfte es nicht ungerechtfertigt erscheinen, in diesem Artikel einen vielleicht ganz unbeabsichtigten Vorboten für jene Forschungen zu erblicken, die um der deutschen Grammatik und besonders der deutschen Mundarten willen unternommen worden sind. Zwar ist die Einteilung der Mundarten in die drei großen Gruppen des Nieder-, Mittel- und Oberdeutschen, die Schlegel benützt, weder neu, noch etwa in bezug auf die Fülle der Mundarten erschöpfend, aber es werden doch Gedanken angedeutet, die heute geradezu zu den Prinzipien der Forschung gehören. Wenn man da hört, daß die Schriftsprache stets im Zusammenhang mit der Mundart bleiben müsse, wenn die Schriftsprache ihr Lebenselement dem Dialekt entnehmen solle; wenn man zur Erklärung bestimmter Worte und Wendungen zurück in die Vergangenheit der deutschen Sprache geht; wenn man von fremden Einflüssen auf die Sprachentwicklung und dergleichen redet, so sind das alles Anzeichen für eine neue Art der Forschung.

Weitere bedeutende Beiträge hat A. W. Schlegel nicht zum Prometheus geliefert, und doch kommt er noch an einigen Stellen indirekt zu Worte, z. B. anläßlich der Besprechung seines Vergleichs der Phädra des Racine mit der des Euripides durch Collin. Dieser

Rezenſent war, wie wir ſpäter ſehen werden, mit den Romantikern befreundet, dementſprechend fällt auch ſein Urteil aus. Die Polemik, die ſich in Frankreich an Schlegels Buch knüpft, gilt ihm als ein ſehr gutes Zeichen, und auch ſonſt weiß er Schlegel, als einem Fortſetzer Leſſings — für einen Romantiker übrigens ein etwas zweifelhaftes Lob — viel Gutes nachzurühmen. In demſelben „Anzeiger" wird auch Schlegels Vorleſung über Dramaturgie angekündigt.

Auffallend iſt, daß Friedrich Schlegel in jener Zeit, trotzdem er in Wien weilte, keinen einzigen wiſſenſchaftlichen Artikel geliefert hat. Vielleicht nahm ihn ſein neues Amt zu ſehr in Anſpruch, vielleicht auch ſparte er ſeine Gedanken für ein eignes Unternehmen auf, von dem wir ſpäter zu reden haben werden. Eine Rezenſion beſchäftigt ſich mit ſeinem Werk „Über die Sprache und Weisheit der Inder". Der Verfaſſer dieſes Artikels hebt hier lobend hervor, wie Fr. Schlegel durch ſeinen Fleiß Deutſchland den erſten Sanskritkenner geſchenkt habe. Auch für den Nichtfachmann habe das Buch ein hohes Intereſſe, weil es die Verwandtſchaft des Sanskrit mit dem Römiſchen und Griechiſchen, ſowie mit dem Germaniſchen und Perſiſchen zeige. Neue Ideen enthalte auch das fünfte Buch, in dem Schlegel die Entſtehung der Sprache aus Schallnachahmungen auf Grund ſeiner Studien verneine und dafür ein Eingreifen Gottes annehme.

Eine der intereſſanteſten Arbeiten im Prometheus iſt die: Über die Tendenz der Wernerſchen Schriften". Hier wird zunächſt von dem Verfaſſer geſagt, daß Werner einer von denen ſei, die uns ſelbſt gegen unſern Willen nach dem Leſen einer Schrift in ihr uns zwar verwandtes, aber doch nicht von uns anerkanntes Intereſſe ziehen. Er habe das Recht zu verlangen, daß man ihn nicht nach dieſem oder jenem Werke beurteile, ſondern nach der Totalität ſeiner Schöpfungen. Trotzdem habe der Referent beim Durchleſen ein gewiſſes Mißbehagen empfunden, da eine Menge Ideen zwar aufgeſtapelt, aber nicht verarbeitet ſeien, außerdem zeige das Ganze eine zu myſtiſche Einkleidung. Alles dieſes habe aber den Rezenſenten, wie auch alle anderen Kritiker, nicht abhalten können, doch wieder zu den Wernerſchen Schriften zu greifen, und nun ſeien ihm erſt die Augen aufgegangen, und er habe alle die Schönheiten dieſer

Schöpfungen erkannt. Der Artikel ergeht sich in weiteren Lobeshymnen auf Werner.

Jeder, der den Aufsatz liest, wird den Kopf schütteln und sich fragen, wer wohl der ungenannte Autor sein mag. Kaum glaublich erscheint es aber, wenn man hört, daß Zach. Werner selbst der Verfasser dieses Artikels gewesen ist. Noch unverständlicher muß dann der Umstand sein, wie eine solche Selbstverherrlichung in Seckendorfs Zeitschrift kommen konnte. Damals ahnte allerdings niemand, wer dem Zach. Werner dazu verholfen hatte. Die seitdem veröffentlichten Briefwechsel haben aber eine offenherzige Sprache geredet und gezeigt, daß kein geringerer als Goethe sich dazu hergegeben hat, diesen Artikel unter dem Namen eines Dritten in die Zeitschrift zu bringen. Was Goethe dazu veranlaßt hat, kann nicht mit absoluter Sicherheit festgestellt werden, indessen hat Werner dem Weimarer Dichter in widerlicher Weise geschmeichelt, und dieser, leider auch nicht ganz frei von menschlichen Schwächen, hat Werner den Freundschaftsdienst geleistet (vgl. Goethe und d. Rom., Schüddekopf u. Walzel II, 7—9, 306, 312). Wenn man nach dieser Erkenntnis den Wernerschen Artikel liest, so kommt er einem noch abgeschmackter vor als vorher. Besonders abstoßend wirkt die gespreizte Sprache. Wendungen wie „die Klaviatur der Liebe" sind doch unglaublich geschmacklos, noch ärger sind die langen und geschraubten Sätze, von denen man sich ohne Zitate gar kein Bild machen kann. Wir lesen da z. B.:

„Die Liebe, als Schlüssel der sie symbolisierenden Gestalt, und, dem zufolge, den liebenden Willen (Glauben) als allmählich, ewig und göttlich (d. h. frei=notwendig) — in der einzelnen Erscheinung Gemüt (Mensch), in der Totalerscheinung (wie wohl diese dem Wesen nach immer nur eine unendliche Idee ist) Kirche (Hierarchie) genannt — seinem Sein nach; in betreff seiner Lebensfunktionen aber ihn, der ewig ergießend und ergossen, bald schaffend sich anschauend, als Kunst (Heldentum), bald umarmend sich ergänzend, als Versöhnung (Genugtuung), mithin der Silberblick des allgemeinen (keinem einzelnen Volke und Weltalter, sondern allen gemein) Christentum (Liebestums) von seinen Schlacken ungemischt, als aus der freien Notwendigkeit des (immer schönen) Gemüts emporblickend und die Blüte rein menschlichen (also göttlichen) Natur widerspiegelnd, darstellen würden."

Die Ungeheuerlichkeit solcher Konstruktionen treten im Prometheus um so deutlicher hervor, als sich die Zeitschrift im allgemeinen eines

flüssigen Stils erfreut. Die „Sonette eines Reisenden", die Werner mit seinem Namen unterzeichnet hat, sind auch nicht sonderlich geeignet, den Ruhm dieses Mannes zu erhöhen.

Ziemlich stark romantisch gefärbt ist die Art und Weise, in der Franz Horn, ein Anhänger der jüngeren Schule, einen Artikel abgefaßt hat. Er ist betitelt „Andeutungen" und charakterisiert schon dadurch die der Romantik so zusagende Form der Aphorismen. In diesen kommt er gelegentlich auch auf Musik zu reden und preist Mozart als den einzigen durchaus vollendeten Musiker. Das ist um so verwunderlicher, als man nach der geistigen Veranlagung der Romantiker eher das Gegenteil erwarten sollte. Es scheint überhaupt ein Charakteristikum der romantischen Schule zu sein, daß sie keine rechte Stellung zur Musik finden konnte. Das nimmt um so mehr wunder, als man damals wie in der Poesie, so in der Musik in einer klassischen Zeit lebte, in der sich die hervorragendsten Künstler und Komponisten betätigten. Wenn in der Zeitschrift Prometheus der Musik ein ganz ansehnlicher Raum eingeräumt worden ist, darf man das nicht etwa auf Einwirkungen der Romantik zurückführen. Der Grund wird vielmehr in der ganzen Tendenz der Zeitschrift gelegen haben, innerhalb der selbstgesteckten Grenzen möglichst aktuell zu sein. Das erkennt man z. B. daraus, daß von Musik meist nur in dem „Anzeiger" die Rede ist. Damit ist aber gegeben, daß es sich stets nur um Berichte, bzw. Kritiken handelt, nicht etwa um musiktheoretische Ausführungen. Für uns haben von den Artikeln dieser Gruppe besonders zwei Interesse, nämlich ein Bericht über die Jubelfeier des alten Haydn und ein Gedicht von Collin zu der gleichen Gelegenheit. Man kann da nicht ohne Rührung lesen, wie der verehrte Greis auf einem Lehnstuhl in den Saal getragen wurde, in dem unter Beethovens Leitung seine Schöpfung aufgeführt ward. Aber schon nach dem ersten Teil mußte man den alten Meister der Töne wieder aus dem Saal tragen; sein letzter Gruß, das Schwenken der Tücher und die Tränen aller Anwesenden sind ergreifende Momente.

Einer so eleganten Zeitschrift wie dem Prometheus war es entsprechend, daß sie noch auf andre Art dem musikalischen Bedürfnis ihrer Leser entgegenkam. Es geschah das, indem man dem 1., 3. und 5.—6. Heft eine Notenbeilage anhängte, die ein Lied

mit Klavierbegleitung enthielt. Auch insofern haben sich die Herausgeber großes Verdienst erworben, als sie nur musikalisch bedeutende Beilagen lieferten. So finden wir Gedichte von Achim von Arnim (Die Uhr der Liebe) und von Goethe (Rastlose Liebe, und Sehnsucht). Das letzte ist sogar von Beethoven komponiert, die anderen von Reichardt.

Dem Versprechen der Ankündigung gemäß, in einem „Anzeiger" alles Wissenswerte in bezug auf Literatur, Kunst und Theater des In- und Auslandes aufzuzeichnen und besonders Beiträge zu einer fortlaufenden Geschichte der k. k. Hof- und privilegierten Theater zu bieten, konnten alle diese Artikel sich weniger mit grundlegenden — und damit für unsere Betrachtung wichtigen — Fragen beschäftigen, sondern es galt mehr Berichte über Theateraufführungen oder Veranstaltungen der bildenden Künste zu bringen. Den größten Raum nehmen natürlich auch hier die Artikel über die Wiener Kunstverhältnisse ein, so wären zu nennen: „Die Statuten der k. k. Akademie zu Wien" (H. II, Anz.), „Kunstnachrichten aus Wien" (IV. Anz.), „Bildende Künste in Wien"; aber auch eine Menge andrer Beiträge, die nichts mit Wien zu tun haben, sind vorhanden, so eine Beschreibung der Dresdner Antikengalerie bei Fackelbeleuchtung oder die Artikel über Wächters Gemälde des schlummernden Sokrates mit einer Kunstbeilage (II. H.) u. a. mehr.

Unter den noch nicht besprochnen Abschnitten stehen besonders poetische Erzeugnisse, auch wieder wenig romantischer Art, im Vordergrund. Allen voran Goethes Fragment, mit dem die Zeitschrift eröffnet wurde. Wir haben schon aus einem Briefe Uhlands gelesen, welchen Eindruck Goethes Mitarbeit auf die Zeitgenossen machte. Das allegorische Drama paßte allerdings ganz vortrefflich als Einführungsartikel. Auch Goethe stand, wie der Prometheus, den politischen Interessen ziemlich fern. Er sah ebenfalls in den traurigen Zeitverhältnissen nicht in erster Linie die Gefahr und die Not des deutschen Vaterlandes, sondern fürchtete vor allem für die Muse, die der Krieg vertreibe. Pandora war entflohen, Pandoras Wiederkunft feierte er in seinem Drama. Bedeutung und Wert dieser Schöpfung Goethes ist schon wiederholt hervorgehoben worden und braucht daher hier nicht ausgeführt zu werden. Wielands Beitrag „An Olympia" findet man in seinen Werken unter „Zeitungs-

gesprächen". Das Gedicht war der verwitweten Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar zu ihrem Geburtstage am 24. Oktober 1791 gewidmet.

Während Seckendorf hauptsächlich kritische Beiträge lieferte, hat sich der andre Herausgeber Stoll mehr als Dichter gezeigt. Neben seinem „Liedchen" finden wir von ihm zwei kleine Theaterstücke „Amors Bild" und „Das Duell", eine „dramatische Maske". Wenngleich Stoll nicht zu den Größen unsrer Literatur gehört, so besitzt er doch einen frischen und gesunden Sinn, der in seinen Dichtungen deutlich zur Geltung kommt. Sein Talent, das sich besonders in dem Lobgedicht „An Napoleon" zeigt, weiß sich aber auch mit den im Prometheus abgedruckten kleineren dramatischen Formen ganz allerliebst abzufinden. Letzteres wird ihm in derselben Zeitschrift von dem Weimarer J. Falk bestätigt, der übrigens auch ein kleines Gedicht „Das Ungewitter im Walde" beigesteuert hat. Weitere poetische Beiträge lieferten der Dichter Joh. Karl Wezel, so z. B. „Das Wahrzeichen", „Vom starken Hans"; ferner ein Unbekannter, der sich Meister Eckert nennt; außerdem finden wir einen anonymen Romanzenzyklus „Ines und Pedro".

Daß der Prometheus eine Reihe Übersetzungen enthielt, ist schon früher erwähnt, die Epigramme und Idyllen waren meist aus dem klassischen Altertum genommen. Auch der Versuch einer Allegorie über den Homer (in Heft I) zeigte deutlich, welch hohes Interesse man dem klassischen Zeitalter der Griechen entgegenbrachte. Abseits von diesen Übersetzungen stehen zwei andere, die bedeutend mehr nach der romantischen Seite hinneigen. Das ist zunächst eine Übertragung eines Teils des Korans zu nennen, die Seckendorf (unter dem Namen Sulfur) verfaßt hat. Es ist das ein Beweis, daß das von den Romantikern geweckte Interesse für die morgenländische Kultur nicht nur bei ihren Anhängern Anklang gefunden hatte. Noch deutlicher zeigt sich der romantische Einfluß in einem Artikel, der überschrieben ist: „Die Täuschung des Gylfe" (III. H.) von F. Majer, eine Übersetzung aus der jüngeren Erde.

Mit den Forschungen nach der frühsten Vergangenheit unsres Volkes paarte sich begreiflicherweise auch ein tieferes Verständnis der Romantik vom Werden der Völker in der Geschichte überhaupt,

das seinen Glanzpunkt in der Hegelschen Geschichtsphilosophie zeigt. Es spiegelt sich wider in einem sonst ganz isoliert dastehenden Artikel „Das Bild des modernen Geschichtschreibers nebst einem Bruchstück aus der Geschichte Karls des Großen" von H. K. Diepold (5.—6. H.). Da heißt es z. B.: „Wer in die Tiefe alter Zeiten hinabgestiegen, wer auf ihren Höhen sich weit und breit umgeschaut und jeglich Ding im rechten Verhältnisse, im wahren Lichte gesehen, über alles das aber noch ein obwaltendes Schicksal, eine unergründliche weise Vorsehung erkannt hat, in dessen Brust versöhnen sich alle Zeitalter ..., alles verklärt sich in seinem Herzen zu göttlich bedingter Notwendigkeit, seine Brust wird ein Tempel schöner Eintracht und Liebesfeier, und in heiliger Andacht und frommer Ergebung neigt sich sein Geist am Ende der Geschichte vor dem, der älter und erhabner ist als alle Geschichte und alle Zeit." Das sind Worte, die man zwar mit ihrer leisen Wendung zu einem waltenden persönlichen Gott noch nicht ganz den Ideen der Romantik identifizieren kann, aber Anklänge sind doch reichlich vorhanden.

Wenn wir nun nach all diesen Betrachtungen wieder auf die Frage zu sprechen kommen, ob man berechtigt sei, den Prometheus zu den Zeitschriften der Romantik zu rechnen, so muß man ganz allgemein sagen, daß die Herausgeber sich bemühten, in ihren Zeilen nichts gegen die Romantik zu bringen. Das konnte allerdings nicht hindern, daß einige Artikel, wie wir zuerst gezeigt haben, versteckte Angriffe auf die romantische Schule enthielten. Neben diesen finden wir aber eine größere Zahl Beiträge, die rein romantischen Tendenzen entsprechen und zum Teil von den Führern der Romantik verfaßt sind. Wenn drittens eine große Anzahl der Beiträge sich ziemlich neutral verhält, so liegt das zum größten Teil daran, daß die Zeitschrift natürlich in ihren Grenzen möglichst aktuell sein sollte. Daß übrigens auch diese fast farblosen Artikel zum Teil mehr nach der romantischen Seite neigen, haben wir zuletzt gesehen. Man ist also wohl berechtigt, den Prometheus zu den Zeitschriften der Romantik zu rechnen.

Der äußere Lebensgang der Zeitschrift ähnelt dem der übrigen ziemlich genau. Der Anfang war vielverheißend. Es ist schon erwähnt, wie vor allem Goethes Beteiligung viele Leser gewann.

Auch Seckendorf muß offenbar mit dem Beginn des Unternehmens ganz zufrieden gewesen sein; denn er schreibt in einem Brief an Kerner (Kerners Briefw. m. s. Freunden 1897, Bd. I, S. 11): „Der Prometheus beginnt unter günstigen Auspizien". Was aber die Lebensdauer des Journals (mit 6 Heften) so beschränkt hat, ist auch aus dem Ausgeführten zu erkennen. In erster Linie wird es der Widerspruch zwischen dem idealen Ziele der Zeitschrift und der allzu realen Gegenwart gewesen sein, ein Widerspruch, der sich immer mehr verschärfte, je näher die neue Kriegsgefahr rückte. Ferner mag auch eine gewisse Farblosigkeit der Zeitschrift, die eben Ansichten verschiedener Parteien möglichst nur dann zur Geltung kommen ließ, wenn keine offene Befehdung vorlag, das Interesse der Mitarbeiter erlahmt haben. Als dann gar bald Goethe seine verheißene Fortsetzung der Pandora nicht erscheinen ließ, flaute das Interesse allmählich auch bei dem Publikum ab. Dazu kam noch, wie leider in ähnlichen Fällen so oft, ein Streit der Herausgeber mit dem Verleger. Stoll hatte sich seinen Anteil an der Redaktion auszahlen lassen und hatte so die Herausgabe Seckendorf allein übergeben. Da er aber stets in Geldnöten war, plante er eine Fortsetzung der Zeitschrift mit dem Wiener Verleger Geistinger. Von diesen Plänen erfuhr Seckendorf durch eine Anzeige in der Wiener Zeitung (Nr. 76, 1808). Er mußte sich natürlich seiner Haut wehren und veröffentlichte im Intelligenzblatt (Nr. 22) zum Morgenblatt (Nr. 248 vom 15. Okt. 1808), in der Allgemeinen Literaturzeitung (Halle) (Nr. 327 vom 5. Nov. 1808) und in der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung (vom 30. Oktober 1808, Nr. 78) eine Erklärung, in der er die Verhältnisse klarstellte und betonte, daß nur er allein der berechtigte Fortsetzer des Prometheus sei. Das 5. und 6. Heft, die zusammen herauskamen, sind von ihm allein redigiert. Sie erschienen schon mit bedeutender Verspätung. Ein weiteres Heft ist nicht ausgegeben worden; denn schon am 6. Mai 1809 starb Seckendorf im Kriege. —

Die Kritik der andern großen Zeitschriften beschäftigte sich selten mit dem Prometheus. Erwähnt sei hier nur das Stuttgarter „Morgenblatt". Dieses bespricht die einzelnen Hefte (z. B. in Nr. 83, 107, 159 vom Jahre 1808). Es lobt die Eleganz der Zeitschrift, die alle anderen Zeitschriften ausstehe. Zu wünschen sei

nur, daß die in der Einleitung herrschende schwerfällige Schreibart mit einem fließenden und angenehmen Ton verwechselt werden möchte. Für die Farblosigkeit des Prometheus ist es bezeichnend, daß sich auch das Morgenblatt, die Feindin aller Romantik, so wohlwollend über ihn aussprach. Was man freilich dadurch auf der einen Seite gewann, das verlor man auf der anderen wieder, indem das dem Morgenblatt feindliche Lager auch gegen den Prometheus mobil wurde. Diese Gegner konzentrierten sich im wesentlichen um die Einsiedlerzeitung. Unter ihnen hat Brentano es sich nicht versagen können, eine Karikatur zu malen. Man sieht auf ihr einen Einsiedler, der von Zeitungsgespenstern überfallen wird (Steig.-Armin und Brentano). Unter mancherlei Gestalten erkennt man auch den angeschmiedeten Prometheus, über dem die Worte prangen: „Wir kreuchen und schleichen auf glänzenden Bäuchen", man sieht nämlich an und um den Prometheus herum Schlangen und Eidechsen kriechen. Gar zu bös war dieser Scherz indessen nicht gemeint, denn einmal veröffentlichte man ja diese Karikatur nicht und dann war sie mehr gegen das Morgenblatt gerichtet als gegen den Prometheus, in dem ja sogar ein Liedchen von Achim aufgenommen worden war.

Noch verschiedentlich hören wir Stimmen für und wider den Prometheus, die indessen nicht von großer Bedeutung sind. Kurz erwähnt sei noch, daß Stoll nach dem Tode Seckendorfs die sechs Hefte als selbständigen Band herausgegeben hat und zwar unter dem Titel: „Prometheus. Eine Sammlung deutscher Originalaufsätze berühmter Gelehrter".

Mit dem Prometheus erlosch die letzte Zeitschrift frühromantischen Geistes. Mit einem gewaltigen Kraftaufwand hatte das Athenäum begonnen, mit großer Energie hatten Tieck und Bernhardi den eingeschlagenen Weg weiter zu gehen versucht, aber es versagte die Kraft, man mußte andere Wege suchen, auf denen man bei hilfsbereiten Freunden Unterstützung fand. Der ursprünglich so machtvoll aufgeschossene Baum romantischer Journalistik begann bald nach der Zeit der ersten Früchte zu welken. Schon mußte man hier und da ein neues Reis einsetzen, aber das half nicht auf die Dauer. Der alte Baum und der neue Zweig harmonierten nicht. Endlich fand man ein junges lebensvolles Bäumchen, das pfropfte man

auf den alten Stamm und ſiehe da, der Baum gedieh, freilich ſeine Krone ſah nun anders aus, verjüngt ſtand er da, aber von ſeinen alten Zweigen und Blättern war nichts mehr zu erblicken, alle Kraft verbrauchte das aufgepfropfte Stämmchen, und nur hier und da kam unten am Stamm ein Zweig alter Art hervor, aber ihm fehlte die Lebenskraft und die allſeitige Entwicklung der Krone, und daher ſtarb er bald wieder ab. Dieſer neue Stamm iſt die jüngere Romantik.

Die Zeitschriften der jüngeren Romantik.

Es iſt ein Charakteriſtikum der Frühromantik geweſen, daß in ihrem Beſtreben neben Gefühl und Phantaſie auch der Verſtand eine nicht unbedeutende Rolle geſpielt hat, wenn auch in ganz anderm Sinne als bei der Aufklärung. Wohl hat der empfindungsreiche Novalis, der übrigens ſehr wenig zu den Zeitſchriften beigetragen hat, Töne tiefſten Gefühls angeſchlagen, wohl finden ſich in einzelnen Worten Tiecks und teilweiſe auch Fr. Schlegels manche Phantaſtereien, aber der Verſtand — meiſt iſt er durch die Phantaſie zu oft ſchwindelnden Spekulationen veranlaßt worden — tritt doch nicht ganz zurück, ganz ſicher nicht in den Journalen. Von kritiſchen Gedanken war man ausgegangen, die äſthetiſche Kritik bildete den Hauptinhalt der Zeitſchriften, das ſpekulative Intereſſe hatte die Romantiker ergriffen und erhoben, ſie weit über die Grenzen des Vaterlandes hinausblicken laſſen. Die Dichtungen der Engländer, Franzoſen, Spanier, Italiener, Griechen und Orientalen waren ihnen bekannt geworden, und gerade dadurch hatten ſie ſich aus der Gegenwart entfernt und ſich der Vergangenheit ergeben. Dabei aber ſchwand der Boden der Wirklichkeit unter den Füßen, man verſtand ſeine Zeitgenoſſen nicht mehr und dieſe wieder die Romantiker nicht. Man verlor ſich in die übergeiſtreiche Philoſophie der „Fragmente", man glaubte ſogar einen Blick in die Zukunft tun zu können und redete von der Zeit, in der jeder die Fragmente mit vielem Behagen und Vergnügen in den Verdauungsſtunden genießen werde.

Ganz anders begannen die jüngeren Romantiker. Die lebten in der Welt, nicht nur mit ihrem Körper, ſondern auch mit ihrem Geiſt, und wenn auch ſie ſich gern mit Begeiſterung berauſchten, das Bodenſtändige kann ihnen doch niemals ganz abgeſprochen werden. Die unbedingte Folge dieſer Eigenart war der ſtark ausgeprägte Sinn für das Nationale, den man ihnen in jener Zeit beſonders hoch anrechnen muß. Die Zeitereigniſſe hatten manches

dazu beigetragen. Während viele, teils unzufrieden mit dem streng absolutistischen Regiment, teils angelockt durch französische Pracht, sich gleichgültig dem eignen Vaterlande entzogen, haben sich die Romantiker ihm zugewandt. Dabei erkannten sie wohl, daß ihnen zwei Wege zur Erreichung ihres Zieles zur Verfügung standen. Sie sind beide gegangen, aber nicht von Anfang an. Den Weg der politischen Fehde haben sie zunächst gemieden. Zwar war ihnen dieser nicht unbekannt. Görres, einer ihrer fanatischsten Freunde, war ihn schon in den neunziger Jahren gegangen. Die französische Revolution hatte ihn mit fortgerissen. In seiner Zeitschrift „Das rote Blatt" schrieb er im Jahre 1797 so freiheitliche Gedanken nieder, daß man sein Journal in Paris verbieten wollte. Um sich gegen solche Machtmittel zu schützen, ließ er sein Blatt angeblich eingehen. Es erschien aber in Wirklichkeit weiter und zwar unter dem Namen „Rübezahl im blauen Gewande". Jedoch seine Begeisterung für die Revolution schwand bald, da er auf einer Reise nach Paris erkannte, wie ungerecht auch eine frei organisierte Republik sein konnte. Nun erst öffneten sich seine Augen für das eigne Vaterland. Ihm wollte er seine ganze Arbeitskraft widmen, aber er beschritt für lange Jahre hinaus den Weg der Politik nicht. Auch andere hüteten sich davor; denn sie erkannten und ahnten die Gefahren, die hier drohten. Die Geschichte hat ihnen recht gegeben: als man sich endlich doch gezwungen sah, mit offenem Visier in die politischen Kämpfe einzugreifen, geriet man bald mit den Behörden in schwere Konflikte, und je ernsthafter und kräftiger diese eingriffen, um so mehr ließ man sich halb aus Notwendigkeit, halb aus Trotz von dem eingeschlagenen Wege abdrängen und gelangte dadurch in ein stark reaktionäres Lager, in das die Regierungen zwar bald nachfolgten, um dort ein Schutz- und Trutzbündnis mit der Romantik zu schließen, in dem aber die einst so begeistert verfolgten Ziele endgültig aufgegeben werden mußten: Romantik und Reaktion wurden Geschwister. Wenn sich trotzdem der tapfere Görres noch einmal zu einer durch und durch freiheitlich redigierten Zeitschrift entschloß, so war das nur ein letztes, allerdings kraftvolles Aufleuchten jenes Feuers, das man in den Jahren der Not drüben am Rhein angezündet hatte. Mit dem Eingehen des „Rheinischen Merkurs" erlosch es endgültig.

Der andere Weg, den man zuerſt beſchritt, ging durch friedlicheres Land. Auf ihm geriet man nicht ſo leicht mit der Obrigkeit in Konflikt. Er führte durch volkreiche Gegenden; reich und arm wohnten an dieſer Straße, und ſie alle nahmen gerne von den freundlichen Jünglingen, die mit der Laute und dem Pergament in der Hand dahinwanderten. Achim von Arnim und Clemens Brentano waren die erſten, die dieſe Straße zogen. Aber ſie ſchloſſen ſich nicht wie die Fragmentiſten vom Volke ab, ſondern miſchten ſich unter dasſelbe, lauſchten auf ſeine Lieder, ſeine Erzählungen und ſeine Weiſen, um in der Tiefe des noch geſunden Volkslebens das Gold zu ſchürfen, das hier in jenen Tagen ganz vergeſſen ruhte. Ihre Arbeit war nicht vergebens, denn ſie fanden das lautere Gold des echten deutſchen Volkstums. Und was ſie an dem einen Ort gefunden, das haben ſie den anderen nicht vorenthalten und ſo allmählich das deutſche Volk gelehrt, ſich wieder auf ſich ſelbſt zu beſinnen. Zu dieſem erhabenen Werke haben ſich alle jüngeren Romantiker die Hände gereicht und vor allem auch in den Zeitſchriften auf das Volk zu wirken geſucht. Darin lag aber begründet, daß ſie ihr Hauptaugenmerk nicht auf äſthetiſche Kritik oder geiſtreiche Spekulationen lenken durften, daß ſie nicht in allegoriſchen Gedichten ihren Geiſt in allen Farben glänzen ließen, wie das die Frühromantiker getan hatten, ſondern ſich dem Volke widmeten, wie es eben an Arnim und Brentano ſchon gezeigt worden iſt. Wenn dann auch Steigenteſch im „Deutſchen Muſeum“ über die „Knechte- und Fuhrmannslieder“ ſpottete, die ein Heer unbebarteter Knaben für Poeſie ausgäbe, ſo hat die Geſchichte ein anderes Urteil gefällt, ſo haben ſich — dankenswerterweiſe — die jugendlichen Eiferer an ihrem nationalen Werke nicht irre machen laſſen. „Des Knaben Wunderhorn“ erſchien ſchon im Jahre 1805. Um die gleiche Zeit arbeitete Görres mit bewundernswertem Fleiße an deutſchen Volksſagen und -büchern. Die Brüder Grimm lauſchten auf die Erzählungen alter Mütter aus dem Volke und ſammelten dieſe Geſchichten in den „Kinder- und Hausmärchen“. Der volkstümliche Ton, der dem empfindenden Menſchen aus all dieſen Werken entgegenklang, ließ in den jungen Romantikern verwandte Saiten erklingen, und ſo hörte man in allen Gauen deutſches Landes friſchen fröhlichen Liederſang, der auch aus den Zeitſchriften in der mannig-

fachsten Weise entgegentönt. Männer wie Ludwig Uhland, Kerner, Schwab, Eichendorff und andere haben diese neuen und doch auch wieder alten Weisen zuerst angestimmt. Bald darauf sang sie das ganze Volk. Der Prometheus noch hatte für Uhlands und Kerners Poesie keinen Platz, die jüngere Romantik zeigte ganz anderes Verständnis für solche Kunst; und wenn auch die meisten und besten Gedichte dieser Männer zufälligerweise in den Almanachen stehen, so sind doch eine reichliche Menge auch in die Zeitschriften gedrungen.

Neben dieser volkstümlichen Poesie und den altdeutschen Sagen und Märchen, die den Zeitschriften der Frühromantik ganz fremd waren, finden wir nun auch Erzählungen, die dem Volke zwar leicht verständlich sein, es aber auch ästhetisch bilden sollten. Indessen berühren wir gerade hiermit den Punkt, der für die Weiterentwicklung der Zeitschriften am verhängnisvollsten werden sollte; denn man ging in dem Streben nach Volkstümlichkeit so weit, daß man — nicht zuletzt auch aus pekuniären Gründen — den Wünschen des Volkes, selbst den plattesten, allzusehr entgegenkam. Bedenkt man ferner, nach welcher Seite hin sich das Verlangen des Volkes, durch die Zeitverhältnisse veranlaßt, hat drängen lassen, und rechnet man dazu, welch untergeordnete Kräfte gar bald für die geistige Nahrung sorgten, so begreift man, wenn auch mit Bedauern, wie die Zeitschriften in bezug auf Lektüre von der Höhe der Kleistschen Novellen bis in die Tiefe der grausigen Erzählungen gleiten konnten, die etwa in Fouqués „Berlinischen Blättern für deutsche Frauen" zu lesen sind. Doch davon wird später noch ausführlich die Rede sein.

Wir haben die Romantik als eine Reaktion auf den Rationalismus aufgefaßt. Die Frühromantik hatte versucht, jene Verwässerung alles geistigen Lebens, jenes Machwerk geistloser Köpfe von hoher philosophischer Warte aus zu bekämpfen. Die jüngere Romantik bedeutet ebenfalls schon durch ihren nationalen Standpunkt einen Gegensatz zu jener nüchternen Aufklärung. Sie schürfte auf dem Boden des deutschen Volkstums, und je mehr der Rationalismus eine Weltanschauung der Aristokratie gewesen war, um so mehr mußten die Romantiker unverfälschte, von der Aufklärung unverseuchte Volkskraft finden. Zu den auf diese Weise zutage geförderten Schätzen gehörte neben dem Bewußtsein deutschen Volkstums auch das innige religiöse Empfinden, das dem deutschen Volke im Grunde

von jeher eigen gewesen ist. Auch davon finden wir in den Zeitschriften der Frühromantik nichts. Der sich bereits zeigende katholisierende Fanatismus gehört nicht hierher, er war andern Ursprungs und keineswegs volkstümlich. In den Journalen der jüngeren Romantiker fanden religiöse Gedanken, schon durch die Zeitverhältnisse bedingt, sofort Aufnahme. Leider war man auch in dieser Beziehung, wie bei der Politik, nicht fest genug. Auch hier fiel man fast ins Extrem, indem man selbst auf protestantischer Seite vom gesunden religiösen Empfinden abwich und der Bigotterie sich zuneigte.

In einem Punkte berührten sich Früh- und Vollromantik, nämlich in dem Studium der altdeutschen Literatur, und doch zeigt sich auch hier ein ganz gewaltiger Unterschied zwischen beiden. Die Frühromantik hatte sich dem Mittelalter zugewandt, weil sie in der Gegenwart keine Befriedigung ihrer Ideale fand und deshalb im Mittelalter ihre Zuflucht suchte. Ganz anders war die jüngere Romantik zu diesem Studium gelangt. Ihr lag jede Weltflucht, jeder Egoismus fern, sie ist aus reinem Idealismus zum Erforschen jener Zeit gekommen, und man würde dieser jüngeren Schule keine gerechte Würdigung zuteil werden lassen, wollte man nicht auch auf die inneren Gründe eingehen, die diese Studien veranlaßten.

Schon lange vor den schmachvollen Niederlagen bei Austerlitz und Jena regte sich in den Herzen einzelner vaterlandsliebender Jünglinge der Wunsch, das fast gleichgültige oder besser gesagt sorglose Deutschland aufzurütteln. Leute wie Arnim erkannten sehr richtig, daß das Vaterland nur dadurch zu retten sei, daß man das Volk für sich selbst und seine Geschichte interessierte. In Heidelberg traf Arnim mit Brentano zusammen, und beide widmeten sich derselben Arbeit, als deren erste Frucht die Sammlung der Perlen deutscher Volkspoesie, wie sie in den einzelnen Jahrhunderten zu finden sind, anzusehen ist. In diesem Sinne kann man „Des Knaben Wunderhorn" als eine politische Tat bezeichnen, deren Ziel es war, den Sinn für das geschichtlich Gewordene zu wecken. Wenn man in der ersten Zeit auch noch wenig von einem Erfolg merkte, so hat es doch gleich von Anfang an dazu gedient, neue Freunde für das große Werk zur gemeinsamen Arbeit zu werben. Den größten Widerhall fanden die Töne des Wunderhorns in Berlin, und so geschah es zum zweiten Male, daß die Romantik

aus einem freundlichen Provinzialstädtchen nach Berlin zog. Die gemeinsame Sache brachte die einzelnen schneller näher, als das sonst zu sein pflegt, und man schloß sich sehr bald zu einer Gesellschaft zusammen, die sich charakteristisch genug „christlich-deutsche Tischgesellschaft" nannte. Diese Bezeichnung sagt schon genug, aber mehr noch reden die Namen einzelner Mitglieder. Unter ihnen finden wir z. B. Arnim, Brentano, Seckendorff, Kleist, Adam Müller, Savigny, Zelter, Reichardt. Was dieser Vereinigung Macht verlieh, war der Umstand, daß ihr eine Anzahl der Vertreter des höchsten Adels und der bedeutendsten Würdenträger des Staates angehörten. Die Romantik wurde daher zu einer Macht, an der die Regierung nicht gleichgültig vorbeigehen durfte. Leider hatte diese Machtstellung keinen langen Bestand. Die kriegerischen Ereignisse, die in ihrer ersten Zeit die Notwendigkeit der romantischen Bestrebungen erwiesen hatten, wurden ihm später zum Hemmnis, da sie alle Interessen und Kräfte der Nation in Anspruch nahmen.

Wenn wir nun die einzelnen Zeitschriften jener Periode prüfen, so zeigt sich, daß sich die neue Richtung nicht mit einem Male durchgesetzt hat. Übergangserscheinungen finden sich wie überall, so auch hier. Kleists „Phöbus" wird uns in diesem Sinne interessant sein. Auch die beiden Wege, von denen die Rede war und die beide dem nationalen Ziele zuführen, lassen sich in den Journalen verfolgen. Zur Erweckung und historischen Kräftigung des deutschen Volkscharakters dienten in erster Linie die „Zeitung für Einsiedler" und deren allerdings schwächere Nachahmung, die „Wünschelruthe". Den politischen Pfad betraten die „Berliner Abendblätter", die Abschwenkung von ihm zeigt zum Teil schon das „Deutsche Museum", gänzlich aber die „Concordia". Mit den Befreiungskriegen und den so beklagenswerten Zuständen nach diesen scheiden die bedeutendsten Romantiker aus den Zeitschriften aus, und damit werden diese schwächlichen Geistern ausgeliefert, die die Journale alle auf jenen Tiefpunkt bringen, von dem schon einmal die Rede gewesen ist. Inwiefern auch das geschichtlich notwendig oder wenigstens verständlich war, wird zu gegebener Zeit wieder eingehender zu untersuchen sein.

Phöbus.

Von Heinrich v. Kleist und Adam H. Müller.
1808.

Die erste Zeitschrift, die in die neuen Bahnen einlenkt, ist der „Phöbus". Sie stellt damit, wie schon erwähnt, naturgemäß eine Übergangserscheinung aus der Frühromantik in die neue Richtung dar und zeigt in der Tat diese vermittelnde Stellung in verschiedener Beziehung. Wir werden daher bei Betrachtung dieser Zeitschrift unser Augenmerk einmal darauf zu richten haben, inwieweit der Phöbus frühromantische Ideen vertritt und weiterbildet, dann müssen wir aber auch sehen, inwiefern die neueren Richtungen vertreten sind, und beiden muß eine kurze Betrachtung über den Übergangstypus des Phöbus vorausgeschickt werden.

In bezug auf die erwähnte vermittelnde Stellung des „Phöbus" sind schon die beiden Herausgeber charakteristisch. Der eine von ihnen, Heinrich von Kleist, ist in der Literaturgeschichte reichlich als disparate Größe bekannt. Er schwebt gleichsam über den Parteien jener Zeit, teils als vermittelndes, teils aber als rein selbständiges Genie und überträgt seinen isolierten Standpunkt auch auf die Zeitschrift selbst.

Ihm gegenüber steht der andere Herausgeber, Adam Müller, der die Verbindung zwischen der Frühromantik und den Bestrebungen der jüngeren Richtung darstellt. Er war es auch, der Kleist erst in das Lager der Romantiker mit mehr oder weniger Erfolg hereingezogen hat. Um nun zu zeigen, wie es möglich war, den alleindastehenden Kleist zum Mitherausgeber einer romantischen Zeitschrift zu gewinnen, müssen wir einige Worte über die Entstehungsgeschichte des „Phöbus" sagen.

Als Kleist nach den Tagen seiner Gefangenschaft nach Deutschland zurückkehrte, brauchte er einen Menschen, der ihn seinen schwermütigen Stimmungen entriß und in die Welt und zwar in die literarisch gebildete einführte. Keiner war dazu so geeignet wie Adam Müller, der durch seinen Gönner Gentz zu den vornehmsten Zirkeln Dresdens Zutritt hatte und nun seinerseits glaubte, als Freund und

Gönner des bereits bekannten Dichters eine nicht unvorteilhafte Rolle spielen zu können. Die erste Frucht der aufkeimenden Freundschaft zwischen ihm und Kleist war der Plan der Phönixbuchhandlung, aus dem dann das Projekt einer Zeitschrift hervorging. Dieser zweite Plan reifte ziemlich schnell, und man wollte das Journal schon im Januar 1808 ins Leben rufen. Mit größter Eile sandte man Ende des Jahres 1807 Einladungen zur Subskription in alle Welt und lud auch alle bedeutenden Männer zur Mitarbeiterschaft ein. Besonders Kleist machte sich viel damit zu schaffen, und es ist charakteristisch für seine mehr isolierte Stellung, daß er vom Lager der Romantik aus sich vor allem auch an die Weimarer Größen, mit denen er früher bekannt geworden war, wandte. Auch Müller suchte vor allem von Goethe etwas zu erreichen. Am 17. Dezember 1807 schrieb er an diesen (Goethe und die Romantik, II, S. XXXV): „Den Titel Phöbus, der vor der Hand nur das Streben nach Klarheit und Licht und die einzige Verfolgung aller mystischen und tyrannischen Kunstautoritäten ankündigen soll, vollständig zu rechtfertigen, fehlt uns Ihre Billigung, ein kleiner Beitrag oder wenigstens die Erlaubnis, Ihren schützenden Namen am Eingang hinschreiben zu dürfen. Kleist ... und Dr. Schubert sind die nächsten Teilnehmer meines Planes, welcher durch ein gehöriges Geldkapital unterstützt, gute Früchte tragen wird für die Kunst." Wie Rühle von Lilienstern an Bertuch schreibt (11. u. 28. Jan. 1808), erklärte sich Goethe zu Beiträgen bereit, „sobald es Zeit und Gesundheit erlauben". Kleist wandte sich in einem seiner Briefe auch an Wieland, ein Schritt, den ein Romantiker der frühsten Zeit gewiß nicht getan hätte. Ebenfalls unterm 17. Dezember 1807 schrieb er ihm (Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte II, 312): „Jetzt bin ich willens, mit Adam Müller, dem Lehrer des Gegensatzes ... ein Kunstjournal herauszugeben, monatweise, unter dem Titel, weil doch einer gewählt werden muß: „Phöbus". Ich bin im Besitz dreier Manuskripte, mit denen ich für das kommende Jahr fragmentarisch darin aufzutreten hoffe ... Adam Müller wird seine ästhetischen und philosophischen Vorlesungen geben, und durch günstige Verhältnisse sind wir in den Besitz einiger noch ungedruckter Schriften des Novalis gekommen, die gleichfalls in den ersten Heften erscheinen sollen. Ich bitte Sie, mein verehrungswürdigster Freund,

um die Erlaubnis, Sie in der Anzeige als einen der Beiträge Liefernden nennen zu dürfen; einmal in der Reihe der Jahre, da Sie der Erde noch und nicht den Sternen gehören, werden Sie schon einen Aufsatz für meinen Phöbus erübrigen können, wenn Sie gleich ihrem eignen Merkur damit karg sind. Ferner wünsche ich, daß Sie den Herrn Hofrat Böttiger für das Institut interessieren möchten; es sei nun, daß Sie ihn bewegten, uns unmittelbar mit Aufträgen zu beschenken (Wir zahlen 30 Thl. pro Bogen) oder auch nur, diese junge literarische Erscheinung im allgemeinen unter seinen kritischen Schutz zu nehmen; doch ein Wort von Ihnen, dürfte mich leicht besser empfehlen, als alle meine Dramen und Erzählungen."

Noch an verschiedene andere Persönlichkeiten haben die Herausgeber geschrieben und zum großen Teil Zusagen erhalten, so daß sie gutes Mutes in die Zukunft blicken konnten, und in der Tat ist selten ein Blatt mit solchen dazu berechtigten Hoffnungen und unter so günstigen Auspizien in die Welt gesetzt worden. Dementsprechend waren Kleist und Müller auch sehr zuversichtlich, was deutlich aus den Anzeigen, Prospekten, der Einleitung, wie dem Charakter der Zeitschrift selbst zu erkennen ist. Selbstbewußt traten sie vor das Forum der Öffentlichkeit, viel selbstbewußter als die Herausgeber früherer Zeitschriften, selbstbewußter aber auch als in den Briefen an die Gefürchteten, an Goethe, Wieland, von Auerswald u. a. Ein Journal für die Kunst versprachen sie zu schaffen, auch in dieser Verallgemeinerung originell. Kurz vor dem Ende des Jahre 1807 oder Anfang Januar 1808 war der Prospekt in verschiedenen Zeitschriften zu lesen. Bezugnehmend auf das Umschlagsbild, das den Phöbus im Sonnenwagen darstellt, liest man dort die stolzen Worte: „Wir stellen den Gott, dessen Bild und Name unsere Ausstellungen beschirmt, nicht dar, wie er in Ruhe im Kreise der Musen auf dem Parnaß erscheint, sondern vielmehr wie er mit sicherer Klarheit die Sonnenpferde lenkt, die Kunst in dem Bestreben recht vieler Gleichgesinnter, wenn auch noch so verschieden gestalteter Deutschen darzustellen, ist dem Charakter unserer Nation angemessener, als wenn wir die Künstler und Kunstkritiker unsrer Zeit in einförmiger Symmetrie und im ruhigen Besitz um irgendeinen Gipfel noch so herrlicher Schönheit versammeln möchten.

Unter dem Schutz des daherfahrenden Gottes eröffnen wir einen Wettlauf. Jeder treibt es, soweit er kann, und jeder bleibt unüberwunden, da niemand das Ziel vollkommen erreichen, aber dafür jeder neue Gemüter für den erhabenen Streit entzünden kann ohne Ende fort. Wir selbst wissen unsere Arbeiten an keinen ehrenvolleren Platz zu stellen, als neben andere ebenso eigentümliche und strenge; Ansichten und Werke können sehr wohl miteinander streiten, ohne sich gegenseitig aufzuheben. Aber wie wir selbst bewaffnet sind, werden wir keine anderen Unbewaffneten oder auch nur Leichtbewaffneten auf dem Kampfplatz, den wir hierdurch eröffnen, neben uns leiden. Ja, Autoren von längstbegründetem Ruhme werden mit uns sein; andere, wie das Eisen den Magnet an sich zieht, werden ihnen nachfolgen, wenn sie den Geist dieser Unterredung in seiner Dauer sehen werden." Das klingt wahrlich selbstbewußt genug; ja fast säbelrasselnd will man hier Furcht und Ehrerbietung zugleich verbreiten. Auch in der Zeitschrift selbst ist der Ton zunächst nicht anders. Davon zeugt schon das Titelbild. Es stellt den Sonnengott dar, wie er mit seinen feurigen Rossen im Viergespann am Himmel emporsteigt. Bogen, Leier und Lorbeer weisen versinnbildlichend auf die Aufgabe des Journals hin, während die Horen dem Gotte vorausfliegen und Blumen auf die Erde streuen. Sie streuen sie auf Dresden, dessen Städtebild mit der Elbe, der alten Augustusbrücke, der katholischen Hofkirche und anderem jedem Kenner Dresdens auffallen wird. Dieses Titelkupfer Hartmanns begleitete Kleist nun mit dem herausfordernden, zur Satire reizenden Gedicht:

Wettre hinein, o du, mit deinen flammenden Rossen,
Phöbus, Bringer des Tags, in den unendlichen Raum!
Gib den Horen dich hin! Nicht um dich, neben, noch rückwärts,
Vorwärts wende den Blick, wo das Geschwader sich regt!
Donn'r einher, gleichviel ob über Länder der Menschen,
Achtlos, welchem du steigst, welchem Geschlecht du versinkst!
Hier, jetzt lenke, jetzt dort, so wie die Faust sich dir stellt,
Weil die Kraft dich, der Kraft spielende Übung erfreut.
Fehlen nicht wirst du, du trifft; es ist der Tanz um die Erde,
Und auch vom Wartturm entdeckt unten ein Späher das Maß.

In der Zeitschrift selbst versichern die Herausgeber: „Frei soll der Geist walten in dieser Zeitschrift". Ja sie werden sogar über-

mütig, so daß sie, nachdem der Phöbus von ihnen als ein „erweiterter und modifizierter Horenplan" bezeichnet worden ist, tollkühn behaupten, jede Vergleichung mit den Horen, die zu „einer sonntäglichen Retraite bestimmt" gewesen wären, und selbst mit dem Athenäum abweisen zu müssen. Nehmen wir zu diesen Worten hinzu, was Müller in seinem Briefe an Goethe gesagt hat, daß der Titel Phöbus das Streben nach Licht und Klarheit, aber auch die Verfolgung aller mystischen und tyrannischen Kunstautoritäten bedeuten solle, so müssen wir uns freuen, wenn wir sehen, mit welch kühnem Mute und mit welchem Idealismus hier wieder zwei Kunstjünger sich die Hand zu gemeinsamer Arbeit für das Schöne und Wahre reichten. Das ist Athenäumsstimmung, das ist Mut und Selbstvertrauen, das ist das, was man beim Prometheus vermißt.

In den Prospekten und Ankündigungen lesen wir natürlich auch mancherlei über die Tendenz der Zeitschrift. Sie soll der Kunst gewidmet sein. Aber in der Art, wie man dieses nur ganz allgemein angedeutete Ziel zu erreichen sucht, läßt sich wieder recht deutlich erkennen, daß der Phöbus eine Mittelstellung einnimmt. Da heißt es in einer im kleinen Oktavformat gedruckten Anzeige, „allen redenden und bildenden Künsten steht unser Journal offen!" Eine so scharfe Zweiteilung der Künste war noch nie angekündigt. Zwar hatte man schon vom Athenäum her der bildenden Kunst einige Spalten gegönnt, aber meist waren dann in ihnen mehr kunstphilosophische Artikel, wenn man sie überhaupt so nennen darf, erschienen; und auch diese waren nicht von darstellenden Künstlern oder besonderen Kennern dieses Zweiges der Kunst verfaßt. Im Phöbus sollte das anders werden. Man hatte daher den Direktor der Dresdner Kunstakademie, den Maler Hartmann, einen Schüler von Carstens, für das Unternehmen gewonnen und kündigte sogar Kupferstiche an. In einer andern Anzeige lesen wir: „Die bildende Kunst wird ohne Rücksicht auf den spielenden flachen Zeitgeist, mit Strenge und Ernst, in die ganze wohlgeschlossene Verbindung eingreifen. Unterstützt von den vortrefflichen Künstlern und Kunstkennern dieser unsrer zweiten Vaterstadt, wird ein deutscher Maler Ferdinand Hartmann, hinlänglich gekannt und verehrt, diesen Teil unseres Unternehmens leiten."

Zu dieser Neuerung gesellte sich noch eine weitere von prinzipieller

Bedeutung. Man wollte nicht mehr Parteiblatt sein, wie etwa das Athenäum, man wollte nicht in den Parteien stehen und von dieser Position auskämpfen, sondern sich über sie erheben. Darum schrieben die Herausgeber (Anzeige, betreffend den Phöbus): „Wir machen es uns zur Pflicht, in jedem einzelnen Hefte, die aller entgegengesetzten Ansichten, Werke und Künste zu versammeln, nicht bloß der Mannigfaltigkeit wegen, welche nur die verwöhnten, verweichlichten Seelen von einem Journal unbedingt begehren, sondern besonders wegen Befreiung des Gemüts von den engen Schranken, in welche man die Weltidee der Kunst einzudrängen pflegt. Deshalb können wir unsrer Absicht nicht genug tätige Genossen wünschen." Leider blieb es bei diesem Wunsche, und dem Phöbus ging es etwa umgekehrt wie dem Athenäum. Die Brüder Schlegel wollten ihre Zeitschrift allein mit Beiträgen füllen, aber sie haben andre als Mitarbeiter aufgenommen und nur einzelne zurückgewiesen. Der Phöbus lud die ganze kunstliebende Menschheit zur Mitarbeiterschaft ein und mußte schließlich fast ausnahmslos von den Beiträgen seiner Herausgeber zehren.

Selbst die Einzeleinladungen zur Mitarbeit hatten keinen Erfolg. Auch Goethes zweideutige Antwort hat den Herausgebern weder einen Beitrag, noch sonst Segen gebracht. Die kurze Notiz in den Anzeigen, daß man sich „der Begünstigung Goethes" erfreue, hat bei den Gegnern nur Spott hervorgerufen (vgl. Zschokkes „Miszellen für die neueste Weltkunde", Intell.-Bl. vom 16. Januar 1808). Als dann die ersten Hefte des Phöbus erschienen waren, finden sie in Goethe einen schlechten Protektor. Er schreibt fast mit einer heimlichen Freude — um nicht zu sagen Schadenfreude — an Knebel (3. oder 4. Mai 1808): „Mit den Dresdnern habe ich gleich gebrochen. Denn ob ich gleich Adam Müller sehr schätze und von Kleist kein gemeines Talent ist, so merkte ich doch zu geschwind, daß ihr Phöbus in eine Art Phébus übergehen würde, und so ist ein probates Sprichwort, das man nicht oft genug vor Augen hat: der erste Undank ist besser als der letzte." Daß dieser ablehnende Standpunkt Goethes auch auf seine Umgebung den größten Eindruck machte und entsprechende Stellungnahme hervorrief, braucht nicht erst belegt zu werden. Indessen kommen wir mit diesen Betrachtungen schon in die eigentliche Lebensgeschichte des Phöbus hinein.

Vor dem Erscheinen der Zeitschrift mußten sich die ungleichen Herausgeber in das Redaktionsgeschäft teilen und zwar so, daß Müller den der Philosophie und Kritik gewidmete Teil redigieren sollte, den der Poesie dagegen Kleist. Dieser war indessen garnicht zum Journalisten geschaffen. Seine Arbeit bestand in der Hauptsache darin, daß er zurechtgestutzte Stücke seiner Dramen und Erzählungen darbot. Wenn er diese Beiträge dann auch: „Organische Fragmente" nannte, und wenn gelegentlich Arnim in seiner „Einsiedlerzeitung" ehrenvoll auf diese Fragmente hinwies, so wurden sie doch dadurch nicht besser oder für die Leserwelt verständlicher. Nimmt man dann noch hinzu, daß Kleist in seinen Dramen fast ausschließlich neue Wege wandelte, Wege, die hoch in schwindlichte, oft allzugewagte Höhen führten, so waren Fragmente aus diesen Werken um so weniger für ein Journal geeignet.

Kleist eröffnete die Zeitschrift mit einem großen Bruchstück seiner Penthesilea, jenem Drama, das so recht das Übermenschliche in des Dichters Wesen kennzeichnet, und bedachte dabei nicht, daß ein Publikum, das selbst Goethes antikisierenden Stücke nur kühl aufgenommen hatte, einem solchen Werke nur tiefen Abscheu entgegenbringen konnte. Selbst Goethe, der mit seinem Geist dem jungen Kleist noch am ehesten hätte folgen können, schreibt ganz kalt an diesen (Hoffmann v. Fallersleben, Findlinge I, S. 179): „Ew. Hochwohlgeboren bin ich sehr dankbar für das übersandte Stück des Phöbus, die prosaische Aufsätze (Müllers), wovon mir einige bekannt waren, haben mir viel Vergnügen gemacht. Mit der Penthesilea kann ich mich noch nicht befreunden. Sie ist aus einem so wunderlichen Geschlecht und bewegt sich in einer so fremden Region, daß ich mir Zeit nehmen muß, mich in beides zu finden. Auch erlauben Sie mir zu sagen, daß es mich immer betrübt und bekümmert, wenn ich junge Männer von Geist und Talent sehe, die auf ein Theater warten, welches da kommen soll." Wie sehr Kleist diese Worte schmerzen mußten, ist besonders dadurch verständlich, daß er demselben Manne, der so abfällig von der Bühnenfähigkeit seiner Stücke urteilte, seinen „Zerbrochenen Krug" anvertraut hatte, daß es der Mann war, von dem er das meiste Verständnis und die nachhaltigste Unterstützung erhoffte. Daß Goethe übrigens nicht allein einen so ablehnenden Standpunkt einnahm, mag ein Wort aus dem Briefe

einer bekannten Dresdner Dame aus dem Körnerschen Hause beweisen. Dora Stock schreibt (Deutsche Rundschau, 1878, Bd. 15, S. 469): „Kleists Talent ist unverkennbar; aber er läßt sich von den Heroen der neuen Schule auf einen falschen Weg leiten, und ich fürchte, daß Müller einen schädlichen Einfluß auf ihn hat. Seine Penthesilea ist ein Ungeheuer, welches ich nicht ohne Schaudern habe anhören können." Dieses scharfe Urteil gewinnt noch an Stärke, wenn man bedenkt, daß Kleist in dem Körnerschen Hause willkommener Gast war, wenigstens in der ersten Zeit seines Dresdner Aufenthaltes. Dort hat er seine schönsten Tage verlebt, dort war es ihm auch gelungen, die Zuneigung einer jungen Verwandten des Körnerschen Hauses zu gewinnen. Allein das gutherzige Mädchen war zu sehr in der strengen Sitte der Familientradition erzogen, als daß es dem stürmischen Kleist hätte folgen können und wollen. Er zog sich daher von ihr zurück. Auch dieses Verhältnis zum Körnerschen Hause ist nicht eindruckslos in Kleists Dichtung und im Phöbus geblieben. Man sagt, daß Kleist seiner Geliebten im „Käthchen von Heilbronn" das Vorbild eines wahrhaft liebenden Mädchens habe zeigen wollen, sein Haß aber gegen Dora Stock habe der Kunigunde desselben Dramas manchen finstern Zug verliehen. Noch in die Blütezeit seiner Liebe fällt eine Art neckischen Schäferspiels, nämlich die Idylle „Der Schrecken im Bade", das er sicher im Hinblick auf die erhoffte Hochzeit gedichtet hat.

Die Entfremdung von dem Körnerschen Hause mag gewiß im innern Zusammenhang mit dem Bruch mit Goethe stehen. Schon im dritten Stück des Phöbus erschien ein Fragment aus dem „Zerbrochnen Krug", und zwar mit der nicht mißzuverstehenden Anmerkung: „Da dieses vor mehreren Jahren zusammengesetzte Lustspiel eben jetzt auf der Bühne von Weimar verunglückt ist: so wird es unsre Leser vielleicht interessieren, einigermaßen zu prüfen, worin dies seinen Grund habe." Die Ursache der Ablehnung dieses Lustspiels in Weimar ist ja genügend bekannt, Goethe hatte den Einakter in drei Teile zerrissen; unbegreiflich muß es aber trotzdem erscheinen, daß das Stück eine so allgemeine Abneigung hervorrief, während wir es heute doch sehr hoch schätzen. Die Urteile über den „Zerbrochnen Krug" sind ganz allgemein ungünstig. Hier mag nur einiges angeführt werden, was dann natürlich auch für das

Fragment im Phöbus gilt. Besonders in Weimar war man mit Worten heftigen Tadels äußerst freigebig. Henriette von Knebel schreibt an ihren Bruder (Düntzer, Aus K. L. v. Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette, Jena 1858, S. 328): „Ein fürchterliches Lustspiel, was wir am vorigen Mittwoch haben aufführen sehen und was einen unverlöschbaren unangenehmen Eindruck auf mich gemacht hat und auf uns alle, ist ‚der zerbrochene Krug' von Herrn von Kleist in Dresden, Mitarbeiter des scharmanten Phöbus. Wirklich hätte ich nicht geglaubt, daß es möglich wäre, so etwas Langweiliges und Abgeschmacktes niederzuschreiben. Die Prinzeß meint, daß die Herrens von Kleist gerechte Ansprüche auf den Lazarus-Orden hätten. Der moralische Aussatz ist doch ein böses Übel." Auch in Dresden war man mit dem Fragment im Phöbus nicht einverstanden. Dora von Stock nennt den „Zerbrochenen Krug" eine Schenkenszene, die zu lang sei und die ewig an der Grenze der Dezenz hinliefe.

Wenn wir so sehen, daß selbst das am leichtesten verständliche Stück Kleists so gar nicht verstanden wurde, so ist es klar, daß er mit seinem Robert Guiscard-Fragment im Phöbus noch mehr Kopfschütteln erregte.

Auch mit den Erzählungen, die Kleist in seinem Journal veröffentlichte, ging er neue unbetretene Wege, auf denen ihm niemand sogleich folgen konnte, auch Goethe nicht. Man war eben in jener Zeit an einen andern Erzählerton gewöhnt, breit und behaglich mußte alles vorgetragen werden; das moralische Beiwerk war erwünscht und geschätzt, aber Kleists fast dramatische Epik, die von allem konventionellem unkünstlerischem Beiwerk absah, strengte zu sehr an oder langweilte sogar. Das letztere galt besonders von dem Fragment „Michael Kohlhas". So schreibt z. B. Henriette von Knebel in dem schon erwähnten Briefe an ihren Bruder: „Im nächsten „Phöbus", den Dir die Princeß bald schicken wird, tritt dieser selbe Autor (Kleist) auch gleich mit so einer abscheulichen Geschichte auf, lang und langweilig im höchsten Grade."

Begreiflicher muß der Mißerfolg erscheinen, den Kleist mit seiner „Marquise v. O." erlebte. Auch hier erhebt er sich in stilistischer und darstellerischer Beziehung auf eine Höhe, die nahezu unerreicht geblieben ist. Aber der Stoff, den er sich dazu wählte, war gewiß

recht ungeeignet für die höchst empfindsame Gesellschaft jener Tage. Man fühlte sich beleidigt. Dora Stock schreibt empört: „Seine Geschichte die ‚Marquise von O.' kann kein Frauenzimmer ohne Erröten lesen. Wozu soll dieser Ton führen!" Auch am Weimarer Hofe urteilte man ganz ähnlich, und selbst Gentz, der noch für den Amphithryon mit der größten Begeisterung geschwärmt hatte, fand die Marquise flach und äußerte sich auch sonst sehr unwillig gegen den Abdruck. Nur einer war es, der für Kleist eintrat, dafür aber mit aller ihm zu Gebote stehender Energie, und das war Adam Müller. Er hatte, wie er selbst an Gentz schreibt, seine eignen Arbeiten zurückgestellt, um schon das zweite Heft mit dieser Novelle zu schmücken. Er wird fast beleidigend Gentz gegenüber, weil dieser die Erhabenheit der Erzählung, die doch einem Blinden und Geblendeten nicht verborgen bleiben könnte, nicht fühle. „Also," fährt er wörtlich fort, „vermochte die moralische Hoheit dieser Geschichte nichts über Sie, der Sie doch auch das Leben von keiner flachen Seite kennen gelernt, und durch die Apostasie vom Buchstaben der Moral hindurchgedrungen sind zur Erkenntnis der himmlischen Mächte, welche mir durch ein gewaltiges vom Vaterhause forttreibende Schicksal oder durch Schuld und Verbrechen entbunden wird!..." Sich selbst aber zum Troste fügt Müller hinzu: „Was die Zeitgenossen darüber denken, ist gleichgültig! Alles recht Göttliche muß wohl dreißig und mehr Jahre in irdischer Umgebung so forttreiben, das lehrt die Weltgeschichte, die Bibel und wird auch das Schicksal der Werke lehren, welche der Phöbus verbreitet. Vielleicht sind sie etwas zu frühzeitig, und das wäre ihr einziger schöner Vorwurf" (Wilbrandt, von Kleist, S. 283). Welchen Eindruck diese Worte auf Gentz gemacht haben, ist zweifelhaft, wir stehen ihnen heute unbefangener gegenüber und müssen Müller in vielem recht geben. Für jene Zeit aber steht fest, daß Kleist mit seinen Dramen und Erzählungen seine Zeitgenossen nur langweilte oder sogar bei ihnen Anstoß erregte.

Mit ähnlich geringem Erfolge hat er sich im Phöbus auch als Dichter kleinerer Gedichte gezeigt. Im ersten Heft steht: „Der Engel am Grabe des Herrn", ein Gedicht, das in inniger Weise die Marien am Auferstehungsmorgen am Grabe des Heilands zeigt. Es ist angeregt worden durch ein gleichnamiges Bild von

Phö

—

Ein Journal

Herau

Heinrich v. Kleis

—

Erster

Phöbus.

---

ein Journal für die Kunst.

Herausgegeben

von

Heinrich v. Kleist und *Adam H. Muller.*

Erster Jahrgang.

Erstes Stück. Januar 1808.

Dresden,

gedruckt bei Carl Gottlob Gärtner.

Hartmann, das ebenfalls dem Phöbus beigegeben ist. In der Fabel „Die beiden Tauben", die er La Fontaine nachdichtete, denkt er wohl vor allem an sein eignes Schicksal und an seine Trennung von der Geliebten. Außer zwei weiteren Prosafabeln hat er noch einzelne Gelegenheitsgedichte abdrucken lassen, die nicht besonders bemerkenswert sind. Man sieht deutlich, daß sein Interesse an dem Journal immer mehr schwand. Seine Erfahrungen waren zu bitter gewesen, als daß er ferner mit Freude an dem Werke hätte arbeiten können, aber sein Selbstbewußtsein war auf der andern Seite zu stark, als daß er sich nicht gegen alle Angriffe und gegen den Unverstand, der ihm überall begegnete, gewehrt hätte.

Sein Ehrgeiz führte ihn daher zu dem Schritt, bei dem wir ihn nicht mit unsern Sympathien begleiten können: Er suchte in Epigrammen seinem grollenden Herzen Erleichterung zu verschaffen. An sich werden wir ihm das nicht übelnehmen, aber Kleist vergaß seinen Adel und wurde unedel. Sein Hauptgroll richtete sich gegen Goethe, den er vor der Welt zu erniedrigen suchte, indem er in der häßlichsten Weise seine Familienverhältnisse auf dem Forum seiner Zeitschrift zu parodieren begann. Es sei nur an das Epigramm erinnert:

Das frühreife Genie.

Nun, das nenn' ich ein frühgereiftes Talent doch: bei seiner
Eltern Hochzeit bereits hat er den Carmen gemacht.

Der Zorn Kleists gegen Goethe wurde noch dadurch besonders erhöht, daß dieser ganz untergeordnete, ja minderwertige Dichter, offen bevorzugte und ihnen zur Aufführung ihrer Werke behilflich war. Besonders mußte ihn das allerdings merkwürdige Verhalten Goethes zu Zacharias Werner, das uns schon bei der Besprechung des Prometheus aufgefallen ist, stark verdrießen, und auch aus diesem Grunde sandte er seine scharfen Pfeile gegen Goethe ab. So erscheint die Penthesilea, um in der Selbstironie den zu verhöhnen, der ihr seine Bühne versagt hatte:

Komödienzettel.

Heute zum ersten Mal, mit Vergunst: die Penthesilea,
Hundekomödie; Akteurs: Helden und Köter und Frau'n.

Oder:

Dedikation der Penthesilea.

Zärtlichen Herzen gefühlvoll geweiht! Mit Hunden zerreißt sie,
Welchen sie liebet, und ißt, Haut dann und Haare, ihn auf.

Auch gegen die Verständnislosigkeit des allgemeinen Publikums wandte er sich. So verhöhnt er seine Leser selbst:

Die Marquise von O...

Dieser Roman ist nicht für Dich, meine Tochter. In Ohnmacht! Schamlose Posse! Sie hielt, weiß ich, die Augen bloß zu!

So und in andern Worten äußerte sich Kleist und erreichte damit herzlich wenig. Goethe überging die Schmähungen mit erhabenem Schweigen. Die Freunde Goethes aber, nicht zuletzt eben die Körners in Dresden, sowie das Publikum überhaupt, zogen sich vom Phöbus zurück, und wir werden die Epigramme wieder zu nennen haben, wenn wir von den Ursachen reden werden, die das Eingehen der Zeitschrift veranlaßten.

Einsam war Kleist in Dresden angekommen, einsam war sein Standpunkt in der Zeitschrift, einsam machten ihn seine Epigramme und führten schließlich zum Ende seines Journals, er bedeutet somit das isolierende Prinzip des Phöbus. Den Anschluß an die Romantik hätte er noch am ehesten zur Zeit der Frühromantik finden können, jetzt waren ihm die Vertreter der romantischen Schule zu schwächlich, die älteren aber waren andre Wege gegangen. So suchte Kleist Fühlung bei den Klassikern, aber indem er sie suchte, führte er selbst zum völligen Bruch seiner Person mit ihnen und damit, das sei hier ausdrücklich hervorgehoben, eigentlich auch zum Bruch der Romantik mit Goethe. Aus den früheren Zeitschriften wissen wir, daß Goethe in ihnen stets als der verehrte Genius der Dichtkunst gefeiert und gepriesen wurde. Von hier an tritt auch er (abgesehen von der Einsiedlerzeitung) in den Zeitschriften zurück, man hört nur selten noch seinen Namen: die jüngere Romantik hat sich von ihm emanzipiert.

Dem isolierenden Faktor Kleist stand als verbindender Adam Müller gegenüber. Diesem Manne ist es zu verdanken, daß der Phöbus überhaupt zu einer romantischen Zeitschrift wurde. Seine Beiträge sind es auch vor allem, die den Übergang zu der jüngeren Richtung bezeichnen. Um das besser beurteilen zu können, müssen wir uns zunächst etwas näher mit dem Manne selbst beschäftigen.

Adam Müller war den Frühromantikern in vieler Beziehung wesensverwandt. Man hat ihn daher geradezu ein verjüngtes Abbild Fr. Schlegels genannt, aber ein leider etwas getrübtes. Auch

ihm war ein trefflicher Blick für die Regungen seiner Zeit gegeben, und so gelang es ihm, seine Mitmenschen gleichsam als Prophet zu leiten, zu warnen, ihnen weit voraus auf eine Höhe zu eilen, auf der ihn dann die andern staunend stehen sahen. So ist es gekommen, daß er von den meisten damals lebenden Geistesgrößen bewundert, ja umschwärmt wurde. August Schlegel nannte ihn einen „göttlichen Menschen", Joh. v. Müller pries ihn als ein „Genie sondergleichen". Gentz sah ihn als ein Wunder an, von dem Gewaltiges zu erwarten sei, und selbst Goethe hielt ihm gegenüber nicht mit seiner Achtung zurück. Schon in seiner äußeren Lebensführung glich Müller sehr den Romantikern. Er war Aristokrat wie jene und suchte die vornehmen Kreise. Auch ihm war es gelungen, einen literarisch interessierten Zirkel zu gründen, um hier als kleiner Papst, oder, Leuten wie Kleist gegenüber, als Mäzen, aufzutreten. Als echter Romantiker folgte Müller Fr. Schlegel auch auf dem Wege nach, der zur katholischen Kirche führte. Schon 1805 trat er in Wien über, aber er hat sich nicht so in das katholische Dogma vernarrt wie viele andre; denn in Dresden wußte zunächst fast niemand etwas über seinen Konfessionswechsel.

Von dem Romantiker Fr. Schlegel unterschied er sich dadurch, daß ihm die Energie nicht in dem Maße zu Gebote stand wie jenem. Er sah sich in der Menge der sich widersprechenden Ansichten und Meinungen nicht kräftig genug, mit einem mächtigen Donnerschlage dazwischen zu fahren, um das Gute von dem Verderbten abzusondern. Er vermied gewaltsame und verantwortungsreiche Entscheidungen und suchte alle die Gegensätze durch eine neue Philosophie zu einem Organismus zusammenzuschweißen und dadurch aufzuheben. Das tat er in seiner Philosophie des Gegensatzes, durch die er alle Irrtümer früherer Systeme und alle Gegensätze beseitigen wollte. Sie alle sollten nur „ruhig am Himmel der Geschichte wie Punkt und Antipunkt wieder heraufsteigen", und die noch bestehenden Gegensätze wie Idealismus und Aufklärung, Sentimentalität und Romantik erschienen ihm nur als spielende Verkleidungen der Wahrheit, die sich eben in dieser endlosen Dialektik geschichtlich enthüllen sollte (Wilbrandt, Heinrich v. Kleist). Diese Lehre vom Gegensatz ist es, die uns in der Zeitschrift in den wunderlichsten Modifikationen entgegentreten wird.

Wenden wir uns nun zu den Beiträgen Adam Müllers selbst und untersuchen wir, inwiefern hier Ideen der Frühromantik vertreten sind. Eines der Hauptverdienste der Romantik besteht darin, durch Vorlesungen über die Literaturen aller Zeiten den Grundstein zu jenem Zweige der Wissenschaft gelegt zu haben, den wir heute Literaturgeschichte nennen. Auch Adam Müller ist außerordentlich fleißig gewesen, in Dresden in öffentlichen Vorträgen jenes begonnene Werk fortzusetzen. Die Vorlesungen, die er zu diesem Zweck gehalten hat, finden wir zum Teil im Phöbus abgedruckt, besonders viel aus den „Vorlesungen über dramatische Poesie und Kunst". In diesen berühren sich seine Anschauungen sehr mit denen A. W. Schlegels. Auch Adam Müller dehnt seine Betrachtungen auf fast alle Völker aus und verflicht seine Ausführungen über die Literatur oft mit geistreichen Andeutungen geschichtsphilosophischer Art. So spricht er bei seiner „Einleitung in die Betrachtung der griechischen Bühne" von dem doppelten Paradies der Menschheit. Das eine stehe am Anfang und erscheine uns als ein harmonisches Drama, als ein Werk der Natur; das andre aber liege am Ende aller Entwicklung und sei ein Werk der Kunst, eine Schöpfung des dichtenden Menschen. Der einzelne Mensch aber fühle von Anfang an seine Jugendkraft und erhebe sich daher über die Natur, um sie zu beherrschen. Dadurch seien die großen Republiken Griechenland, Rom, dann eine Weltmonarchie über die andre entstanden, bis der letzte Koloß in sich zusammengebrochen wäre. So endige das große Lustspiel, das wir die Geschichte der alten Welt nennen. Der Philosoph des Gegensatzes weiß ihr eine andre gegenüberzustellen, eine Welt, in der der Mensch die Größen der Natur erkenne. In dieser sähen wir den einstigen Herrscher den unsichtbaren Geist der Natur anbeten, in Demut und in Liebe verharren. So beginne — meint er mit romantisch verächtlichem Stolz — das große Trauerspiel: die Geschichte der neuen Welt. In ihr erblicke man das Gebrechliche, das Alte, das der Natur am längsten ausgesetzt gewesen sei, auf dem Thron, und so seien alle die hierarchischen Verfassungen des Mittelalters entstanden. Bei alledem habe aber der Mensch noch nicht entscheiden gelernt, ob die Natur oder — wie Müller sie auch nennt — das Schicksal oder der Mensch mit seiner Willkür siege. Er schwanke noch hin und her. Dieses Schwanken

aber zeigte sich auch schon im griechischen Drama, wo in der Tragödie das eherne Schicksal, in der Komödie aber die Willkür herrsche.

Wenn Müller in dieser Vorlesung im ganzen mehr von der griechischen Bühne spricht und ihren Unterschied vom modernen Theater, das nicht mehr religiösen und nationalen Zwecken, sondern oft unwürdigem Amüsement diene, hervorhebt, so spricht er in andern Artikeln auch von den Bühnen aller übrigen Kulturvölker und weiß auch in dieser Beziehung einen Überblick über die ganze Entwicklung der dramatischen Kunst bis in seine Tage zu geben. Auch hier steht er ganz auf dem Boden seiner romantischen Anschauungen und sucht die romantische Poesie ins rechte Licht zu stellen. Für Müller gibt es nur vier Perioden in der Literaturgeschichte, die sich wieder zu zwei Paaren vereinigen; das eine Paar bilden die Literaturen der Griechen und Romantiker, das andre die der Römer und Franzosen. Griechen und Romantiker sind ihm die vorzüglicheren, aber auch die andern will er, als der ewig Vorsichtige, nicht verdammen. Ja er stellt sie dem ersten Paare nicht einmal nach, sondern betrachtet sie als eine notwendige Ergänzung zu ihm und findet erst in beiden das befriedigende Ideal, das z. B. auch Goethe und Schiller vorgeschwebt haben solle, als sie französische Stücke ins Deutsche übertrugen. Der griechischen und romantischen Poesie ist nach Müllers Meinung das Naturfrische und Ungestüme und damit Lebensfülle und Jugendkraft eigen. Sie gleiche dem kraftvollen Jüngling, dem man sein urwüchsiges Wesen im Hinblick auf seine sonstigen Vorzüge gern verzeihe. Die Poesie der Römer und Franzosen aber erscheine inhaltsleerer, aber ausgestattet mit Eleganz, Geschliffenheit, von repräsentativem Charakter.

Auch für spanische Literatur zeigt Müller Verständnis. Das ist erklärlich; denn er lebte gerade in jener von A. W. Schlegel heraufbeschwornen Calderonbewegung. Auch er begeisterte sich für diesen Dichter, behielt aber klaren Verstand genug, um in die Eigenheit des spanischen Dramas einzudringen. Sehr klar weist er darauf hin, daß man an diese Dichtungen nicht mit den Forderungen einer griechischen Tragödie herantreten dürfe. Die Calderonischen Dramen seien mehr mosaikartige Gebilde („Vom Charakter der spanischen

Poesie"). Hier träten daher die Charaktere nicht so scharf hervor. Die Personen seien mehr allegorische Zeichen, die auf wunderbare und geheimnisvolle Weise verknüpft seien, um einen bestimmten, aber verborgenen Sinn kunstreich auszudrücken.

Daß Müller auch ein Shakespeareverehrer war, ist bekannt. Auch über ihn hat er unter dem Titel „Fragmente über William Shakespeare" Vorlesungen gehalten und auf verhältnismäßig wenigen Seiten mehr gesagt, als einst Tieck in seinen langen Shakespearebriefen. Müller geht auch herzhaft auf seine Aufgabe los. Er ist überwältigt von der wunderbaren Sprache Shakespeares, die man nie schildern könne. Er preist die Bemühungen Goethes um den englischen Dichter, rühmt vor allem die Übersetzungen A. W. Schlegels, um sich dann der Besprechung einzelner Dramen zuzuwenden. Er tut das mit einer gewissen Virtuosität, die er ebenfalls seinen Vorbildern, den Romantikern, zu verdanken hatte. Wie diese, hat auch er eine hohe Auffassung von der Kritik, die er im ästhetischen Sinne auffaßt. Ganz nahe berührt er sich mit den Schlegel, wenn er in den „Philosophisch-kritischen Miszellen" von dem Kunstwerk verlangt, daß es ein Organismus sein müsse, daß ein unsichtbares geheimnisvolles magisches Band alle die einzelnen Teile zusammenhalten solle. Es sind fast wörtliche Entlehnungen, wenn wir in den Vorlesungen über das „italienische Theater" die Worte finden: „Wenn die Kritik der Dichter dann nicht selbst wieder ein Gedicht sein kann" — wie es eigentlich sein sollte, müssen wir aus dem Zusammenhang ergänzen —, „so muß sie es wenigstens fühlen lassen, daß sie ein Gedicht hat sein wollen." Die höchste Pflicht des Kritikers besteht nach Adam Müller darin (vgl. „Ironie, Lustspiel, Aristophanes"), mit seinem Publikum gemeinschaftlich, nie ohne Rücksicht auf Meinung und Einwendungen des Publikums, die Augen der Seele zu klären und zu schärfen, gemeinschaftlich mit dem Publikum das Herz zu beleben und so den echten Eingang in die Poesie zu eröffnen. Wie aber eine solche echt romantische Kritik ausschaue, hat er in meisterhafter Weise bei seiner Besprechung des Egmont dargelegt. Leider ist sie etwas tendenziös gegen Iffland gefärbt und verliert dadurch an ästhetischem Genuß, den sie an sich in reichem Maße zu bieten vermag. Müller ist ferner durch seine Studien der Frühromantik gebildet genug, um in seiner Kritik

nicht bei der Betrachtung der Dichtung selbst stehen zu bleiben. Nein, er weist auch bereits darauf hin, daß man ein Kunstwerk nur im Rahmen seiner Zeit gerecht betrachten könne. Trefflich führt er das in seinen „Prolegomena einer Kunstphilosophie" aus. Dort sagt er, ein Kunstwerk könne nur im Rahmen des Ganzen wirken, in dem Rahmen, den ihm die Kunstgeschichte zuweise, in dem dann alle einzelnen Künste in einer einzigen, sie alle umfassenden Kunst zusammenliefen. Wenn Müller hier von einer allumfassenden Kunst spricht, so erhebt er sich, eigentlich im Gegensatz zu sich selbst, in seinen „Vorlesungen über das Schöne" zu rein kosmopolitischen Anschauungen, die ihm alle Sprachen der Welt nur als vorübergehende Mundarten einer großen Grundsprache erscheinen lassen, die einst alle Menschen vereinigen würde.

Es sind einmal die Vorlesungen über „Ironie, Lustspiel, Aristophanes" genannt worden. Hier mag auf den Begriff hingewiesen werden, den Müller aus der Athenäumszeit entnommen hat, nämlich den Begriff der Ironie. Wir erinnern uns, wie sehr gerade die Ironie ein Charakteristikum der Frühromantik war und werden nun sehen, ob Müller sie unverändert übernommen hat. Auch er geht bei seiner Betrachtung, wie auch der Titel der Vorlesung zeigt, von der Antike aus. Auch ihn scheint die erdrückende Fülle und Erhabenheit dieses Begriffs in höchsten Taumel zu versetzen. Und wenn wir damals schon Fr. Schlegels Ansicht von der Ironie nur ahnen konnten, so müssen wir zu unserm Erstaunen erfahren, daß dieser Romantiker nach Müllers Meinung die Ironie nur unvollständig erklärt und verstanden habe. Für Müller bedeutet sie Offenbarung der Freiheit eines Künstlers oder des Menschen oder die Freiheit überhaupt, die er gelegentlich sogar mit Gott gleichsetzt. Ja er unterscheidet sogar zwei Gattungen dieses eigentümlichen Begriffs: die tragische und die komische, die in der Tragödie und der Komödie unerläßlich seien, da diese sonst ins Weinerliche, bzw. ins Lächerliche übergehen würden. Von dem Dichter selbst aber fordert die Ironie, daß er mit immer wachsendem Willen, mit immer steigender Kraft, trotz aller früheren Jahrhunderte, seine Gegenwart und sich selbst geltend mache!

Bei den vorstehenden Betrachtungen ist wiederholt auch die Lehre vom Gegensatz gestreift worden, und es ist nötig, hier noch

kurz auf sie einzugehen; denn sie spielt auch im Phöbus eine große Rolle. Zwar etwas versteckt, aber deswegen nicht weniger oft, erscheint die gegensätzliche Philosophie in den Vorlesungen „Über das Schöne". Hier stellt Müller dem schönen Objekt das betrachtende Subjekt gegenüber und sagt daher von der Schönheit, sie sei nicht allein in dem Kunstwerk, sondern ebenso in dem Gemüt des Betrachters. Das führt ihn zu der Anschauung von der Allgemeinheit des Schönen; denn nie könne ein Gegenstand so häßlich sein, daß er nicht doch in irgendeiner Beziehung jemandem einen ästhetischen Genuß bieten könnte. Die Betrachtung des Schönen an sich führt Müller zu einer weiteren Gegenüberstellung: dem geselligen Schönen, das sofort zu erkennen sei, entspricht das individuelle, das man erst empfinden könne, wenn man die Rinde hinweggezogen habe. Dieser allgemeinen Ausbreitung der Schönheit entspricht es, daß Müller den Begriff zur Idee der Lebenskunst erweitert und daß er alle geistigen Kräfte der Wirklichkeit unter das gemeinsame Wort der Staatskunst vereint. Diese Erweiterung des Begriffs Kunst muß natürlich eine entsprechende Veränderung des Begriffs „Künstler" nach sich ziehen. So spricht denn auch Müller nicht nur von Staatskünstlern, Erziehungskünstlern und Wissenschaftskünstlern, sondern seinem neusten Einteilungsprinzip entsprechend (ob ein Künstler für das Bedürfnis aller Menschen arbeite oder nur für einzelne) im Hinblick auf das letztere auch von Schneidern, Schustern und Handschuhmachern, die er auch in die große Künstlerfamilie aufnimmt. Aber auch die Gegenüberstellung von Dichtkunst und Lebenskunst ruft in Müller eine Parallele wach, indem er dem Dichter den praktischen Weltmann gegenüberstellt, denen beiden ihre eigenen Sprachen, jenem die Poesie, diesem die Beredsamkeit, zufallen. Auch dieser neue Gegensatz ist fruchtbringend, da er gleichsam den Unterschied zwischen der Veranlagung des Mannes und des Weibes zu der allgemeinen Kunst darstellt, und zwar in dem Sinne, daß dem Mann die Beredsamkeit, der Frau mehr die Poesie zukomme. Und es wird niemand im Ernst wundern, wenn Müller am Ende seiner Vorlesung plötzlich auch eine scharfe Trennung der Dichtercharaktere aufstellt und dem Virtuosen, als deren Repräsentant ihm Goethe erscheint, die Streber, zu denen er Schiller rechnet, gegenüberstellt. Man sieht aus dieser

Vorlesung deutlich, wie Müller bemüht ist, seinem System zuliebe nicht vor den eigenartigsten Theorien zurückzuschrecken. Dadurch mußten aber alle die romantischen Ideen, die auch hier in Menge vertreten sind, oft bis zur Unkenntlichkeit verschoben werden.

Bei alledem muß man sich vergegenwärtigen, daß sich Müller in diesem Artikel noch ziemlich Zwang angelegt hat. Viel deutlicher zeigt sich seine Philosophie vom Gegensatz in den „Vorlesungen über dramatische Kunst" und den „Prolegomena einer Kunstphilosophie". In dem zuletztgenannten Artikel sucht er Wissenschaft und Kunst voneinander zu sondern, und zwar so, daß ihm die Wissenschaft der Geistestätigkeit der Analyse, die Kunst der der Synthese entspricht. Das tut er aber im Grunde genommen nur, um die innige Verwandtschaft dieser beiden Gebiete nach echt romantischer Auffassung zu zeigen. Die wunderlichsten Blüten treibt die Philosophie des Gegensatzes in einzelnen im Phöbus abgedruckten Vorlesungen über dramatische Kunst, wo Müller auf die drei Gattungen der Menschen zu sprechen kommt und wo er nach der Formel: Thesis, Antithesis, Synthesis, die aufgestellten Gegensätze wieder in einer höheren Einheit vereint. Nach ihm gibt es zunächst monologische Naturen unter den Menschen; das sind solche, die immer selbst erzählen und belehren, niemals aber geneigt sind, auf andre zu hören, geschweige denn, von ihnen zu lernen. Sie erwecken daher größte Langeweile und sind für die Kunst schlechthin unzugänglich. Ihnen stehen die dialogischen Naturen gegenüber; sie bilden ein leichtblütiges, lockeres Geschlecht, dem jeder Mensch in seiner Art recht ist. Über diesen beiden Gattungen erhebt sich die dritte allerdings seltene, aber unvergleichliche Art, die Gattung der dramatischen Naturen, die gleichweit entfernt ist von der Versteinerung der monologischen und von der Zerschmolzenheit der dialogischen Naturen, dennoch aber fester als Stein, flüssiger als Wasser, Männer, wie sie die Kunst braucht.

Müller besitzt Verallgemeinerungsgaben genug, um den eben entdeckten Gegensatz von „monologisch" und „dialogisch" auf alle möglichen und unmöglichen Verhältnisse anzuwenden und auszunützen. So spricht er von einem monologischen und dialogischen Interesse für die Bühne, von monologischen und dialogischen Elementen eines Dramas, von monologischer und

dialogischer Liebe, von monologischem und dialogischem Kunstgefühl u. a. m.

Wenn wir von einzelnen schrullenhaften Wendungen in den Beiträgen Müllers absehen, so bleibt doch ein Kern von Gedanken zurück, die mit denen der Frühromantik korrespondieren. Wir finden hier die Neigung zu geschichtsphilosophischen Spekulationen, ein tieferes Verständnis für den Werdegang der Weltliteratur. Die besondere Beschäftigung mit Shakespeare, Calderon und den Italienern weist direkt auf die gleichen Studien der Brüder Schlegel hin. Auch einzelne wichtige Gedanken der Frühromantik hat Müller übernommen und allerdings manchmal etwas weiter gebildet, so den Begriff der Ironie, das Bestreben der Einheit zwischen Kunst und Leben, Kunst und Philosophie usw., so daß wir füglich behaupten können, der Phöbus ist trotz der isolierten Stellung, welche die Kleistschen Beiträge ihm gaben, stark mit der Frühromantik verwandt.

Adam Müller hatte aber ein viel zu weites Herz, als daß ihn nicht auch die Bestrebungen der jüngeren Freunde in Heidelberg und Berlin begeistert hätten. Besonders erhoffte auch er die Hebung des Deutschtums im eigenen Vaterlande, die ohne politische Einmischungen nach seiner Meinung kaum zu erreichen war. Er öffnete daher als erster Romantiker seine Zeitschrift politischen Zwecken. Vorläufig war aber höchste Vorsicht geboten. Er bediente sich deshalb einer eigenartig dunklen, beinahe versteckten Ausdrucksweise und kleidete seine politischen Ansichten meist in die Form von Theaterkritiken, um unter dieser Maske um so sicherer unerkannt zu bleiben. Er erhob Forderungen wie die: das deutsche Volk müsse seine Theater mehr auf nationale Grundlage stellen und den Geist der Nation in der Kunst zum Ausdrucke bringen. Daß aber hierbei die Kunst nur Mittel zum Zweck war, wurde wohlweislich verschwiegen. Am deutlichsten treten die politischen Tendenzen in Müllers Kritik der Iffländschen Dramen hervor. Diese schienen ihm gar nicht zur Beförderung der Nationalsache beizutragen. „Was hilft uns", lesen wir da, „die große Dienstpflicht, die Iffland predigt, wenn der Feind das Land überschwemmt und alle die schönen Dienstverhältnisse aufhören, wenn die Not anhebt, die Kontributionen drängen, und die Gehälter zurückbleiben!" Jeder fühlte,

daß dieſe Worte weniger Iffland galten, als vielmehr einen Notſchrei aller derer bedeuten ſollten, die unter den gegenwärtigen Verhältniſſen litten. Weiter freilich getraute ſich Müller noch nicht. Er war ja Neuling auf dem damals ſo gefährlichen Gebiet. Aber er hat ſich raſch hineingearbeitet, um zwei Jahre ſpäter in ganz andrer Weiſe in die politiſchen Wirren einzugreifen.

Wie wenig man aber in jener Zeit in politiſcher Beziehung auszurichten vermochte, hatten die jüngeren Romantiker längſt erkannt und ſich daher in erſter Linie ein andres Agitationsmittel für ihre deutſchen Beſtrebungen erwählt, und das war die Belebung und allgemeine Verbreitung alter und neuer deutſcher Sagen und Lieder, das Vertrautmachen des Volkes mit guter Erzählungsliteratur und die Erweckung des Geſchmacks für deutſche Dichtung. Zu allem dieſem finden wir auch im Phöbus mehr oder weniger Anſätze. Quantitativ am ſchlechteſten kommen die alten Sagen weg. Wir finden nur etwa „der Wole Grab, ein nordiſches Requiem aus der Edda", das durch eine Fülle von Anmerkungen verſtändlicher gemacht worden iſt, weiter „Iduna, die Göttin der Unſterblichkeit", nach der isländiſchen Edda von Wetzel und vielleicht „Othars Brautwerbung", eine Sage des Saxo Grammaticus in zehn Romanzen von Fouqué. Unter den weiteren Beiträgen in gebundener Rede ſei hier zunächſt als Einſchaltung ein Dialog zwiſchen dem Alten und ſeinem Überſetzer genannt. Er wendet ſich gegen Voß, der von Homer, deſſen Werke er überſetzt, gehörig für ſeine ſchlechten Verdeutſchungen zurechtgewieſen wird. Die Satire iſt von Wetzel, der ſeinem Freunde Schubert nach Dresden nachgefolgt war. Wetzel erfreute ſich eines friſchen Humors, der auch in einer ganzen Reihe von ihm verfaßter Gedichte im Phöbus zum Ausdruck kommt; leider wird ſein Humor zuzeiten etwas zu derb und paßt dann nicht recht in den Stil des Kleiſt-Müllerſchen Journals. Auch der Graf von Loeben, von dem wir noch viel zu hören haben, iſt mit einigen ſtark katholiſierenden Marienliedern nicht gerade zum Ruhm des Journals vertreten. Die Gedichte Kleiſts ſind ſchon erwähnt. Das Wertvollſte unter den poetiſchen Beiträgen ſind einige damals noch nicht veröffentlichte Gedichte von Novalis, die den Herausgebern des Phöbus von den Hinterbliebenen des ſo früh verſchiedenen Dichters überlaſſen worden waren. Ich nenne hier nur das innige Gedicht

„An Dorothea, zum Dank für das reizende Bild meiner Julie", und das Gelegenheitsgedicht „Die Weinlese", das jedoch für uns mehr historischen als poetischen Wert hat.

Neben diesen fast volkstümlichen Gedichten treten im Phöbus auch schon Erzählungen auf, die weit hinter den Novellen Kleists zurückstehen und lediglich den Zweck haben, das leselustige Publikum zu befriedigen. Anfangs freilich stehen sie noch auf einer gewissen Höhe. „Das Märchen von der langen Nase" ist ganz in dem Stile der Grimmschen Märchen geschrieben und berührt sich stofflich mit dem „Krauteſel" der genannten Sammlung. „Die Abenteuer des Fiedlers zu Schiras" weisen aber schon mit ihrer etwas schwülen Stimmung auf die Bahn, die die Zeitschriften allmählich ins Verderben geführt hat.

Die Ankündigung hatte stolz angepriesen, daß neben den redenden Künsten vor allem auch den bildenden das Journal offen stehen solle. Leider blieb die Zeitschrift selbst weit hinter diesen hohen Worten zurück. Das erste Heft brachte in anerkennenswerter Ausführung eine Reproduktion von Hartmanns Bild: Die drei Marien am Grabe Jesu, der man ein enthusiastisches Programm über die Stellung der bildenden Kunst im Phöbus folgen ließ, ohne ihm indessen jemals gerecht zu werden. Man beschränkte sich in der Hauptsache auf einzelne gelegentliche Kunstbeilagen. Die zweite ist ein Umrißstich von Wächter und stellt den jungen Cimon dar, der sich nach dem Tode des Miltiades an dessen Statt in das Gefängnis begibt und wie die Schwestern gegen den blühenden Bruder die Leiche des Vaters austauschen. Ein weiteres Bild zeigt einen Kentauren, der einen Knaben das Bogenschießen lehrt. Das vierte und fünfte (Doppel-)Heft bringt ein Bild Kügelgens und ein begleitendes Gedicht dazu über Saul, dessen böser Geist durch Davids Harfenspiel besänftigt wird, und einen Umrißstich von Carstens: Bacchus reicht dem Amor eine Schale Wein. In den nächsten Heften setzen die Bilder ganz aus und nur in den beiden letzten finden wir „Die große Sünderin" von Hartmann und einen Umrißstich von Wächter.

Auch kunsttheoretischen oder besser kunstkritischen Betrachtungen wendet sich der Phöbus zu. Den Anfang macht Adam Müller in seinem Artikel „Über Landschaftsmalerei". Er war zu diesem

Aufsatz durch ein neu aufstrebendes Talent veranlaßt worden, durch den Dresdner Landschaftsmaler Friedrich. Der hatte es im Hinblick auf die Anschauungen Otto Runges unternommen, in den Landschaften Gedanken, Stimmungen, ja religiöse Andacht darzustellen. Diese neue Richtung der Landschaftsmalerei erregte begreiflicherweise auch Anstoß und fand einen heftigen Gegner in dem Kammerherrn von Ramdohr. Es entspann sich ein lebhafter Kampf, der sich hauptsächlich in der „Zeitung für die elegante Welt" abspielte. Dort hatte Ramdohr zunächst eine Kritik über ein Friedrichsches Landschaftsgemälde, das zu einem Altarbilde bestimmt war, unter der Überschrift „Landschaftsmalerei, Allegorie und Mystizismus" veröffentlicht. Gegen diese Ausführungen wendet sich der Artikel des Phöbus „Über Kunstausstellung und Kunstkritik". Die Kampfesart von seiten der Romantik ist ziemlich scharf und verletzend, sie besteht in der Hauptsache darin, daß man Ramdohr mit Hilfe seiner eigenen Schriften lächerlich zu machen oder zu widerlegen suchte.

Wenn wir am Ende dieser Ausführungen auf die drei Fragen zurückblicken, unter deren Gesichtspunkt wir die Zeitschrift behandeln wollten, so ergibt sich allerdings, daß der Phöbus eine einigermaßen isolierte Stellung unter den romantischen Zeitschriften einnahm, daß er aber in dieser Isolierung zu einer Art Mittelstellung gelangte, die die einzelnen Bestrebungen der Frühromantik noch deutlich in sich zeigt, die aber in mancher Beziehung auch auf die Grundsätze der jüngeren Romantiker hinweist, ja Eigenarten dieser neuen Richtung antizipiert. Die Gedankenfülle, die schon dadurch dem Phöbus eigen sein muß, steht nun im Gegensatz zu der kurzen Lebensdauer dieses Journals.

Zu den Ursachen, die sein Eingehen beschleunigten, gehört in erster Linie das schon oft erwähnte Mißverhältnis zwischen Ankündigung und Inhalt, über das auch die prächtige Ausstattung des Journals — man druckte mit feinen Antiqualettern auf Büttenpapier in Quartformat — nicht hinwegtäuschen konnte. Den unglückseligen Selbstverlag mußte man notgedrungen aufgeben und froh sein, als sich die Waltherſche Hofbuchhandlung in Dresden zur Übernahme bereit erklärte. Durch diesen Verlagswechsel erlebte der Phöbus noch einmal einen Aufschwung, wie aus einer Notiz des Morgen-

blattes (Nr. 28 des Intell.-Bl., S. 111, 22. Dez. 1808) hervorgeht. Dort war zu lesen: „Die beschleunigte Fortsetzung des in Dresden erscheinenden Kunstjournals Phöbus ist bisher durch die Ungunst der Zeitumstände gehemmt worden. Indessen ist die Sphäre dieser Zeitschrift durch die Teilnahme der Frau von Staël und der Herren Friedrich Schlegel und Ludwig Tieck erweitert und alles Hindernde auch für die Zukunft beseitigt worden." Von Schlegel und Tieck hat der Phöbus nie Beiträge erhalten, wohl aber von Frau von Staël. Diese geistreiche Französin, die es sich zum Ziel machte, der deutschen Literatur durch Übersetzung auch in Frankreich Eingang zu verschaffen, war in Deutschland wohl bekannt und in romantischen Kreisen hochgeschätzt. Auch Adam Müller war vollständig von ihrer Eigenart berauscht und suchte sie von Anfang an für seine Zeitschrift zu gewinnen. Dabei ging er ziemlich berechnend vor, indem er der Französin in einzelnen Aufsätzen seines Journals schmeichelte. In dem Artikel „Über den schriftstellerischen Charakter der Frau von Staël-Holstein" preist Müller vor allem die Empfindsamkeit dieser geistreichen Dame, die für alle Eindrücke eine schon gestimmte Saite in ihrem Gemüt habe und die auf dem Klavier ihres Gefühls mit unglaublicher Gewandtheit spielen könne, ohne jenen bestimmten Grundton, ihre wunderbare Melancholie, aufzugeben; und diese Grundstimmung werde auch dadurch nicht gestört, daß Frau von Staël nach einer gewissen Paradoxie der Empfindungen strebe und die seltensten Zustände, die entlegensten Zeiten und fernsten Länder zu schildern beliebe. Frau von Staëls Übersetzung von Schillers „Resignation" bildet den Schluß dieses ersten Werbeartikels. Schon im zweiten Heft sucht Müller ihr in dem Artikel „Corinne ou l'Italie" weiter den Hof zu machen. Er verhimmelt ihr Wesen, das darin bestehe, daß sie ihre seelischen Eigenheiten und Reize allmählich von allen Seiten dem Volke zeige. Andre möchten das eitel nennen, er wolle nur seine Freude an dieser schönen Seele haben. Ob Müller auch so geschrieben hätte, wenn er den Erfolg seiner Werbungen vorweg gekannt hätte, wissen wir nicht, Tatsache ist aber, daß Frau von Staël nur ein einziges kleineres Gedicht für den Phöbus geliefert hat: „Le retour des Grecs".

Die Hauptursache für die Kurzlebigkeit des Phöbus ist bei den

Herausgebern selbst zu suchen. Daß beide keine gebornen Journalisten und Redakteure waren, zeigt die ganze Anlage des Unternehmens. Kleist war in erster Linie Dichter, verfiel aber dem Schicksal der meisten Genies, von ihrer Zeit nicht verstanden zu werden. Die neue Zeitschrift sollte ihm dazu dienen, das Publikum für seine Werke zu gewinnen. Inwiefern er durch die Fragmentform gerade das Gegenteil erreichen mußte, ist schon dargelegt worden. Der Stil seiner Erzählungen war dem Publikum noch zu neu und der Stoff der „Marquise von O..." geradezu anstößig. Auch seine verhältnismäßig wenigen Gedichte konnten ihn nicht retten. Das alles aber hätte die Leserwelt nicht so abgestoßen wie der unwürdige Epigrammstreit, den er in überschäumendem Groll gegen Goethe und das Publikum eröffnete.

Ganz anders Adam Müller. Er hielt Frieden mit den Zeitgenossen, abgesehen von den erwähnten Ausfällen gegen Kotzebue und Iffland, langweilte aber die Leser durch seine Beiträge. Zwar hatte er bei seinen Vorlesungen in Dresden einen außerordentlichen Zulauf, das ändert aber an dem Gesagten nichts. Müller war ein eleganter Mann und vor allem ein brillanter Redner. Er fesselte die Leute schon durch sein rhetorisches Talent, das den Stoff leicht genießbar machte. Außerdem war er ein berühmter Mann, eine Stadtgröße, die jeder gehört haben wollte. Alle diese genannten Vorzüge fielen aber für denjenigen weg, der die Vorlesungen gedruckt im Phöbus lesen mußte. Da fehlte das Faszinierende von Müllers Persönlichkeit, seine alles mit fortreißende Sprache: da las man mit größter Nüchternheit, was einen früher so begeistert hatte, und sah doch so manches, worüber man den Kopf schütteln mußte. Man erkannte deutlich, daß es Müller nicht allzutief mit seinen Studien meinte, wie er das Glänzende und Gleißende liebte, wie er feuerwerkartig hier und dahin Raketen und Gedankenblitze sandte, mit deren plötzlichem Erlöschen dann die Herrlichkeit vorbei war. Die geschichtsphilosophischen Darlegungen mußten den Lesern höchst unwahrscheinlich vorkommen; vor allem aber mußten seine Ansichten über Kunst und Philosophie nach und nach jedem abgeschmackt erscheinen. Da war kein fester Gedankengang zu erkennen. Seifenblasenartig zerplatzten all die schönen Ausführungen, wenn man nur näher zusehen wollte, und das bis zur Albernheit an-

gewendete Prinzip des Gegensatzes mußte in Verbindung mit der Länge der Ausführungen das Interesse lähmen, wozu natürlich die schon erwähnte verschleiernde Ausdrucksweise ein Weiteres tat. Die Abneigung gegen den Phöbus zeigt sich auch in Aussprüchen der Zeitgenossen. Der schalkhafte Brentano hatte auf seiner Karikatur des Einsiedlers auch den „steifen sächsischen Phöbus" abgebildet und ihm den sofort verständlichen Vers gewidmet:

Wenn Adam malt und Eva kleistert,
Dann wettert Phöbus hochbegeistert.

(Steig, Arnim und Brentano, S. 245, 361.) Wie die Weimarschen Zeitgenossen über den Phöbus dachten, ist schon dargelegt worden. Auch die Kritiken, schon zu Anfang des Jahres 1808, werden das Publikum abgehalten haben. Hingewiesen sei hier vor allem auf die Rezension im Freimütigen, dessen Groll mit den einzelnen Besprechungen immer höher stieg. (Der Freimütige 1808, Nr. 26, 46, 107, 116, 243.) Henriette von Knebel sagt: „Hier sendet Dir die Prinzeß mit vielen Grüßen wieder einen Phöbus. Es ist eine freche Gotteslästerung, daß man eine Pfütze so nennt, die wohl auch von der Sonne beschienen wird. Für solch eine unverschämte Bettelei sollte man doch gewiß seine Louisdors nicht aufheben. Vergib meinem gerechten Eifer." (Düntzer, Aus K. L. v. Knebels Briefw. m. s. Schwester, S. 329.) Viel milder, aber deswegen nicht weniger bestimmt, äußerte sich Dora Stock (Deutsche Rundschau XV, 469): „Überhaupt fürchte ich, daß der Phöbus nicht länger als ein Jahr leben wird. Jetzt schon wird er weder mit Vergnügen erwartet, noch mit Interesse gelesen."

Sie hat recht behalten. Mit dem zwölften Heft, das übrigens noch verspätet erschien, ging der Phöbus ein. Eine Fortsetzung scheint nicht geplant gewesen zu sein. Von einem Zerwürfnis Kleists mit Müller erfahren wir aus einem Briefe Kleists an die Walthersche Buchhandlung (Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte II, 301, 312). Müller hatte ohne Kleists Mitwissen die Redaktion der Zeitschrift an diese Buchhandlung verkauft. Er entzweite sich daher mit Kleist, der dagegen protestierte. Daß dadurch eine Fortsetzung unmöglich wurde, liegt auf der Hand. Das Schicksal, das den Phöbus ereilte, mußte er mit manchem andern Blatte teilen. Das Jahr 1808 war das Jahr bedeutender Zeitschriften. Ludwig Uhland zählt einmal

mit einem Stoßſeufzer alle die Zeitungen auf, die in jener Zeit erſchienen: Prometheus, Jaſon, Phöbus, Helena, Iſis, Teutonia, Freimütiger, Morgenblatt, Deutſcher Merkur, Zeitung für die elegante Welt, Aſts Journal, Arnims Tröſteinſamkeit. (Otto Brahm, Heinrich von Kleiſt, 246 ff.) Die uns hier intereſſierenden Journale: „Prometheus", der „Phöbus" und die „Zeitung für Einſiedler" haben alle das gleiche Los gehabt, ſie ſind in ein und demſelben Jahre geboren und geſtorben.

Zeitung für Einsiedler.

Herausgegeben von Ludwig Achim von Arnim.
1808.

Die hervorragendste Zeitschrift der jüngeren Romantik ist die „Zeitung für Einsiedler". Sie ist, wie schon erwähnt, in demselben Jahre ins Leben gerufen worden wie der Phöbus, und zwar ebenfalls in einer lieblichen, noch romantischeren Gegend, nämlich in Heidelberg. Die Zeitschrift ist deswegen von so großer Bedeutung, weil sich in ihr all die Tendenzen des Zeitalters und der jüngeren Romantik, wie sie in den einführenden Worten zum zweiten Teile dargelegt worden sind, widerspiegeln. Damit erübrigt es sich, nochmals eine Charakteristik gerade jener Tage zu bieten; dagegen wird es von großem Interesse sein, Zeitgenossen über die damaligen Zustände zu hören. Görres, einer der Mitarbeiter, schreibt (Menzels Literaturblatt 1831, Nr. 27—30): „Die Zeit, in der wir uns damals in Heidelberg begegneten, war . . . jene, die zunächst auf die Jenaer Schlacht gefolgt: der Ehrentempel deutscher Nation war weit aufgetan, das damals blühende Geschlecht hielt seinen feierlichen Einzug durch die offnen Pforten, und es war ein ungemein erquicklicher Anblick, dem Zuge, der auch ein Leichenzug gewesen, zuzusehen, wo Deutschland sein altes Kaisertum nicht zur Krönung, sondern zu Grabe geleitete . . . Nur verhältnismäßig wenige, durch die Menge zerstreut, schienen die Schmach zu fühlen, und wo man sie entdeckte, wurden sie als überspannte Phantasten verschrien und angefeindet. Die Journale und Zeitungen, flach, trivial und geistlos über die Möglichkeit hinaus, wetteiferten der Mehrzahl nach in der Niedertracht . . . Die Gelehrten hatten die Hände voll zu tun, die täglichen Veränderungen in Statistik, Geographie, Gesetzgebung, Politik in ihre Kompendien einzutragen und freuten sich der gangbaren Meßartikel. Andere, die dort keine Beschäftigung gefunden, hetzten sich ab um romantische und klassische Poesie und ähnlich unschuldige Gegenstände. Wir, die wir uns an den Ufern des Neckars zusammengefunden und unseres Zeichens jenen überspannten Phantasten angehörten, hatten nicht Lust, in

das fröhliche Tiriliri jener patriotischen Sangvögel einzufallen, und sahen, daß auch manche andere gleicher Stimmung waren. In Zeiten einer allgemein herrschenden Seuche vermag der einzelne nur wenig gegen das Verderben . . . Aber wie wenig auch immer auszurichten und wie ungleich der Kampf sein möge, es ziemt sich nicht, ihm aus dem Wege zu gehen. Das bedachten wir und trugen am Fuße des Jettenbühels (Heidelberg) ein wenig Reisig und Holz zusammen, um ein kleines Feuer dort zu zünden, an dem wir uns in der kalten neblichten Zeit einigermaßen erwärmen könnten, und an dem der übelriechende Heerrauch, der die Sonne trübte, sich lichten und zerstreuen möchte." Die Freunde, die Görres in dem Wörtchen „wir" mit einschließt, sind Achim von Arnim und Clemens Brentano, zwei idealgesinnte, jugendliche Köpfe, die schon durch ihre gemeinsame Arbeit am „Wunderhorn" ihre innige Freundschaft bekundet hatten. Mit ihnen kam Görres zusammen, der seinerseits wieder mit Brentano in nächste Beziehung trat. Er lernte nämlich Brentano gerade in der Zeit kennen, als dieser seine so heißgeliebte Frau Sophie eingebüßt hatte. Wie er damals dem völlig Gebrochenen mit Rat und Trost zur Seite gestanden, hat dieser ihm nie vergessen und ihn wie seine Frau „die herrlichsten Güter seines Lebens" genannt. In einem Brief an Arnim schreibt er über Görres die schönen Worte (Steig, Arnim und Brentano, S. 240): „Er ist ein tieftreuer, wahrer, herrlicher Mensch, und wenn ich an seine starre Gestalt denke und an die Augen und an das Herz, so ist mir, als könnte ich ihm die Seele wie eine Uhr in einem wunderlichen, einfachen Gehäuse recht ansehen. Ich habe sein Herz gar lieb, er kann einen gar lieb umarmen." Verbunden durch gemeinsame Interessen und durch persönliche Liebesdienste, entschlossen sich die Freunde zum gemeinsamen Ansturm gegen die Verderbnis ihrer Zeit und zeigten bei der Ausführung ihres Planes vorzügliches Verständnis für die damalige Lage. Sie erkannten mit scharfem Blick, woran es dem deutschen Volke vor allem fehle, nämlich an dem Bewußtsein seiner Nationalität. Sie suchten daher ihre Aufgabe darin, dieses Bewußtsein zu erwecken. Dabei verkannten sie eine bedeutende Gefahr nicht, nämlich die damalige politische Konstellation. Das deutsche Volk war ja in jenen Jahren ganz zersplittert. Während man sich im Westen in den Rheinbund-

staaten bis zur Franzosenfreundlichkeit verirrt hatte, war im Osten und Norden der Haß gegen die Fremdherrschaft noch ungeschwächt. Achtet man ferner auf die auch von Görres erwähnten fortgesetzten Veränderungen — man bedenke, daß sich wieder ein neuer Kampf gegen Österreich vorbereitete —, so kann man den Grundsatz der Heidelberger Freunde nur billigen, unter solchen Umständen ganz über Politik zu schweigen. Es kostete das diesen Romantikern auch wenig Überwindung, weil sie das Heil ihres Volkes auf einer ganz andern Seite suchten, indem sie meinten, man könne dem deutschen Volke seinen wahren Charakter nur dadurch vor Augen führen, daß man es in das Wesen und die Literatur alter Zeiten versenke und da vor allem auf die Volkspoesie, wie sie sich bis zur Gegenwart entwickelt habe, hinweise. — Diesem Plane waren Arnim und Brentano schon einmal nachgegangen, als sie die Sammlung „Des Knaben Wunderhorn" dem deutschen Volke schenkten. Als man jetzt einen gleichen Zweck verfolgte und allerseits reichlich mit kleineren Artikeln, auch wissenschaftlicher Natur, versehen war, so lag der Gedanke an die Begründung einer Zeitschrift nahe. Den ersten Anstoß dazu hat entschieden Arnim gegeben. Er wurde auch später der Redakteur. Das gesamte Unternehmen wäre indessen nicht so bald verwirklicht worden, hätte man nicht durch einen glücklichen Zufall in dem Buchhändler Zimmer einen Verleger gefunden. Diesem war nämlich in jenen Tagen die bei ihm erschienene Badische Wochenschrift eingegangen, und er nahm für diese gern einen Ersatz. Dabei gereichte es der Romantik zum besondern Glücksumstand, daß dieser Verleger kein trockner Geschäftsmann war, sondern ein außerordentliches Verständnis für die neuen Bestrebungen und ein empfindendes Herz für die jungen Schriftsteller hatte, so daß ihn Brentano in einem Briefe gegen die Anschuldigungen Vossens in Schutz nimmt und ihn einen der trefflichsten und rechtschaffensten Männer nennt (Goethe und die Romantik II, S. 79).

Ehe man zur Begründung der Zeitschrift schreiten konnte, mußte man sich endgültig über ihre Ziele, über ihren Charakter klar werden. Die allgemeine Tendenz war allen deutlich vor Augen, sie war ja viel früher in den Köpfen als der Gedanke, ihr ein Journal dienstbar zu machen. Nicht zuletzt machten kleine technische Schwierigkeiten nun eine genauere Fassung und Besprechung über Art und

Form der Zeitschrift notwendig. Da die erste Anregung von Arnim ausging, so werden wir bei ihm die meisten Nachweise dafür finden. Bei Übersendung des ersten Heftes der Einsiedlerzeitung schreibt er an Otto Runge (Hinterlassene Schriften von Phil. Otto Runge, II, S. 361 f.): „Eine der Absichten ist, das schöne Einzelne, was in Deutschland zerstreut wirkt, aber immerdar von der Masse der, aller Volksträgheit schmeichelnden Blätter zurückgedrängt wird, zu einer allgemeineren Mitteilung zu bringen. Zu diesem Schönen in unserer Zeit gehört auch die Liebe zur alten Zeit, das Bemühen, alles Lebendige daher noch zu sammeln und aufzubewahren." Dieses Lebendige aber stammte meist aus der alten Zeit, und daher hat auch Uhland recht, wenn er von der herrschenden Liebe zur alten Zeit spricht (Meyer, Ludwig Uhland I, S. 89 f.). In demselben Briefe hebt Uhland aber eine weitere Eigenschaft der Einsiedlerzeitung hervor, indem er schreibt: „Diese Zeitschrift hat einen Charakter, was bei andern Journalen selten ist, es herrscht ein Geist der Freiheit darin, sie wagt es, Dinge aufzunehmen, welche den Redakteuren andrer Zeitungen privatim vielleicht auch nicht mißfielen, womit sie aber doch schwerlich vor dem Publikum aufzutreten wagten." Unter den „Dingen", von denen Uhland hier redet, meinte er gewiß nicht zuletzt die offene Sprache, mit der Arnim zu seinem Publikum redete, und die oft beißenden Anmerkungen und polemischen Artikel. Wenn er aber diese Polemik mit als ein beabsichtigtes Charakteristikum der Zeitschrift auffaßte, so hatte er sich getäuscht. Arnim war nur aus Notwehr auf diese Bahn gedrängt worden. Ursprünglich wollte er sich jeder scharfen Kritik enthalten. In diesem Sinne schrieb er an Tieck (Briefe an L. Tieck, hrsg. von Karl Holtei, I, S. 13 ff.): „Kritik allein gestatte ich nur als Scherz oder über Zeiten, die vor unsern Augen durch veränderte Sprache und Seltenheit der Überbleibsel fast verschlossen. Neuigkeiten ebenso nur als Scherz und sind mit sympathetischer Tinte geschrieben, die nicht jedem erscheint." Ganz ähnlich klingen die Worte an Goethe (Goethe und die Romantik II, S. 125): „Noch eine heilige Versicherung kann ich geben, daß von dem kritischen Unwesen, das unsre Literatur verödet, auch keine Spur sich finden soll; die Kritik soll allein dienen, das Entfernte und Vergeßne uns zuzuführen, was in den Händen der Menschen ist, mag da jeder

seinen Kopf selbst dransetzen ... So bleibt mir für die Zeitung von der mitlebenden Welt nur die anerkennende und die scherzende Beurteilung." Daß dieser Grundsatz für Arnim auch zu einer Gefahr geworden ist, die ihn schließlich zur Notwehr zwang, liest man in einem späteren Briefe an Goethe (Goethe u. d. Rom. S. 128ff.): „Ich sende Ihnen, Verehrter, die ersten Blätter meiner Zeitung, was ich erwartete, trat ein; die Leutlein witterten bald, daß ich wirklich entschlossen sei, in dieses tägliche Geschwätz andrer Zeitungen nicht einzugreifen, sondern mich nach Möglichkeit hinter alten Büchern dagegen zu verschanzen! ... Die Polemik, die ich in den Beilagen, Anmerkungen, Vorreden gegen die allerverschiedensten Widersacher ausüben mußte, machte mir das Unternehmen widrig." In der Anrede „An das geehrte Publikum" (Trösteinsamkeit) sagt er nach dem Eingehen seiner Zeitschrift spottend: „Während ich gegen die Kritik schrieb, zog ich mir ein kaltes Fieber zu."

Sehr treffend charakterisiert Eichendorff die Tendenz der Einsiedlerzeitung, indem er sagt (Eichendorffs literar. Nachlaß, S. 309): „Das selten gewordene Blatt war eigentlich ein Programm der Romantik; einerseits die Kriegserklärung an das philisterhafte Publikum, dem es feierlich gewidmet und mit dessen wohlgetroffenem Porträt es verziert war; andrerseits eine Probe und Musterkarte der neuen Bestrebungen: Beleuchtung des vergessenen Mittelalters und seiner poetischen Meisterwerke, sowie die ersten Lieder von Uhland, Justinus Kerner und anderen." Faßt man von dem heutigen Standpunkt aus die Merkmale der Einsiedlerzeitung zusammen, so muß gesagt werden: Sie ist hervorgewachsen aus der aufrichtigen Vaterlandsliebe besonders dreier Dichter der jüngeren Romantik. Sie suchte sowohl das politische als auch das literarische Elend zu überwinden, indem sie das deutsche Volk wieder zum Bewußtsein seiner selbst, seiner Kraft und Eigentümlichkeit zu bringen sich bemühte. Die Mittel, die sie wählte, sind unter strengem Ausschluß von Politik und Kritik: Vertiefung in das Wesen und die Literatur der deutschen Vergangenheit und das Schürfen lauteren Goldes auf dem Boden des gesunden Volkstums.

Das war eine Aufgabe, wie man sie sich schöner, aber auch gewaltiger und umfangreicher kaum denken konnte. Wenn man dabei noch überlegt, daß man genötigt war, die Früchte gelehrtester

Studien wiederum in der denkbar einfachsten Form vorzutragen, wollte man sich anders mit dem Volk überhaupt verständigen, so mußte man unbedingt zu der Erkenntnis kommen, daß die jugendlichen, zum Teil noch ganz unerfahrenen Romantiker in Heidelberg dieser Riesenaufgabe keineswegs gewachsen waren.

Diese beiden Tatsachen: Die Erkenntnis des eigenen Unvermögens und die Verständnislosigkeit des Publikums führten den Herausgeber zu jener leichten, schillernden, genialen Form des Ausdrucks, die die Mängel seiner Zeitschrift verbarg und von der man sich nur durch eingehendes Quellenstudium ein rechtes Bild machen kann. Es steht diese Eigenart in einem gewissen Gegensatz zu dem Ernst der Aufgabe, die man sich gestellt hatte, ja sie verwischt zum Teil sogar den erhabenen Grundton und leidet Gefahr ins Lächerliche überzugehen. Auch das Athenäum, das die Zeitschriften der Frühromantik eröffnete, brachte besonders in den Fragmenten eine ganz neue Art der Darstellung, aber seine Schleier waren dicht und undurchdringlich, und wo man ja einmal hindurchzublicken vermochte, da sah man in die Tiefen eines bedeutenden Geistes. Anders erscheint die Einsiedlerzeitung. Arnim und Brentano konnten sich nicht im entferntesten mit einem Fr. Schlegel der neunziger Jahre messen. Das Gewebe ihrer Aufsätze war leicht, zwar aus gutem Garn gewoben, aber es machte doch oft den Eindruck des Fadenscheinigen, und wenn sich die Gegner der Romantik gerade an solche Stellen hielten, so ist das nur zu begreiflich. Die Schrullenhaftigkeit der Heidelberger Romantiker zeigt sich schon in dem Titel. Sie bezeichneten sich als eine Gesellschaft von Einsiedlern. Das läßt zwar eine sehr sinnige, doch auch selbstgefällige Deutung zu. Die Herausgeber fühlten sich in der Zeit des politischen und literarischen Elends so allein und abgesondert von der Welt, daß die gewählte Bezeichnung gerechtfertigt erscheint — aber die Ausschmückung dieses Gedankens, die man in der Zeitung selbst gab, geht schon etwas ins Tändelhafte. In einer Anmerkung im fünften Stück heißt es nämlich: „In dieser Schrift (gemeint sind Görres' ‚Teutsche Volksbücher') finden wir Herausgeber eine Einsiedelei beschrieben, die wir uns sehnlich wünschen (S. 241): Eine stille einsame Kapelle in tiefer Waldeseinsamkeit, der Poesie, der Treue, der Ergebung gebaut, um die rund umher sich eng verschlungenes Dickicht zieht,

über die alte Eichen in heißem Sonnenbrand flüsternd sich bewegen, durch deren Zweige gebrochen dann das Licht durchstreift und ein Schattengewölke über die Wände gießt und spielend an ihnen auf und nieder zittert, während von innen halbdunkle Kühle, erfrischende Stille herrscht und hinten in der Nische das Bild der Heiligen dämmernd und freundlich durch das Gitter blickt, vor der Waldblumen halbwelkend niederhängen und unten auf der Steinstufe der bekannte Alte betend kniet, während Vogelsang eindringt durch die offne Tür und Waldgeruch und kühles Luftgesäusel und grüner Schein und Baches Rauschen und alles feierlich und betend rund umher, bis auf die Wolken, die einzeln wie Pilger, hell in innerem Verlangen erglänzend auf blauer Himmelsbahn hinwandeln zum Lande der Verheißung, und die Winde, die wie Stumme der Natur nur im Hauche beten." Eine solche Einsiedelei wünschten sich die jungen Phantasten und kennzeichneten damit, daß es ihnen zwar nicht an Begeisterung, wohl aber an innerer Kraft fehlte, große wissenschaftliche Arbeiten mit Erfolg zu erledigen.

Diese Einsiedler treten nun in ihrer Zeitschrift, man möchte fast sagen, mit einigen Clownsprüngen vor das Publikum, um dieses für die Sache zu gewinnen. Die Art, in der sie das tun, zeigt sich deutlich in der „Ankündigung der allgemeinsten Zeitung. Zeitung für Einsiedler, herausgegeben von einer Gesellschaft". Dort ist zu lesen: „Auf Befehl der großen Langeweile vieler sonst unnütz beschäftigter Leute, welche die Veränderungen der letzten Jahre aus ihrem Amte, Familienkreise, Überflusse herausgerissen, erscheint wöchentlich diese wunderliche Zeitung. Die Lesekabinette als wahre Sammelplätze dieser neuen Einsiedler, welche die strenge Buße des Müßiggangs treiben, müssen sie schon kaufen, aber auch andre Leute werden wohl daran tun, welche an die Begebenheiten der wirklichen Welt gar zu persönlichen Anteil nehmen; sie werden hier Begebenheiten finden, noch viel größer und bedeutender, als die uns umgebenden, Stadtgeschichten und neue Moden, die viel interessanter als die miterlebten, Theaterneuigkeiten, Akademien, Kunst und Wissenschaften und gelehrte Familiengeschichten, wie wir das noch sobald nicht unter uns aufzuweisen haben, Erfindungen, neufabrizierte Tiere, Physiologie gemachter Blumen, Entdeckungsreisen in sehr unsichre Gegenden usw. Für andre Leute werden Ge-

Ankündigu

Zeitung

von

Auf Befehl der großen Langeweile
der letzten Jahre aus ihrem Amte, [
wunderliche Zeitung. Die Lese-Cal
ſtrenge Buße des Müßiggangs treib
daran thun, welche an den Begeber
ſie werden hier Begebenheiten finden,
geſchichten und neue Moden die vie
Kunſt und Wiſſenſchaften, und gele
aufzuweiſen haben, Erfindungen ne
reiſen in ſehr unſichere Gegenden u.
und auf aſtronomiſche Beobachtunge
durchaus verlangt werden auch Kri

Aprilſpas. Was hätt
der Humanität, Aufklä
uns in einem geleſene
beſonders unſer Augen
ſtutzig zu machen, die
Aeſthetiker aber zweifel
Pflichtgebot des Abſatz
meriren iſt beſſer als
geneigt finden die Na
frankirten Briefen
Exemplare werden nich
mal in halben Bogen
Publikum nicht reden.
Aufſätze einſchicken, Ge
voraus bekannt, daß
Anſehen zu geben nenn
Beſten aus der ganzer
der Deutſchen; endlich
Zeitung, die Zeitung fü
ſind. Alles iſt uns ein

Daß es mit der H
handlung. Sie erſchei
Ankündigung aber in g
oder 8 fl. 6 kr., für die
ſtellungen kann man au
können ſich an das lö

Vielleicht wird mar
von den Herausgebern

Heidelberg, im

Ankündigung der allgemeinsten Zeitung.

Zeitung für Einsiedler

herausgegeben

von einer Gesellschaft.

Auf Befehl der großen Langeweile vieler sonst unnütz beschäftigter Leute, welche die Veränderungen der letzten Jahre aus ihrem Amte, Familien Kreise, Ueberflusse herausgerissen, erscheint wöchentlich diese wunderliche Zeitung. Die Lese-Cabinette als wahre Sammelplätze dieser neuen Einsiedler, welche die strenge Buße des Müßiggangs treiben, müssen sie schon kaufen, aber auch andre Leute werden wohl daran thun, welche an den Begebenheiten der wirklichen Welt gar zu persönlichen Antheil nehmen, sie werden hier Begebenheiten finden, noch viel größer und bedeutender als die uns umgebenden, Stadtgeschichten und neue Moden die viel interessanter als die miterlebten, Theaterneuigkeiten, Akademien, Kunst und Wissenschaften, und gelehrte Familiengeschichten, wie wir das noch sobald nicht unter uns aufzuweisen haben, Erfindungen neu fabrikirter Thiere, Physiologie gemachter Blumen, Entdeckungsreisen in sehr unsichere Gegenden u s w Für andre Leute werden Gedichte aller Art daran stehen und auf astronomische Beobachtungen und Gelegenheits-Gedichte ist es besonders abgesehn, sollte es durchaus verlangt werden auch Kritiken, Idealismus und Epigramme, auch technologisch ökonomische Erfindungen, um in sehr kurzer Zeit reich zu werden, sonst meinten die Herausgeber hätte die gelehrte Welt allenfalls genug daran Kauft ihr lieben Einsiedler, ihr Gelehrten, ferner ihr Hohe und Niedre auf Pennon, in so fern diese ausgezahlt wird, ihr Landprediger und Förster, Nachtwachter und Krankenwärter, wir versprechen euch im voraus Eulenspiegels Nachtblat, euch Liebhaber rede ich aber besonders an, weil hier mehrere der ausgemachtesten Liebhaber ihr Glück und Unglück bekannt zu machen denken. Und wer ist einsamer als Liebende, ihr seyd die wahren Einsiedler, für die wir schreiben, nehmt alles ernsthafter, als wir es euch sagen und ihr werdet den wahren Sinn fassen, wendet euch nur an die nächste gute Buchhandlung, sie wird euch sagen, daß es mit dieser Zeitung wirklich Ernst sey, sie kostet jährlich 4 Rthlr. 12 gr. (8 fl 6 kr.), sie beginnt mit dem ersten April und ist doch kein

Aprilspas. Was hättet ihr davon, wenn wir sie anpriesen als ein großes Mittel zur Beförderung der Humanität, Aufklärung, Ueberseßung, Reisen und Begeisterung, wollt ihr es aber, so zeigt es uns in einem gelesenen Blatte an und wir versprechen prompte Bedienung, denn das Dramatische ist besonders unser Augenmerk. Diese Anzeige sollte eigentlich nur dienen, die ganz ernsthaften Leute stutzig zu machen, die Alltagsmenschen wegen geheimer Verbindungen in Verlegenheit zu sehen, die Aesthetiker aber zweifelhaft zu lassen zu welcher Schule wir uns bekennen, über alle geht aber das Pflichtgebot des Anstandes, auf den wir allein mit Sicherheit treten und fortgehen können. — Pränumeriren ist besser als Subscribiren. — Sollte es verlangt werden, so lassen die edlen Herausgeber sich geneigt finden die Namen der Pränumeranten jedem Blatt vorzudrucken. Wer die Zeitung nicht in frankirten Briefen abbestellt, dem wird sie zugeschickt und der muß sie halten. Aufgezeichnete Exemplare werden nicht zurückgenommen, doch erscheint sie der Bequemlichkeit wegen wöchentlich zweymal in halben Bogen in Quart. Von beschmutzten Exemplaren wollen wir aus Achtung gegen das Publikum nicht reden. — Wer zehn Exemplare nimmt darf gegen Erlegung der Einrückungsgebühren Aufsätze einschicken, Gegenbemerkungen zahlen das Doppelte, aber diese zu vermeiden, machen wir im voraus bekannt, daß wir ausstreichen können wenn wir wollen. — Um unserm Institute einiges Ansehen zu geben nennen wir als unwillkührliche Mitarbeiter an unsrer Zeitung durch Aufnahme aus Besten aus der ganzen Welt den Freymüthigen, das Morgenblatt, das Sontagsblatt, den Anzeiger der Deutschen, endlich damit auch die zarte weibliche Hand nicht vermißt werde, die musikalische Zeitung, die Zeitung für die elegante Welt und die Deutona und alle übrigen, die für Geld zu haben sind. Alles ist uns eins, und uns Nichts aus allem.

Die Gesellschaft Herausgeber.

Daß es mit der Herausgabe dieser Zeitung wirklich Ernst sey beschemiget die unterschriebene Buchhandlung. Sie erscheint mit dem 1ten April wochentlich zweymal und wird in dem Format dieser Ankündigung aber in gespaltenen Kolumnen gedruckt seyn. Der jährliche Preis ist 3 Rthlr. 12 ggr. oder 5 fl. 24 kr., für die neun Monate dieses Jahres 1808 also 2 Rthlr. 6 ggr. oder 3 fl. 36 kr. Bestellungen kann man auf allen löblichen Postämtern und bey allen Buchhandlungen machen. Erstere können sich an das löbliche Postamt in Heidelberg wenden.

Vielleicht wird mancher vieles von dem eben Angezeigten nicht darin finden, dagegen manches, was von den Herausgebern zu erwähnen vergessen worden.

Heidelberg, im Januar 1808.

Mohr und Zimmer

von, wenn wir sie anprieſen als ein großes Mittel zur Beförderung
ebersetzung, Religion und Begeiſterung, wollt ihr es aber, ſo zeigt es
an und wir verſprechen promte Bedienung, denn das Dramatiſche iſt
Dieſe Anzeige ſollte eigentlich nur dienen, die ganz ernſthaften Leute
niſchen wegen geheimer Verbindungen in Verlegenheit zu ſetzen, die
laſſen zu welcher Schule wir uns bekennen, über alle geht aber das
den wir allein mit Sicherheit treten und fortgehen können. — Pränu-
ren. — Sollte es verlangt werden, ſo laſſen die edlen Herausgeber ſich
Pränumeranten jedem Blatt vorzudrucken. Wer die Zeitung nicht in
t, dem wird ſie zugeſchickt und der muß ſie halten. Aufgeſchnittene
genommen, doch erſcheint ſie der Bequemlichkeit wegen wöchentlich zwey-
art. Von beſchmutzten Exemplaren wollen wir aus Achtung gegen das
zehn Exemplare nimmt darf gegen Erlegung der Einrückungsgebühren
kungen zahlen das Doppelte, aber dieſe zu vermeiden, machen wir im
ſtreichen können, wenn wir wollen. — Um unſerm Inſtitute einiges
ls unwillkührliche Mitarbeiter an unſrer Zeitung durch Aufnahme alles
den Freymüthigen, das Morgenblatt, das Sontagsblatt, den Anzeiger
auch die zarte weibliche Hand nicht vermißt werde, die muſikaliſche
gante Welt und die Teutona und alle übrigen, die für Geld zu haben
eins wird aus allem.

Die Geſellſchaft Herausgeber.

---

e dieſer Zeitung wirklich Ernſt ſey beſcheiniget die unterſchriebene Buch-
em 1ſten April wöchentlich zweymal und wird in dem Formate dieſer
n Kolummen gedruckt ſeyn. Der jährliche Preis iſt 4 Rthlr. 12 ggr.
Monate dieſes Jahres 1808 alſo 3 Rthlr. 9 ggr. oder 6 fl. 4 kr. Be-
löblichen Poſtämtern und bey allen Buchhandlungen machen. Erſtere
ſtamt in Heidelberg wenden.

es von dem oben Angezeigten nicht darin finden, dagegen manches, was
hnen vergeſſen worden.

1808.

Mohr und Zimmer.

dichte aller Art darin stehen, und auf astronomische Beobachtungen und Gelegenheitsgedichte ist es besonders abgesehen; sollte es durchaus verlangt werden, auch Kritiken, Idealismus und Epigramme, auch technologisch-ökonomische Erfindungen, um in sehr kurzer Zeit reich zu werden. Kauft ihr lieben Einsiedler, ihr Gelehrten, ferner ihr Hohe und Niedre auf Pension, insofern diese ausgezahlt wird, ihr Landprediger und Förster, Nachtwächter und Krankenwärter; wir versprechen euch im Voraus Eulenspiegels Nachtblatt, euch Liebhaber rede ich aber besonders an, weil hier mehrere der ausgemachtesten Liebhaber ihr Glück und Unglück bekannt zu machen gedenken. Und wer ist einsamer als Liebende! Ihr seid die wahren Einsiedler, für die wir schreiben; nehmt alles ernsthafter, als wir es euch sagen, und ihr werdet den wahren Sinn fassen. Wendet euch nur an die nächste gute Buchhandlung, sie wird euch sagen, daß es mit dieser Zeitung wirklich ernst sei; sie kostet jährlich 4 Rthlr. 12 gr., sie beginnt mit dem ersten April und ist doch kein Aprilspaß. Was hättet ihr davon, wenn wir sie anprieſen als ein großes Mittel zur Beförderung der Humanität, Aufklärung, Übersetzung, Religion, Begeisterung; wollt ihr es aber, so zeigt es uns an und wir versprechen prompte Bedienung, denn das Dramatische ist besonders unser Augenmerk. Diese Anzeige sollte eigentlich nur dienen, die ganz ernsthaften Leute stutzig zu machen, die Argwöhnischen wegen geheimer Verbindung in Verlegenheit zu setzen, die Ästhetiker aber zweifelhaft zu lassen, zu welcher Schule wir uns bekennen." Also Versteckens wollte Arnim mit seinem Publikum spielen. Zu diesem Zwecke steckte er die wunderliche Maske auf. Der satirische Humor sollte den Leser verwirren, entzücken, stutzig machen, zum besten haben. Ganz drollig weiß er von einem zum andern überzuspringen. Den Landprediger stellt er neben den Förster, den Nachtwächter neben den Krankenwärter, um sich dann ganz den Liebenden zuzuwenden. Dabei weiß er sein Publikum mit Leichtigkeit von einer Vermutung in die andre zu führen, um am Ende allen mit eleganter Verbeugung zu versichern, daß er sie geäfft habe. Mit boshafter Schalkheit und köstlichem Humor weist er schon auf seine ernsthaften Gegner hin, und in einer Art von Übermut bittet er die Leser, seine Zeitung, die mit dem ersten April beginnen soll, nicht für einen Aprilscherz zu halten. Trotz all der losen Ausgelassenheit vermag

Arnim doch nicht ganz zu verdecken, daß ihm wahrer Humor und vor allem die Befähigung zu geistreicher Satire nicht in vollkommenem Maße eigen war. So zerflattert sein Witz. Die durchgehende Unpersönlichkeit seiner Ausführungen hat gewiß auch darin mit ihren Grund. Noch deutlicher zeigt sich das in der Gruppe von Beiträgen, die er „Scherzendes Gemisch von der Nachahmung des Heiligen" überschrieb. Auch hier soll nicht bestritten werden, daß dem Verfasser einzelne Stellen ganz reizend gelungen sind, aber es fehlt auch hier an einem einheitlichen, gesättigten Grundton, der das Ganze erst richtig zusammenhält und ihm das eigentliche Leben gibt. An dem gleichen Fehler krankten auch Arnims Freunde, von deren satirischen Beiträgen noch zu reden sein wird.

Auch Arnim selbst — scheint mir — hat die Maske des Satyr, um nicht zu sagen des Harlekin, zwar gern angelegt, aber ihn „schwitzte" unter ihr, der einseitige Druck war ihm lästig, wie er später selbst bekannte. Das zeigt sich auch bereits in seiner Ankündigung. Die verschiedentlichen Beteuerungen, „daß es mit dieser Zeitung wirklich ernst sei", oder die Mahnung: „nehmt nur alles ernsthafter, als wir es sagen", sind Beweise dafür. Auch aus den Briefen Arnims geht das deutlich hervor. An Tieck schreibt er z. B. (Briefe an Tieck, von Holtei, S. 13): „So leicht meine Zeitung aussieht und beginnt, ich wünsche viel Ernsthaftes damit und fühle mich rein von leerer Sonderbarkeit und parteiischer Begrenztheit." Der burleske Ton in diesem Umfange war etwas Neues und interessierte und erfreute besonders alle die, welche sich die vielen kleinen Seitenhiebe nicht anzunehmen brauchten. Zu diesen gehörten fast alle bedeutenden Männer der literarischen Welt jener Zeit. So ist der merkwürdige Fall eingetreten, daß gerade diese Zeitschrift eine so vielseitige Anerkennung unter den Besten unsres Volkes gefunden hat. Es ist schon in dem Dargelegten von dem freundschaftlichen Verhältnis verschiedener Dichter zur Einsiedlerzeitung gesprochen worden, man denke an Jean Paul, Tieck, Eichendorff. Auch Goethe, der im Phöbus so scharf angegriffen worden war, sympathisierte mit der Heidelberger Zeitschrift und wurde — zum letztenmal — von dem Herausgeber umworben. Die Zuneigung Goethes zur Einsiedlerzeitung mag auch mit auf die persönlichen Beziehungen zu Brentano und Arnim beruht haben. Mit Görres

und seinem Wirken war er indessen wenig einverstanden, besonders stieß ihn dessen Arbeit über das Nibelungenlied ab, über die er abfällig gegen Knebel äußerte: „Die modernen Liebhaber desselben, die Herren Görres und Konsorten, ziehen noch dichtere Nebel über die Nibelungen." Ganz anders dachte Goethe aber über die Einsiedlerzeitung im allgemeinen. Er konnte auch schon insofern ganz zufrieden mit ihr sein, als man ihm in derselben reichlich Weihrauch streute. Gleich das Eröffnungsheft enthielt am Schlusse die Worte: „Conciliis hominum pax non reperatur in orbe", eine allerdings anonyme Zueignung an Goethe (vgl. Steig, Goethe und die Brüder Grimm, S. 24 f.). Außerdem ist gegen Ende Mai in dem „Lehrgedicht an die Jugend" die Zeile zu lesen:

„Und erscheint als Gott der ⊙",

unter welchem Zeichen Goethe sich selbst verstehen sollte. Natürlich hat es Arnim nicht unterlassen, den Weimarer Dichter um Beiträge anzugehen. Ziemlich unterwürfig schreibt er an ihn (Goethe und die Rom. II, S. 125): „Sehe ich die Zeitung, die ich Ihnen als Herausgeber überschicke, so fühle ich, daß sie nicht gut genug ist, Ihnen vorgelegt zu werden, wenn sie auch die große Menge befriedigen möchte. Aber eben hier in diesem gemeinschaftlichen Interesse an der Menge finde ich meine Entschuldigung, sogar meine Rechtfertigung, wenn ich den dreisten Schritt wage, Sie um Beiträge dafür zu bitten ... Da endlich unsre Zeit am Lustigen täglich ärmer wird, so komme ich besonders mit meiner Kappe, etwas Fröhliches aus Ihrer reicheren Jugend zu erbetteln, und schwöre heilige Verschwiegenheit, wenn Ihnen die Anzeige Ihres Namens aus irgendeiner Rücksicht lieber wäre." Goethe ist auch hier, wie ja meist, den Bitten taub geblieben, nur eine kleine Parabel „Salomos gründliche Worte von der Zeder bis zum Ysop", die den siegreichen Kampf des Kräftigen, Starken gegen die Masse darstellt, ist, als „eine Jugendarbeit des Meisters aus der Erinnerung nacherzählt", in die Zeitung aufgenommen worden. Der Meister ist natürlich Goethe (vgl. „Der junge Goethe", Leipzig 1875, Bd. III, S. 500). Über einen Besuch Arnims in Weimar schreibt Brentano an Zimmer (Heinr. Zimmer, J. G. Zimmer und die Romantik, S. 190): „Goethe hat den Arnim unendlich freundlich in Weimar aufgenommen, ihm von seiner, des Herzogs und der Großfürstin

Seite gedankt für den Einsiedler und ihm wörtlich erklärt, es sei ihm und andern nie ein so lebendiges Blatt erschienen." In Arnims Entwicklungsgang lag es begründet, daß er auch dem bereits verstorbenen Schiller ein ehrendes Andenken sicherte. Er bot „Auszüge aus zwei köstlichen Briefen Schillers an eine junge Dichterin". Gemeint war Amalie von Imhof, die ihre Jugendgedichte Schillern zur Kritik zugesandt hatte. Neben Schillers Briefen nehmen sich die Beiträge der Brüder Schlegel sehr eigenartig aus. Die Heidelberger bezeugten auch diesen Dichtern ihre Hochachtung, obwohl sie Ursache gehabt hätten, sich gekränkt zu fühlen. Von den alten Romantikern war noch Ludwig Tieck mit einem Beitrag vertreten. Mit diesem Dichter stand Arnim auf besonders gutem Fuße, wie aus dem Briefwechsel zu ersehen ist. Trotzdem war aber Tieck zu keiner Beisteuer zur Einsiedlerzeitung zu bewegen. Da überlistete Arnim ihn und schrieb (Briefe an Tieck, von Holtei, S. 13): „Ich überschicke Ihnen, geehrter Freund, die ersten Bogen meiner Zeitung; auf Zimmers Verantwortung habe ich ein Stück aus dem König Rother genommen, das mir gar wohl gefiel." Er bittet auch um weitere Beiträge, so um eine „recht sonnenbeleuchtete Stelle" aus dem Sternbald und dem Faust. Brentano war mit Tiecks Beitrag übrigens gar nicht einverstanden. Ziemlich erregt schreibt er an Arnim (Steig, Arnim und Brentano, S. 251): „Mit dem König Rother bin ich gar nicht zufrieden. Er ist ganz von jenen, die in Prosa müßten aufgelöst werden. Dergleichen schlechte fatale Knüttelei schadet der guten Sache, auch die gewiß strengen Gebrüder Vatermörder (= Grimm) sind dieser Meinung."

Daß die Einsiedlerzeitung mit ihrem ganzen Kolorit Jean Paul höchst sympathisch war, zeigt schon sein Beitrag aus der „Friedenspredigt". Nach dem Eingehen der Zeitung schrieb er (Zimmer und die Romantik, S. 300): „Ohne Brief wurde mir der Einsiedler zugeschickt. Sein Selbstmord tut mir sehr leid. Z. B. die Geschichte des Bärenhäuters ist für mich ein Meisterstück und Meisteressen und Leckerbissen; denn im Scherze vergebe ich alle Anspielungen."

Durch Jean Paul gelangt man bald zu den Freunden, die nächst den Heidelbergern die Ideen der jüngeren Romantik auf ihr Banner geschrieben hatten. Zu ihnen gehörten von den Dichtern der Maler Müller, Fouqué, Docen und die Schwaben, Uhland und Justinus

Kerner, die hier zum ersten Male den Anschluß an die Romantik fanden und von nun an in fast allen romantischen Zeitschriften vertreten sind. Freilich muß man dabei bedenken, daß die beiden Freunde aus dem Süden damals noch sehr jung waren und den Höhepunkt ihres Könnens noch nicht erreicht hatten. Das zeigt sich natürlich auch an den Gedichten, die sie im „Einsiedler" veröffentlichten. Von Uhland finden sich z. B. die beiden innigen Gedichte: „Des Knaben Tod" und „Der Traum" und außerdem „Die drei Lieder", „Königssohn und Schäferin" und „Die Fräuleinswacht", alles Gedichte, die fast romantischen Charakter tragen. Von Kerners Beiträgen seien nur „Die zwei Särge" und „Abschied" erwähnt.

Von den Gelehrten jener Zeit waren es die Brüder Grimm, die durch ihre fast gleichen Bestrebungen mit den Heidelberger Romantikern in Berührung kommen mußten. Auch sie wurden zur Mitarbeit an der Einsiedlerzeitung gewonnen und haben als solche mehr geleistet, als das auf den ersten Blick erscheint. Es ist nämlich außer den von ihnen mit ihren Namen unterzeichneten noch eine ganze Reihe andrer Beiträge dem Bruderpaar zuzuschreiben. So sind die Sagen vom Glockenguß zu Breslau und zu Attenborn, ferner die mit „G—A" unterfertigte Erzählung „Frontalbo und die beiden Orbellen, organisches Fragment eines Romans vom Ende des 17. Jahrhunderts", von ihnen. Auch Ludwig Grimm wurde zur Mitarbeit gewonnen. Von ihm stammen die meisten Kupfer, die die Einsiedlerzeitung schmücken, z. B. das Bild zu der Geschichte des ersten Bärenhäuters, dann die heilige Elisabeth, nach einem alten Holzschnitt von der heiligen Elisabeth als einer geistlichen Spinnerin radiert, sowie das Bild des geehrten Publikums, von dem später die Rede sein wird (vgl. Steig, Goethe und die Brüder Grimm, S. 23—29). Zeichnungen hat außer Grimm noch Philipp Otto Runge geliefert. Um die Mitarbeit dieses damals hochgeachteten Mannes hat sich Arnim eifrig bemüht. In einem Brief an ihn lesen wir (Hinterlassene Schriften von Phil. Otto Runge II, S. 361): „Näher am Herzen liegt mir die Bitte, ob Sie nicht diese Zeitschrift gelegentlich durch eigene Erfindungen in Zeichnungen bereichern möchten. Wenn Sie nicht selbst die Mühe des Radierens übernehmen wollen, so sind hier zwei junge Leute, die wenigstens Eifer und Fleiß haben im treuen Nachbilden." Leider konnte

Runge wegen Überbürdung und eintretender Krankheit der Bitte nur in ganz geringem Umfange entsprechen. Gelegener schienen Runge Beiträge andrer Art zu sein, nämlich die Volksmärchen, die er, einem gemeinsamen Zug der Romantik folgend, gesammelt hatte. Nachdem Arnim schon eigenmächtigerweise zwei Märchen Runges in der Einsiedlerzeitung veröffentlicht hatte, schreibt dieser nach Heidelberg (Goethe u. d. Rom. I, S. 185): „Sehr angenehm würde es mir sein, wenn ich Ihnen noch die ‚Geschichte vom starken Hans' liefern könnte. Solche Sachen sind eine außerordentliche Delikatesse für mich, und ich glaube nicht, daß Sie viele so sublime antreffen werden, als diese drei Geschichten sein würden."

Unterstützt durch die Sympathien und Beiträge solcher Männer wurde die Einsiedlerzeitung ins Leben gerufen und durfte daher getrostes Mutes in die Zukunft schauen, obgleich die Herausgeber sich ein sehr hohes Ziel gesteckt hatten. Auf welchen Wegen sie dies zu erreichen suchten, ist schon gesagt worden. Hier mag noch gezeigt werden, in welcher Weise die einzelnen Beiträge und Beiträgegruppen zur Verwirklichung beigetragen haben und ob sie dem Zwecke des Blattes entsprechen oder nicht. Was für Artikel Arnim sich wünschte, sieht man aus einem Brief an Brentano. Dort heißt es (Steig, Arnim und Brentano, S. 238): „Lieber Clemens, Freund und Bruder! Aus der Einlage wirst Du ersehen haben, ... daß ich nun Zeitungsschreiber bin. Ich habe dabei gar sehr auf Dich gerechnet. Du siehst, daß Dein Plan einer Zeitung alter Art dadurch auch ausgeführt werden kann. Denn so wie im allgemeinen alles in unsrer Zeit nur in Anspielungen erdichtet erscheint, lauter Begebenheiten, die nie geschehen, Gelegenheitsgedichte ohne Gelegenheiten, so würde dieser Beitrag aus alten deutschen Büchern in Herrlichkeit und innerm Leben wirklicher Geschichte gar herrlich zwischenprangen. Gib mir eins oder das andre Deiner Lieder, sei fleißig Bruder! ... Schicke mir, wenn es Dir gemütlich, eine kritische Anzeige von Schelmufskys Reise um die Welt mit interessanten Bruchstücken. Du kannst zulügen, daß die Balken brechen. Ferner verlange ich ein paar schöne, kurze, altdeutsche Einsiedlerhistorien, dazu ein paar lustige aus dem Niederösterreichischen ... Mache eine Ankündigung vom Goldfaden; schreibe recht wunderliche Anekdoten..., suche nach recht schönen alten Prosastücken, aber nicht

zu langen." Auch in diesen Worten zeigt sich neben der starken Neigung zu Humor und Satire zweierlei wie schon immer, nämlich das Rückwärtsschauen in die Gefilde altdeutscher Literatur und die Hinneigung zum Volkstümlichen.

Zu diesem letzteren Zuge gehören die meisten poetischen Beiträge mit mehr oder weniger starker Beimischung von Satirischem und Mystischem. Den Volkston am innigsten treffen die schon genannten Gedichte von Uhland und Kerner, obgleich die „Fräuleinswacht" und besonders die „Zwei Särge" schon etwas viel Reflexion zeigen. Die Gedichte Brentanos sind keine Meisterwerke, aber der Lebensanschauung des damals verwaisten Gatten sehr entsprechend. Das gilt besonders von der „Einsiedlerin". Ein anderes Gedicht von ihm ist „Der Jäger an den Hirten". Eine Menge oft ganz ausgezeichneter Gedichte, z. B. auch von Hölderlin, Karl von Hardenberg, sind an Stelle des Mottos aufgenommen worden. Die Gedichte Fr. Schlegels „An den Ufern des Mains" und A. W. Schlegels „Tells Kapelle bei Küßnacht" sind keine hervorragenden Leistungen. Zacharias Werners Beitrag „Der steinerne Bräutigam und sein Liebchen" — gemeint ist eine alte Statue am Heidelberger Schloß, die von Efeu umrankt wurde — stand schon im Prometheus. Die meisten poetischen Beiträge hat Arnim selbst geliefert. Sein „Lehrgedicht an die Jugend" ist schon wegen jener auf Goethe bezüglichen Stelle erwähnt worden. Weitere Gedichte von ihm sind: „Becherklang", „Warnung und Ermunterung" und „Der König ohne Volk". Eröffnet wurde die Zeitung mit seinem „Freien Dichtergarten", einem für die meisten gewiß ganz unverständlichen Gedicht, das sich durch mehrere Nummern hinzog. Es besteht aus mehreren Teilen, die in allen Stücken die Porträtierung irgendwelcher Zeitverhältnisse vermuten lassen.

Weniger Glück hatten die Heidelberger Romantiker mit wissenschaftlichen Arbeiten über alte und neue Zeit. Für befähigt dazu scheint sich überhaupt nur Görres gehalten zu haben, der sich allerdings auch schon lange vor 1808 altdeutschen Studien gewidmet hatte. Gern hätte man auch Tieck für diese Arbeiten gewonnen. Es gelang aber nicht, obgleich man sich reichliche Mühe gegeben hat. In einem Brief an ihn schrieb Arnim (Briefe an L. Tieck, von Holtei, S. 13): „Geben Sie mir einen Überblick Ihrer Unter-

suchungen über die Nibelungen! Von Görres folgen in den nächsten Blättern merkwürdige Resultate über denselben geschichtlichen Kreis, denken Sie, wie viele Vorarbeiten Sie den Freunden alter Literatur ersparten, wie sie dann lustig auf Ihrem Grunde weiter bauen könnten; die schlimmsten Sünden in unsrer Zeit sind die Unterlassungssünden." Die „merkwürdigen Resultate" von Görres kamen auch bald und füllten mehrere Nummern. Es waren jene Ausführungen, von denen wir Goethe haben urteilen hören, sie zögen noch dichtere Schleier über die Nibelungen. Görres hat seinen Artikel überschrieben: „Der gehörnte Siegfried und die Nibelungen", und zu zeigen versucht, wie die beiden Sagenkreise miteinander verwandt seien. Wir erkennen heute ohne weiteres die Unzulänglichkeit dieser Untersuchung, aber auch schon damals hatte man offene Augen dafür. Außer Goethe eiferte auch Brentano gegen sie. Am 19. April schrieb er an Arnim (Steig, Arnim und Brentano, S. 253): „Görres' Aufsatz über die Nibelungen wäre viel besser nicht da: er ist als Dithyrambe zu knolligt und als gelehrte Untersuchung ganz ohne allen Wert. Er fängt mit dem 12. Jahrhundert an, und hier in Kassel liegt ein Fragment eines Romans vom achten Jahrhundert (Das Hildebrandslied) auf der Bibliothek, worin schon des Gedichtes Erwähnung geschieht."

In dasselbe Gebiet altdeutscher Forschung greifen auch Jakob Grimms „Gedanken, wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten". Der Aufsatz ist um so interessanter, da er zu den ersten Studien Grimms auf dem Felde der Wissenschaft gehört, das dieser Gelehrte in seinem späteren Leben mit so bewunderungswürdiger Virtuosität beherrschte. Grimm beginnt seine Abhandlung mit der Unterscheidung zwischen Natur- und Kunstpoesie, die er als epische und dramatische, Poesie der Ungebildeten und Gebildeten auseinandergehalten wissen will; denn er meint, daß in den epischen Dichtungen gleichsam ein Laut der Geschichte zu vernehmen sei, welcher durch das ganze Volk forthalle, rein, unwillkürlich, ganz ohne Anstrengung. Die Kunstpoesie hingegen wolle nur sagen, „daß ein menschliches Gemüt sein Inneres bloß gebe, seine Meinung und Erfahrung von dem Treiben des Lebens in die Welt gieße, welche es nicht überall begreifen wird, oder auch ohne daß es von ihr begriffen sein wollte". Über das Verhältnis von Poesie und

Tröst

alte und neue S

Ludn

Trost Einsamkeit,

alte und neue Sagen und Wahrsagungen, Geschichten und Gedichte.

Herausgegeben

von

Ludwig Achim von Arnim.

Mit zehn Kupfertafeln.

Heidelberg,
bei Mohr und Zimmer
1808.

Geschichte aber meint Grimm, in der ersten Zeit der Völker strömten beide in ein und demselben Flusse zusammen, so bei Homer. Nach der Scheidung aber hätten sich die Poesien zunächst ins Volk geflüchtet und dort ihr Leben weiter geführt. Sie träten uns jetzt als Volkssagen entgegen, niemals aber könne es möglich sein, daß Dichtungen Gebildeter zu gemeinsamem Schatze des Volkes würden.

Außer durch diese rein wissenschaftlichen Untersuchungen suchte man das Publikum vor allem durch Darbietung von Literaturdenkmälern alter Zeiten zur Erkenntnis ihres Volkstums zu erziehen. Man bot zu diesem Zwecke eine Menge Übersetzungen aus Grimms Sammlung „Altdänischer Heldenlieder", sowie Prosaerzählungen aus alten Chroniken. Unter diesen sei die Geschichte „Von dem Leben und dem Sterben des Grafen Gaston Phöbus von Foix" und „Die geistliche Spinnerin" erwähnt. Selbst aus dem Italienischen hat man manches zur Unterhaltung und Belehrung ausgewählt.

Abgesehen von diesen Studien suchten die Romantiker in der Einsiedlerzeitung auch durch volkstümliche Sagen und Lieder zu wirken. Die letzteren treten natürlich zurück, da eine Sammlung derselben schon im Wunderhorn veröffentlicht worden war. Aber auch die Gedichte Uhlands, Kerners und andrer trafen den Volkston recht gut, und die Übersetzungen Wilhelm Grimms aus dem Dänischen waren ja echte Volkspoesien. Mehr Raum hatte man den Sagen und Märchen einzuräumen gedacht, obwohl sie in Wirklichkeit auch nicht allzuhäufig in den einzelnen Nummern erscheinen. Von W. Grimm finden sich nur die beiden „Sagen von Glocken" zu Breslau und zu Attendorn. Seine Märchen behielt er natürlich für seine Sammlung. Von einem andern Märchen ist auch schon geredet worden. Runge hatte es dem Herausgeber erzählt, nämlich das Märchen „Von dem Machandel Bohm", ein Kindermärchen in der Hamburger Volkssprache, das erst durch diese Veröffentlichung so bekannt geworden sein soll.

Mit einer weiteren märchenartigen Geschichte, der „Geschichte des ersten Bärnhäuters", betreten wir schon den Boden, auf den der Herausgeber sich nur ganz widerwillig hatte drängen lassen, nämlich den der Satire. Die Schuld an diesem polemischen Artikel trägt vor allem das Morgenblatt mit seinem Verbündeten Voß. Ganz ausführlich berichtet Pfaff (Trösteinsamkeit 1883) über den

Streit. Hier mag nur so viel angeführt werden, als zum Verständnis der späteren Zeitschriften notwendig ist. Die Feindschaft zwischen dem Morgenblatt und den Romantikern war durch einige verleumderische Briefe G. Reinbecks über Heidelberg zu hellem Feuer entfacht worden, nachdem früher schon genügend Zündstoff, wenn auch verborgen, vorhanden war. Die Romantiker antworteten mit einer äußerst gehässigen Erklärung, die den Gegensatz nur noch mehr verschärfte und Reinbeck Eingang in die Redaktion des Morgenblattes verschaffte. Dabei sahen die Heidelberger Einsiedler auch in Voß, der die Briefe Reinbecks ebenfalls gemißbilligt hatte, ihren Gegner und trieben auch ihn durch ihr Verhalten der Morgenzeitung zu. Von dieser aus begann nun ein offener Kampf, der sich vor allem gegen die Begünstigung der Volkspoesie und die Bevorzugung des Sonetts richtete. Die literarische Fehde macht auf den Fernstehenden einen peinlichen, stellenweise auch langweiligen Eindruck; denn beide Parteien suchten sich in Grund und Boden zu bohren und besaßen doch so herzlich wenig Talent zur Polemik. Bei Voß zeigt sich das besonders, aber auch bei den Romantikern war nichts mehr von der geistreichen Satire früherer Zeiten zu verspüren. Gleich die Ankündigung Arnims hatte dem Morgenblatt, wie man verstehen kann, Anlaß zu Hohn und Spott gegeben. Arnim und Brentano antworteten darauf in der „Zeitung für die elegante Welt", die auch damals noch auf seiten der Romantik stand, wie folgt (Intell.-Bl. Nr. 15 vom 25. März 1808): „Unterschriebene unglückliche vereinsamte Familie rettet sich aus den neidischen Miszellenverfolgungen eines geehrten Morgenblattes und tritt vor den Richterstuhl eines geehrten Publikums. Ein trauriger Vater mit sieben harmlosen Jungen, die einzigen Herausgeber der Zeitung für Einsiedler, erklärt ihre Mutter, die berüchtigte verlaufene Fama, welche sie groß zu säugen vergessen und dem Morgenblatt die eingeklammerte Nachricht zugeraunt hat (das Morgenblatt hatte die Vermutung ausgesprochen, die Gesellschaft für Einsiedler bestünde, „wie Fama raunt", aus zwei Personen), als wäre die Gesellschaft Herausgeber wie ein Januskopf aus zwei Personen zusammengeleimt, hierdurch öffentlich für eine Lügnerin ... Zu unsrer Satisfaktion können wir bei dieser Gelegenheit anzeigen, daß außerdem zwei noch lebende berühmte Männer, die beiden Gebrüder Vater-

mörder sich als Mitarbeiter und zwei gewöhnliche Menschen als Subskribenten gemeldet haben." So sehr sich Arnim auch sträubte, endlich wurde der Streit auch in die Einsiedlerzeitung hereingetragen, der erste polemische Artikel größeren Umfangs ist die „Geschichte des ersten Bärnhäuters". Sie ist im allgemeinen noch sehr harmlos, und Brentano hat recht, wenn er schreibt: „Ich glaube der Bärnhäuter wird jedermann Spaß machen, und die Satire drin ist gar keine Satire und deutet doch mit Fingern drauf." Der ausführliche Titel der Erzählung heißt: „Geschichte und Ursprung des ersten Bärnhäuters. Worin die Volkssage vom papiernen Kalenderhimmel und vom süßen breiten Gänsefuß, nach Erzählungen einer alten Kinderfrau aufgeschrieben vom Herzbruder." Die Geschichte ist wenigstens anfangs in wörtlicher Übereinstimmung der gleichnamigen Erzählung Grimmelshausens samt dem ersten Bild vom Bärnhäuter entnommen. Über die einzelnen satirischen Anspielungen, besonders auch des Bildes von der Versuchung des Bärnhäuters durch die Tiergesellschaft, kann hier nicht gehandelt werden, wie ergötzlich es auch wäre. Gegen Schluß der Zeitschrift finden sich noch zwei satirische Artikel. Der eine ist von Arnim und trägt die Überschrift: „Geschichten des Herrn Sonet und des Fräulein Sonete, des Herrn Ottav und des Fräuleins Terzine. Eine Romanze in 90+3 Soneten." Die Satire war aber ohne alle Wirkung, sie bestätigte vielmehr die Unfähigkeit ihres Verfassers zu dieser Art der Polemik; denn dieser Artikel ist nicht nur dem Inhalt nach sehr schwach, sondern auch technisch ganz unvollkommen (vgl. Pfaff, Trösteinsamkeit LXIX f.). Bedeutend heftiger ging Görres vor. Schon Anfang Juli ließ er in der Einsiedlerzeitung einen sehr geharnischten Artikel erscheinen, der auf eine Verdammung des Sonetts von seiten Vossens in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung Bezug nahm. Görres nennt diese Kritik eine Schlacht, und zwar eine Sonettenschlacht, und da der Redakteur der Literaturzeitung den Namen Eichstätt führte, so setzte Görres sehr humorvoll diesen Namen als Ortsnamen jener gewaltigen Schlacht hinzu und schrieb seine „Sonettenschlacht bei Eichstätt", die mit den Worten beginnt: „Entsetzlichkeiten sind vorgefallen, haaransträubende, himmelanschreiende, höllenabfahrende, gebeinzermalmende, herzzerreißende, bluterstarrende, kannibalenwürdige,

menschenwürgende, tränenverlockende, abscheuliche Begebenheiten haben sich ereignet." Noch ausfallender gegen Voß wurde Görres in einem andern Beitrage „Des Dichters Krönung. Eine dramatische Idylle". Da aber auch dieser, wie schon Arnims Beitrag, der letzten Nummer der Einsiedlerzeitung nur als sogenannte Beilage mitgegeben worden ist, so braucht hier nicht näher darauf eingegangen zu werden.

Der Erfolg, der mit dieser Polemik erreicht wurde, war höchstens ein ideeller, aber auch das kaum; denn man hatte auch mehrmals sich selbst bloßgestellt. Der materielle Erfolg blieb aber ganz aus. Das Morgenblatt siegte, allerdings nur insofern, als es den Kampf überlebte, während der Einsiedler auf dem Felde blieb. Die Freunde der Romantik werden gewiß an manchen polemischen Artikeln ihre Freude gehabt haben. Im ganzen aber waren gewiß auch sie wenig über diesen Kampf erbaut. Am deutlichsten läßt sich das an Goethe nachweisen. Brentano berichtet von Arnims Besuch in Weimar folgendes darüber (H. Zimmer, J. G. Zimmer und die Romantik, S. 190): „Gegen Voß gibt er ihm (dem Arnim) in allem gänzlich recht und bedauert nur, daß er ihm irgend je geantwortet." Auch Arnim selbst, so kampfesfreudig er in seiner Zeitung auch ausschaut, verdroß der Kampf sehr. Am 29. September 1808 schrieb er an Goethe (Goethe und die Romantik II, 131): „Die Polemik, die ich in den Beilagen, Anmerkungen, Vorrede gegen die allerverschiedensten Widersacher ausüben mußte, machte mir das Unternehmen widrig." Aber die Polemik allein hat das Eingehen der Einsiedlerzeitung nicht verursacht, hierfür kommen noch eine Menge andrer Momente in Frage. In erster Linie natürlich die Unpopularität der Zeitschrift. Es ist schon gesagt worden, wie die Herausgeber dieses Hindernis zu überwinden suchten. Daß sie es wirklich erkannt haben, geht aus einem Brief Brentanos hervor, in dem er an Arnim schreibt (Steig, Arnim und Brentano, S. 253): „Ich finde den Einsiedler noch immer für den Beginn der Wallfahrt zu schwer und ungefüge, nicht als wünschte ich ihn leichter an sich, ich wünschte ihm seine Last besser und gleichmäßiger aufgepackt." Auch Uhland ist ähnlicher Meinung, wenn er sagt (Mayer: Ludwig Uhland I, 89): „Mir ist diese Zeitschrift interessant, dem großen Publikum schwerlich."

Trotzdem ist es zweifelhaft, ob die Einsiedlerzeitung so schnell (Ende August 1808) eingegangen wäre, wenn nicht noch manches andre dazu mitgewirkt hätte. Es waren meist Kleinigkeiten, die aber doch die Herausgeber stark beeinflußten. Die Romantiker waren eben reine Stimmungsmenschen und als solche unberechenbar. Bezeichnend ist Arnims großer Ärger über die Druckfehler. Er war nicht imstande, die Korrekturbogen mit Gründlichkeit zu lesen, und so blieben oft die haarsträubendsten Dinge stehen. Sogar Goethe gegenüber (Goethe und die Romantik II, 131) klagt er darüber, was für Kummer ihm die Korrekturen machten. Man hatte die Zeitschrift gegründet, weil reichliche Vorräte an Beiträgen vorlagen, und das war für diese Romantiker von vornherein eine Gefahr. Es lebte sich da in der ersten Zeit so sorglos und schön; sobald aber für die Zeitung auch noch positive Arbeit geleistet werden mußte, war die Begeisterung bald verraucht. Als die Einsiedler sich dann in eine unabsehbare Polemik eingelassen hatten, bei der sie selbst fühlten, daß ihre Kraft ausgehen würde und daß sie sich überhaupt nicht genügend vorbereitet hatten, ließen sie das Unternehmen fallen. Treffend sagt Pfaff (Trösteinsamkeit XXXV) hierüber: „Es lag auch in der Natur der Romantiker, nichts zu Ende zu führen. Immer kamen sie zu früh ohne gehörige Voruntersuchung, ohne genügende Erprobung ins Theoretisieren, dann verrannten sie sich: wußten sie endlich keinen Ausweg mehr aus ihrem Irrgarten, so sprangen sie über die Mauer und waren aller Sorgen los." Man würde Arnim indessen unrecht tun, wollte man nicht noch eines andern Umstandes gedenken, der das Scheitern des Journals vielleicht in erster Linie verursachte. Das Unternehmen war begründet von einer „Gesellschaft von Einsiedlern", war also das Unternehmen eines Freundeskreises. Die Glieder desselben aber wurden bald vom Schicksal getrennt, und so fehlte gerade das, was einst den Antrieb zu der Begründung der Zeitung gegeben hatte: Das Zusammenarbeiten auf Grund persönlicher Anregung. Wie schwer Arnim die Trennung geworden ist, hat er Goethe gebeichtet und ihm geschrieben (Goethe und die Romantik II, 131): „Die Korrektur nahm meine Zeit und spickte mich in einer schönen Gegend fest, in der ich nach der Abreise meiner Freunde Görres und Brentano wie in einem aussterbenden Kloster hause. So laufe ich denn lieber

in die Welt und sehe, was da Gutes passiert, und lasse das Vossische Haus mit seiner großen schreibseligen Anhängerschaft noch zehn divina Comoedia schreiben."

So ganz ohne Sang und Klang wollte aber Arnim doch nicht von seinem Platze scheiden. Er hat darum die Nummern seiner Zeitschrift gesammelt und sie nachher in Buchform herausgegeben unter dem Titel: „Trösteinsamkeit, alte und neue Sagen und Wahrsagungen, Geschichten und Gedichte". Man sieht, auch hier hat er seine Maske noch nicht abgelegt, er tut dies aber in der Vorrede „An das geehrte Publikum!", um, wie er schreibt, dem geehrten Publikum „die Geschichte dieser Maskerade, dieses Buchs und aller darin erlebten und gemachten Späße" zu erzählen. Dabei vermeidet er nicht, nun auch das Publikum, das seine Zeitung so wenig beachtet hat, ein wenig satirisch zu beleuchten. Zuvorkommenderweise hat er sogar ein Porträt desselben als Kupferbeilage, gestochen von L. Grimm nach Lavaters Physiognomischen Fragmenten (3, 170), beigefügt. Es stellt den deutschen Michel dar, wie er die Nachtmütze bis tief über die Ohren gezogen hat. Die Erläuterungen, die Arnim dazu gibt, sind vielleicht das Beste, was ihm in dieser Hinsicht in der Einsiedlerzeitung gelungen ist. Im weiteren bringt er Ausführungen über das, was er mit der Zeitschrift zu erreichen gesucht hat, das Wichtigste ist schon gelegentlich erwähnt worden.

Trotz der vielen Mißerfolge ist die Einsiedlerzeitung von großer Bedeutung gewesen. Wenn man ihren Einfluß bei ihrer geringen Verbreitung auch nicht überschätzen darf, so ist doch sicher, daß sie mit an der Wiederaufrichtung des deutschen Volkes gearbeitet hat. Das hat man auch in jener Zeit schon erkannt. Eichendorff spricht sich z. B. folgendermaßen aus (Eichendorff, Liter. Nachlaß, S. 309): „Die merkwürdige Zeitung hat nicht lange gelebt, aber ihren Zweck als Leuchtkugel und Feuersignal vollkommen erfüllt."

In der Reihe der romantischen Zeitschriften gebührt der Einsiedlerzeitung unbedingt einer der ersten Plätze. Sie gehört zu den Journalen der jüngeren Romantik und hat daher — wie alle andern — ein scharf ausgeprägtes Kolorit. Sie steht vollkommen auf nationaler Grundlage, sie ist eine deutsche Zeitschrift, die einem geeinten Vaterlande vorarbeitet. So scharf sie aber auch ihr Ziel vor Augen sieht,

so weicht sie nicht von dem vorgezeichneten Weg, der durch Wälder tiefer Dunkelheit führt und unsägliche Beschwerden von vornherein ankündigt, ab. Sie wendet sich nicht dem Wege der Politik zu, sie sucht auch nicht durch Zusammenschluß der bedeutendsten Gelehrten zu journalistischen Zwecken auf das Volk zu wirken, sie läßt prinzipiell das Thema Religion, das später in einigen Zeitschriften mehr Unheil als Segen stiftete, beiseite, sondern sie will einzig und allein durch das Versenken in die altdeutsche Literatur und durch das Heben des Schatzes gesunder Volkskraft den Deutschen ein kräftiges Nationalbewußtsein anerziehen. Schon diese Absicht, selbst wenn sie nicht von Erfolg gekrönt worden wäre, muß der „Zeitung für Einsiedler" einen Ehrenplatz unter den Zeitschriften der Romantik sichern.

Pantheon.

Eine Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst. Von Büsching und Kannegießer. 1810.

Die erste Blüte romantischer Journalistik der zweiten Periode war bald dahingewelkt. Die fröhlichen Gärtner des anmutigen Neckartales waren entflohen. Erst in Berlin fand man sich wieder zusammen, um dort gewaltig verstärkt durch eine Menge Gleichgesinnter dem gleichen Ziele wie früher zuzustreben. Das erste gemeinsame Unternehmen war das „Pantheon. Eine Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst". Schon Titel und Untertitel verraten deutlich den Abstand von der „Zeitung für Einsiedler". Bei dieser letzteren war eine gewisse Gemütlichkeit gleich aufs Panier geschrieben. Die Einsiedler waren gute Freunde, die es mit ihrer Askese nur insofern ernst nahmen, als sie sich alles literarischen Wustes enthalten wollten. Nur für sich und andre gleichgesinnte Einsiedler wollten sie schreiben, singen, dichten, träumen; und die Nachtmütze auf dem Kopf des Publikums hätte auch ihnen, freilich in anderm Sinne als bei jenem, nicht schlecht gestanden. Sie hatten sich, wie das Einsiedler und Mönche so machen, ein herrliches Fleckchen Erde ausgesucht, um hier desto besser angeregt zu werden. Ernste Kritik lag ihnen fern, nur im Scherz sollte über Gegenstände der Außenwelt abgeurteilt werden; und nur, wenn sie sich zu sehr in ihrer Einsiedelei gestört sahen, wurden auch sie einmal grob, aber im ganzen und großen waren es recht gutherzige Menschen. Unter dieser Maske hatte diese Zeitschrift auf der Bühne der Welt gespielt. Mit einem ganz andern Gesicht tritt das Pantheon in die damalige Welt, starr, wie die Säulen an jenem griechischen Tempel. Der Wissenschaft in erster Linie und dann der Kunst sollte es geweiht sein. Der erste Anblick täuschte denn auch nicht, aus dem Inhalt schon war ersichtlich, daß man es mit einem Unternehmen von Gelehrten zu tun hatte. Es fehlt in dieser Zeitschrift zunächst jener journalistische Schwung, der gerade in der Einsiedlerzeitung bis zur Übervirtuosität oder gar Liederlichkeit ausgebildet war, jener angenehm plaudernde Feuilletonstil, der auch an Kleists Abend-

blättern zuletzt vermißt wurde. Es fehlte schließlich die humorvolle Darstellung, durch die man ebenfalls in der Heidelberger Zeitschrift verwöhnt worden war. Im Pantheon herrscht vielmehr ein ungemein sachlicher, ernster und würdevoller Stil. Man merkt an manchen Stellen selbst etwas von Zunftgelehrsamkeit, und zwar insofern, als einzelnen Artikeln ordentlich anzusehen ist, wie ihre Verfasser von der eminenten Wichtigkeit ihrer Auseinandersetzungen überzeugt sind. Es erklärt sich daraus der etwas mosaikartige Charakter des Pantheon. Die einzelnen Beiträge stehen wie scharf behauene Steine nebeneinander, ohne daß man in ihrer Gesamtwirkung eine deutliche Harmonie erkennen könnte. Betrachtet man die einzelnen Beiträge für sich, so zeigt sich auch da, daß Männer der Wissenschaft sie geschrieben haben. Zu den Eigenheiten, die der Zeitschrift in ihrer Gesamtheit zugesprochen worden sind, kommen hier noch einige höchst charakteristische hinzu. So bemerkt man auf den ersten Blick eine mehr wohltuende als pedantisch wirkende Gewissenhaftigkeit, die allerdings in einen schulmeisterlichen Ton zu verfallen droht. Da ist fast kein Beitrag, sei es eine Übersetzung oder sonst etwas, dem nicht eine sorgfältig erwogene Einleitung vorangeschickt würde. Der Leser wird von fern her gerade auf diesen Stoff und die hohe Bedeutung gerade dieser Gesänge oder jener Situation hingewiesen. Wenn Bruchstücke geboten werden, so geht diesen eine Einführung voran, die den Gang der Ereignisse bis zum Einsetzen der Probe schildert. Auch in Anmerkungen am Ende des Dargebotenen folgen oft seitenlang Notizen zu schwerverständlichen Stellen oder unbekannten Namen fremder Mythologien; das alles ist mit einer Sorgfalt und Peinlichkeit zusammengestellt, die eben nur deswegen so auffallend wirken, weil ein solches Verfahren so ganz unromantisch war. Wo aber die Wissenschaft mit all ihrem Ernst im Vordergrunde steht, da ziehen sich die Musen meist zurück. Selbst kunsttheoretische Abhandlungen, die man noch am ersten vermuten sollte, fehlen fast ganz und treten nur dann auf, wenn sie durch antike Studien veranlaßt werden, die Verfasser waren eben nicht Philosophen und Dichter zugleich. Dichter hätte es schon eher gegeben, aber diese waren weniger Philosophen als Philologen und wußten trefflich diese beiden Seiten ihres Innern in Harmonie zu bringen. Namen wie Büsching und Kannegießer sagen ohne

weiteres, wie sie das taten, nämlich durch poetische Übertragungen von Dichtungen fremder Völker. An solchen ist das Pantheon vor allem reich, und im Hinblick darauf wird man diese Zeitschrift eine Fortsetzung der Polychorda nennen können, jener Schöpfung Bodes, an der schon Kannegießer reichen Anteil genommen hatte. Um Mitarbeiter unter den Dichtern hat sich Büsching reichlich bemüht, er hat Leute wie Körner, Uhland und Goethe eingeladen. Auch Brentano und Arnim hatten Beiträge zugesagt, die aber wegen der kurzen Lebensdauer des Pantheons nicht haben erscheinen können. „Gräfin Dolores" wäre hier zu nennen. — So erscheinen die Mitarbeiter des Pantheon als eine Gruppe von Gelehrten und Schriftstellern, die von gutem vaterländischem Geist beseelt sind, die sich eifrig um ihre einzelnen Wissenszweige bemühen, denen aber eine feste Organisation vollkommen fern liegt. „Wir wollen keine Sekte, wir wollen keine neue Schule stiften," so rufen sie in dem Vorwort zum zweiten Hefte des ersten Bandes der Welt zu. Infolgedessen vermissen wir bei diesem friedlichen Charakterzug alle Konflikte, alles entschiedene Vorgehen gegen offenkundige Mißstände; eine feurige Kritik, das Hauptkriterium der Romantik, fehlt ganz, und nur gelegentlich einer Theateraufführung fallen einige möglichst vorsichtige Worte. An irgendeinen Zusammenstoß mit der Behörde scheint man gewiß nicht einmal gedacht zu haben, und so steht das Pantheon nicht nur im Gegensatz zu den letzten Heften der ihm vorangehenden Einsiedlerzeitung, sondern auch zu den ihm nachfolgenden Berliner Abendblättern. Das Pantheon erscheint als eine Insel im Strome der romantischen Kämpfe, als eine Insel, die die Wellen nicht haben fortreißen können, die aber, vom Wasser befruchtet, friedliche Blumen emporsprießen läßt.

Im Intelligenzblatt Nr. 32 vom Dezember 1809 erschien in der „Zeitung für die elegante Welt" folgende Ankündigung des Pantheon: „Verbunden mit vielen achtungswürdigen Männern und unsern Freunden, werden wir Unterzeichnete in dem kommenden Jahr eine Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst beginnen, die sich durch Mannigfaltigkeit, durch Prosa und Verse, eigene Sachen und Übersetzungen, Erzählungen, Abhandlungen, Rezensionen, Novellen, Aufsätze von dem verschiedensten Stoff und von den verschiedensten Formen auszeichnen soll. Beseelt von dem Wunsch,

etwas Vorzügliches zu leiſten, haben wir mehrere Männer zur gütigen Beihilfe aufgefordert, die in der vaterländiſchen Literatur mit Ruhm bekannt ſind und deren Namen wir demnächſt dem Publiko anzeigen werden." Zu den Männern, „die in der vaterländiſchen Literatur mit Ruhm bekannt ſind", gehörten auch die Brüder Grimm. Ihre Briefäußerungen über das Pantheon ſind ſehr intereſſant, da ſie ihre perſönliche Stellungnahme zu dieſem Unternehmen kennzeichnen. Wilhelm ſchreibt an ſeinen Bruder (Briefw. zw. Jak. u. W. Grimm aus der Jugendzeit 1880, S. 190): „Büſching und Kannegießer, der Überſetzer, geben ein Journal Pantheon heraus für Wiſſenſchaft und Kunſt, um zu ſehen, ob jene beſſer fortſchiebt als dieſe, da es mit der Aſtiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft nicht fortwollte. Wir ſämtlich haben Einladungen dazu erhalten, je eher wir etwas ſchicken, je beſſer, und acht Thaler für den Bogen. Ich habe ihm geſagt, ich hätte meine Brieftaſche in Treuenbrietzen liegen laſſen, wenn ich zurückreiſte und ſie noch fände, wollte ich flugs ſehen, ob etwas Artiges für ihn darin wäre, auf jeden Fall hoffte ich Gelegenheit zu haben, Zuſätze zu des ſeligen Büſchings Geographie liefern zu können." Auch Goethe war, wie ja ſtets, als Mitarbeiter eingeladen, aber vergebens. Wenn trotzdem der zweite Band mit einem Goetheſchen Weinlied, „Rechenſchaft" überſchrieben, eröffnet wurde, ſo verdankte man dieſen Beitrag dem Berliner Muſiker Zelter, dem Dirigenten der Liedertafel, dem es für ſeinen „frohen und heiteren Verein" von Goethe zugeſandt worden war. Am Ende des erſten Heftes vom zweiten Bande findet ſich auch die Zelterſche Vertonung dieſes Liedes. Vermittlerrollen ſcheinen beim Werben um Mitarbeiter nicht nur Goethe gegenüber eine große Rolle geſpielt zu haben. Auch Uhland iſt auf dieſem Wege gewonnen worden. In einem ſeiner Briefe an Fouqué (Briefe an Fouqué 1848, S. 493) iſt zu leſen: „Der Einladung zum Pantheon wünſchte ich durch die beifolgenden Gedichte zu entſprechen. Teilen Sie den Herausgebern davon mit, was Ihnen geeignet erſcheint." Man hat noch eine Menge bedeutender Männer zur Mitarbeiterſchaft eingeladen und auch viel Zuſagen erhalten, ſo daß die Herausgeber zu Anfang des zweiten Heftes die Liſte der Teilnehmer mit Stolz abdrucken konnten. Dort leſen wir z. B. Namen wie: Arnim, Brentano, Hofrat Eſchenburg zu Braunſchweig, Hr. Grimm zu Kaſſel, Hr. v. d. Hagen zu

Berlin, Hofrat Hirt zu Berlin, Direktor Iffland zu Berlin, Legationsrat Jean Paul Friedrich Richter in Bayreuth, Herr Dr. Schulz in Weimar. In der Vorrede zum zweiten Heft des zweiten Bandes heißt es weiter: „Außer den schon genannten Teilnehmern können wir noch nennen: Herrn Bernhard Docen zu München, Herrn Friedrich Lange zu Berlin, Herrn Glöckle zu Rom, Herrn Dr. Hennig zu Königsberg, Herrn Bernhard Hundeshagen zu Hanau, Herrn Maler Müller zu Rom, Herrn Dr. und Prof. Schulze zu Weimar."

Wenn auch aus der Fülle der hier angekündigten Mitarbeiter mancher keinen Beitrag geliefert hat, so muß trotzdem gesagt werden, daß kaum eine Zeitschrift der Romantik sich einer so großen Teilnehmerzahl aus aller Herren Länder erfreut hat. Man kann daher Steig keineswegs zustimmen, wenn er (Kleists Berliner Kämpfe) behauptet, das Pantheon sei zwar in Leipzig erschienen, sonst aber ausschließlich von Berlinern geschrieben worden, schon Passow aus Weimar macht eine Ausnahme, Dichter wie Uhland usw. gar nicht zu nennen. Der Grund, warum von so vielen Mitarbeitern keine Beiträge veröffentlicht worden sind, liegt offenbar in der kurzen Lebensdauer der Zeitschrift. Es erschienen nur fünf Hefte. Welchen Roman Arnim für das Pantheon bestimmt hatte, ist schon erwähnt, bedauerlich ist ferner, daß von Brentano und Jean Paul nichts veröffentlicht worden ist. Auch ein Artikel über Goethes Wahlverwandtschaften von Solger ist nicht erschienen (Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel, hrsg. von Tieck und Raumer I, 203). Außer den Genannten haben die Herausgeber noch einige Mitarbeiter gewonnen, unter denen Fichte, Solger und Adam Müller die bedeutendsten sein dürften. Der Philosoph Fichte zeigt sich hier als Übersetzer und eröffnet die Zeitschrift mit einer Übertragung vom dritten Gesang „Aus Camoëns Lusiade" ... Man wird den philologischen Scharfsinn Fichtes nicht verkennen, aber zum Dichter war dieser Mann nicht geboren. Besondere Schwierigkeiten haben ihm offenbar Reim und Rhythmus gemacht, denn Verse wie:

Verwaiset, einsam, ohne Schutz und Rater,
Spricht also an den grausamen Großvater,

dürften doch mit Poesie nicht viel zu tun haben. Interessant ist es ferner, daß endlich auch einmal Solger, den man so gerne den Philosophen der Romantik nennt, hier in einer Zeitschrift an die

Öffentlichkeit tritt. Auch er wirft den Philosophenmantel ab und zeigt sich als Philolog und Dichter. Er ist einer von denen, die die altklassische Bildung und Kunst für die einzig wahre halten. Darum beschäftigt er sich nur mit antiken Stoffen. So übersetzt er einige der Pindarischen Siegeshymnen und hält sich dabei so streng an Wort und Form der Alten, daß von einer Eindeutschung eigentlich nicht die Rede sein kann. Sein kunsttheoretischer Aufsatz wird an andrer Stelle Erwähnung finden.

Fügt man diese Mitarbeiter zu den vorher genannten hinzu, so wird auch die frühere Behauptung eine sichere Begründung erfahren, nämlich daß die Zeitschrift keinen einheitlichen Charakter bekommen konnte. Es lag diese Mannigfaltigkeit auch in dem Sinne der Herausgeber; denn sie schrieben ausdrücklich: „Jeder der Freunde hat sich einem besonderen Gebiet der Literatur und Wissenschaft hingegeben, und er wird auch aus diesem Gebiet der Literatur seine Beiträge bieten." Der Zweck aller dieser Bemühungen soll sein: „Wir wollen eine freundschaftliche Ergötzlichkeit, mit Belehrung verbunden, bereiten und dem, was wir bringen, ein frisches blühendes Leben zu verschaffen suchen. Dem Seichten, Charakterlosen und Frivolen in der Literatur, welche besonders so manche Zeitschriften gleichen Zweckes wie die unsrige erniedrigt, entgegenzukämpfen, nicht durch Polemik, denn diese hilft wenig, sondern durch die Tat, wird unser Bemühen sein." Inwieweit in der Zeitschrift selbst dieser Ankündigung entsprochen worden ist, mögen die folgenden Betrachtungen der einzelnen Beiträge zeigen.

Unter ihnen gibt es zunächst einige, die dem Charakter einer romantischen Zeitschrift entgegenstehen, so die Übersetzungen aus dem klassischen Altertum, wie sie Solger geliefert hat. Ihm zur Seite stehen der Weimarer Gelehrte Passow mit seinem Artikel „Denkmale der hellenischen Elegie" und Raumer mit der Vorlesung über „Perikles und Aspasia". Selbst der Romantiker Bernhardi erscheint in griechischem Gewande und bietet eine Abhandlung „Über den Philoktet des Sophokles". Auch Solgers Aufsatz „Etwas über das Verhältnis des Ideals zur Nachahmung der Natur in der Kunst" geht hauptsächlich von der Antike aus, um dann allerdings rein romantischen Gedankengängen zu folgen.

Mit diesem letzten Aufsatz nähern wir uns schon der bedeutend

größeren Gruppe von Beiträgen, die rein romantischen Charakter trägt. Zu ihr gehören vor allem die Übersetzungen aus modernen Literaturen. Auch hier fehlen nicht die schon erwähnten theoretischen Geleitworte. Gelegentlich einer Besprechung der „Lehrreichen Erzählungen des Miguel Cervantes de Saavedra", übersetzt von Sigismund Siebman, werden Tieck und A. W. Schlegel als die vorzüglichsten Übersetzer Deutschlands gerühmt. Dabei wird auch der Gedanke ausgesprochen: „Wenn es der Charakter der Deutschen ist, alle Kulturen, welche andre Nationen im Laufe ihres Daseins sich erwerben, auf sich zu übertragen und in sich aufzunehmen, so erhellt daraus ohne weiteres, daß sie die philologische und übersetzende Nation sein müßte, und so findet es sich in der Tat." Das Verständnis einer fremdsprachlichen Poesie erfordere aber ein ausgedehntes Sprachstudium und könne daher nur Sache einer minder zahlreichen Klasse einer Nation sein, bei der dann aber die Schätze fremder Kulturen deponiert lägen. Zu dieser Klasse müsse daher eine zweite kommen, die das Erworbene in die gemeine Form der Nation zurückführen und es in Nahrung für die Masse des Volkes verwandeln könne. Dieses sei die Bedeutung und die Bestimmung der Übersetzer, einer verehrungswürdigen Klasse von Gelehrten. Daß diesen theoretischen Forderungen die praktischen Versuche auch im Pantheon nicht ganz Schritt halten, wird niemanden wundern, schon der Versuch muß geehrt werden, und dazu gibt diese Zeitschrift Gelegenheit. Wer von der Polychorda herkommt, wird verwundert sein, im Pantheon keine Übertragungen orientalischer Poesien zu finden. Auch die Poesien der romanischen Völker sind fast nicht vertreten. Eine Ausnahme macht die erwähnte Übertragung des zweiten Gesanges der Lusiade von Fichte. Aus Italien stammt nur eine Prosaübertragung aus dem Decameron des Boccaccio, die dritte Erzählung des zehnten Tages, von Kannegießer, die für uns deswegen von Bedeutung ist, weil Lessing sie als Quelle zu seinem Nathan benutzt hat. Dagegen wurde vor allem aus England, das durch die Popularität Shakespeares besondre Anziehungskraft hatte, eine Menge Stoff benutzt. Kannegießer bot einige Stücke aus seinen Übersetzungen Beaumonts und Fletchers so z. B. aus dem Schauspiel „Philaster", oder ein Bruchstück aus der „Feenkönigin" von Edmund Spenser, einem alle-

gorischen Gedicht, das eine Anweisung zu allen ritterlichen Tugenden enthält. Verwandt mit dieser Dichtung ist „Die Erzählung des Ritters" von Gottfr. Chaucer aus seinen berühmten Canterbury tales. Ebenfalls englischen Vorlagen sind noch zwei andre Dichtungen entnommen: die schottische Romanze „Das Mädchen von Lochroyan", von Henriette Schubart übersetzt, und „Ossians Tighmora" von C. W. Ahlwardt.

Daß auch die nordische und speziell die dänische Literatur Übersetzungsproben im Pantheon gefunden hat, braucht bei einem Blick auf die Liste der Mitarbeiter nicht zu verwundern. Von der Hagens Name bürgte dafür. Man findet von ihm zwei ganz ansehnliche Sammlungen „Altdänischer Volkslieder". In diese hat er vor allem solche aufgenommen, die zu den Sagen des Heldenbuches und der Nibelungen gehören. Das entspricht seiner Meinung, daß viele dänische Sagen mit unsern nationalen Sagen des Heldenbuches und der Nibelungen innig zusammenhängen, und zwar in dem Sinne, daß ursprünglich die ältesten Sagen gemeinsame Stammsagen des reinen großen nordisch-deutschen Volkes gewesen seien. Ausführlich spricht dann Von der Hagen in seiner Vorbemerkung von dänischen Kaempe Viser (Kämpfer Weisen), die eine große Ähnlichkeit mit Liedern zeigten. Als Belege führt er die Gedichte an „Frau Grimild und Held Hagen", „Frau Grimild und ihre Brüder", „Grimilds Verrat an ihren Brüdern". Im letzten Heft setzt Von der Hagen seine Betrachtungen fort und bespricht in einer sehr wissenschaftlich gehaltenen Einleitung einzelne Sagen, bzw. Sagenkreise. Dann führt er wieder Proben an, und zwar: „Vor allem trachtet nach der Braut Willen" und „Der streitbare Mönch". An dieser Stelle mag auch die Besprechung des Trauerspiels „Palmatoke" von Adam Oehlenschläger aus Kopenhagen Erwähnung finden. Der Verfasser legt die Fabel und Vorfabel klar auseinander und rühmt dann, daß der Dichter hier im Gegensatz zu seinem Aladdin, in dem sich glühende Phantasie und sinnreiche Allegorien zeigten, die lebendige Kraft der Darstellung und des Geistes zu schönster Blüte brächte. Endlich hat sich auch Büsching der altdeutschen Literatur zugewandt und ein Bruchstück aus Hartmanns „Armen Heinrich" ins Neuhochdeutsche übertragen.

Im Zusammenhange mit der altdeutschen Literatur stand bei den

Romantikern stets das Interesse an altdeutscher bildender Kunst. Auch im Pantheon finden wir diesen Zug romantischer Eigenart. Wiederum ist es der Herausgeber des Blattes selbst, Büsching, dem die Liebe für altdeutsche Malerei die Feder in die Hand drückt, und wiederum ist auch bei ihm Dürer der verehrte und geschätzte Künstler. So lesen wir auch hier in dem Artikel „Albrecht Dürer", Worte, die uns lebhaft an den verstorbenen Wackenroder und seine Begeisterung für diesen Meister erinnern. Auch Büsching preist Dürer als ein Ideal, dem man mit heiliger Scheu nahen solle und in dessen ganzes Wesen und Wirken man sich liebevoll vertiefen müsse. Ausdrücklich weist er auf den bewußten Gegensatz Dürers zu der italienischen Kunst hin, und daß er gesagt habe: „Ich will nicht italienisch, ich will deutsch malen." Dann aber hebt Büsching als echter Romantiker hervor, daß Dürer seinen deutschen Sinn besonders dadurch bewiesen habe, daß er in seinen Darstellungen das Dunkle und Mystische bevorzugte. Nachdem dann noch beklagt worden ist, daß man gegenwärtig so wenig gute Reproduktionen der Dürerschen Gemälde besitze, geht der Verfasser auf eine Beschreibung des Bildes „Der Tod der Maria" über. Die angekündigte Fortsetzung dieses Artikels ist leider unterblieben.

Anders als zur altdeutschen Kunst verhielt sich das Pantheon der Kritik gegenüber. Hier huldigte man keinesfalls den Tendenzen der Frühromantik. Das war schon bedingt durch die große Zahl der Mitarbeiter, die dezentralisierend wirkte und keine einheitliche Meinung möglich machte. Außerdem fehlte es offenbar an einem kritischen Talent. Wenn man sich nun doch, dem allgemeinen Gebrauch entsprechend, zu Kritiken gezwungen sah, so war man äußerst vorsichtig. Man lobte nur, was allgemein anerkannt war, und begnügte sich sonst mit Inhaltsangaben.

Zwischen die wissenschaftlichen Aufsätze streuten die Herausgeber auch einzelne leicht verständliche, um so die Mannigfaltigkeit zu erhöhen und auch den Wünschen eines weniger gebildeten Publikums entgegen zu kommen. Man tat das auch noch in andrer Weise, so bot man Gedichte und Lieder, ferner Erzählungen, Reisebeschreibungen, Legenden und dergleichen. Die Gedichte, die Kannegießer, Hülsen und Fouqué boten, erhoben sich nicht über das Mittelmäßige; dagegen hat Uhland neben den drei poetischen Beiträgen: „Seliger

Pantheon.

Eine Zeitschrift

für

Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben

von

Dr. Johann Gustav Büsching

und

Dr. Karl Ludwig Kannegießer.

Ersten Bandes erstes Heft.

Mit 1 Bogen Musik.

Leipzig,

bei C. Salfeld.

1810.

Tod", „Das Schifflein" und „Des Hirten Winterlied", auch drei seiner bekannteren Romanzen: „Klein Roland", „Des Goldschmieds Töchterlein" und „Die Rache" abdrucken lassen.

Neben der Poesie sollten Erzählungen zur leichteren Unterhaltung dienen. Auch diese Beiträge sind ein Charakteristikum der zweiten Periode romantischer Zeitschriften. Hatten sie durch Kleists Novellen gleich mit einem Höhepunkte eingesetzt, so zeigt sich schon hier ein bedenklicher Abfall. Am unschuldigsten ist noch die „Legende von der heiligen Lanze zu Antiochien", in der die bekannte Sage von der Auffindung dieser Wunderlanze erzählt wird. Auch die Rittergeschichte „Die geraubte Königstochter" und die zwei Bruchstücke aus dem noch ungedruckten Buch, betitelt „Der heilige Herd" von Abeken, stehen etwa auf gleicher Stufe. Aber schon „Der Einäugige und sein Freund" von Dr. H. Schubart kennzeichnet durch die Parenthese „Eine Erzählung in Sadis Manier" eine Wendung zu jenen Geschichten, die von abenteuerlichen und grausenvollen Schicksalen zu berichten wissen.

Im Pantheon beginnt auch Fouqué als Erzähler sein Unwesen zu treiben. Er setzt zwar etwas schüchtern ein und liefert nur „Eine Geschichte vom Galgenmännlein", aber auch sie ist schon als Erzählung ganz unmöglich und weist deutlich auf die Nichtigkeit seiner Beiträge in den letzten romantischen Zeitschriften hin.

In dem Bestreben, keine Parteipolitik zu treiben, noch irgendwie auf die Gründung einer neuen Schule hinzuarbeiten, würde so das Pantheon völlig zahm und nüchtern geblieben sein, wenn es nicht noch einen Artikel gebracht hätte, der allerdings geeignet war, ein neues grelles Licht auf die damalige Zeit zu werfen. Er bildet allerdings einen bedeutenden Fortschritt und einen direkten Hinweis, ja eine Brücke zu der nächsten romantischen Zeitschrift, zu den „Berliner Abendblättern"; das ist Adam Müllers erste Vorlesung über Friedrich den Großen: „König Friedrich II. und die Natur, Würde und Bestimmung der preußischen Monarchie." Im Gegensatz zu den mehr kosmopolitisch denkenden Gelehrten des Pantheon tritt hier Adam Müller mit Donnerstimme auf und ruft seinen Deutschen und besonders den Preußen ins Gewissen: „Es muß für alle eine bewaffnete Überzeugung, eine Ehrensache werden oder sein, ein bestimmtes Vaterland zu haben! Die Behauptung, daß man vater-

landslos sei und bloß einer allgemeinen kosmopolitischen Denker- und Urteilerzunft angehöre, muß beleidigen, wie die Behauptung, daß man geschlechtslos oder ehrlos sei." Die Grundlage unsrer Ehre aber sei: „Der Gedanke einer ewigen Bereitschaft, sein Leben an etwas Höheres zu setzen." Dieses Höhere, meint Müller, sei die Nation. „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre", so hatte schon Schiller zu einer Zeit gesagt, wo die Romantik noch nichts von solchen Worten wissen wollte. Jetzt, wenige Jahre danach, schreibt sie ein Führer der Romantik fast wörtlich auf sein Panier. Im weiteren sucht Müller zu ergründen, warum der nationale Geist noch so wenig Menschen erfaßt habe, und er sieht das Haupthindernis in dem Glauben, daß die Rettung des Staates von sogenannten großen Männern erfolgen müsse. Dieses aber bedinge ein Ausruhen, ein Sichverlassen auf solche Heroen, dabei gehe aber auch alles Gefühl für die Selbstverantwortung und Freiheit verloren. Im Hinblick darauf sei es gut, daß die gebornen Herrscher recht verschieden veranlagt wären; denn in ihrem Kommen und Gehen bilde sich bald ein Ideal, das über allen schwebe und das man einen unsichtbaren König, oder auch Gesetz, Souverän, Nationalgeist nennen könnte. Wie schlecht es aber gegenwärtig um den Nationalgeist bestellt sei, sähe man daran, daß die Verzweiflung bei dem Unglück, das Deutschland letzthin getroffen habe (Napoleons Eroberungszug), größer und allgemeiner gewesen sei, als es einem Volke, welches seiner nationalen Existenz bewußt sei, anstehe. Der Grund hierfür liege in der Zeit Friedrichs des Großen, wo man sich ganz auf den Herrscher verlassen und ihn über das Vaterland erhoben habe. Leider stehe die Natur des preußischen Vaterlandes dem nationalen Ziele entgegen. Die Ergiebigkeit des Bodens sei gering, das Land zerstückelt, und der lange Frieden habe dazu beigetragen, das Volk eher zu entzweien als durch gemeinsame Gefahr zu verbinden. Trotz dieser Tatsache behauptet nun Müller: „Die preußische Monarchie, wie anders auch ihr Beruf scheinen möge, ist von der Natur vor allen andern europäischen Staaten und zuerst dazu bestimmt, jene Nationalität, welche die Natur ihr versagen will, durch wahre Kunst und mit Bewußtsein zu erzeugen." Der nächste Bürge für diese Behauptung ist Müller der Zwiespalt der Meinungen, und zwar

argumentiert er so: Wir leben in einem Volke der ausgeprägtesten Individualitäten; diese Ausbildung aller einzelnen, auseinandergehenden Bestrebungen sei aber wie nirgends fast an der Grenze des Möglichen angelangt, an der man sich dann wieder einigen und auf ein gemeinsames Ziel hinarbeiten werde, und das sei eben das Vaterland. Dieses Vaterland erscheine aber in doppelter Gestalt, nämlich in der äußerlich politischen und der inneren nationalen. Mit staunenswerter Offenheit legt Müller seinen Zeitgenossen ihre eigne bedauernswerte Lage vor Augen und gibt ihnen ungeachtet der Gefahr, die ihm drohte, Fingerzeige, welches der einzige Weg zur Rettung sei. Politische Abhängigkeit, wenn sie nur deutlich erkannt werde, sei eine Schule zur dauernden inneren und äußeren Freiheit. Zur Zeit Friedrichs des Großen habe man sich der äußeren Unabhängigkeit erfreut, aber der Mangel an innerer Freiheit habe gar bald zu den Zuständen geführt, unter denen Preußen jetzt leide. Zwar gäbe es ein Mittel, sich aus den Ketten zu befreien, nämlich indem man sie zerschlage; besser aber und wirksamer sei, daß man sie auseinanderwachse. Friedrich der Große habe durch seine Regierung die Bedeutung der äußeren Freiheit gekennzeichnet, die Schicksale der neusten Zeit dagegen hätten vor Gott keinen andern Zweck als die innere Freiheit und den Nationalgeist hervorzurufen, von denen die äußere Unabhängigkeit die unmittelbare Folge sein würde. — Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß dieser Artikel einen gewaltigen Eindruck hervorgerufen hat. Sein Verfasser war ja schon in jenen Tagen eine allgemein bekannte und auch angefeindete Persönlichkeit. Er war mit seinen „Elementen der Staatskunst" im Jahre 1809 Mittelpunkt leidenschaftlicher Diskussionen geworden. Im Jahre 1810 folgten seine Vorlesungen über Friedrich den Großen, die er vor zahlreichem Publikum in Berlin hielt. Seine Gedankengänge, die von Gentz und Edmund Burkes stark beeinflußt waren, gipfelten in dem Satz, „daß alle wahre menschliche Freiheit in der Hingebung an Christus und das Vaterland liege". Da er aber damals das Vaterland so in Gefahr sah, so predigte er den Krieg als eine nationale Angelegenheit. Alle diese Gedanken kommen auch schon in der ersten Vorlesung zum Ausdrucke, die im Pantheon erschien, und mit diesem Artikel werden wir direkt auf die Kämpfe hingewiesen, die die

Romantiker wenige Monate später, hauptsächlich wieder unter Müllers Führung, in den Abendblättern führten. Die Bedeutung des Pantheon besteht, ganz abgesehen davon, daß es zeigt, in welcher Weise die damalige Gelehrtenwelt für die Sache des Vaterlandes arbeitete, vor allem darin, daß es den ersten Fanfarenstoß zu den beginnenden, ich möchte sagen, blutigen Kämpfen der Romantik mit der Regierung erklingen läßt.

Noch ehe diese Kämpfe selbst begannen, war das Pantheon schon eingegangen. Die Gründe dafür lassen sich nur schwer auffinden. Die Aufnahme des Journals von seiten der größeren Zeitschriften war sehr günstig. Besonders das erste Stück muß gefallen haben, so äußerte sich z. B. Wilhelm Grimm (Briefw. zw. Jac. u. Wilh. Grimm aus d. Jugendzeit, S. 190): „Das erste Stück wird brillant." Selbst die Herausgeber werden kaum mit dem schnellen Eingehen ihrer Zeitschrift gerechnet haben; denn sie bringen noch im vorletzten Heft weitgehende Ankündigungen. Wenn danach doch nur noch ein Heft erschien, so muß das an ganz besondern Umständen gelegen haben. Einigermaßen wird man durch einen Brief Büschings an Ludwig Tieck (hrsg. v. Holtei I, 117) aufgeklärt. Dort wird gesagt, daß das Pantheon teils wegen „Unzulänglichkeit des Buchhändlers", teils wegen Büschings Versetzung nach Breslau einginge. Trotzdem scheint Büsching die Absicht gehabt zu haben, die Zeitschrift allein fortzusetzen; denn in einem Briefe Solgers an ihn lesen wir (Holtei, 300 Br., III, 145): „Es hat mich sehr gefreut, daß Du entschlossen bist, das Pantheon fortzusetzen. Allein ich wünschte doch, daß ich eine nähere Nachricht erhielte, wie es fortgesetzt werde... Da Kannegießer nun nach Prenzlau abgegangen ist, so vermute ich, daß Du es allein besorgen wirst, und das wäre mir auch recht lieb. Ich wünschte sehr, daß es nun ordentlich und mit steigender Güte fortschritte und rate Dir daher tüchtige Strenge in der Aufnahme der Sachen. Wenn es rechter Ernst ist, so hoffe ich ziemlich viel dazu beizutragen, da ich sehr ein Journal wünsche, wo man seine Meinungen mit Ernst und Ehren niederlegen könne." Die geplante Fortsetzung erschien indessen nicht. Auch das Pantheon ist wie alle Zeitschriften der Romantik ein Fragment geblieben. Gewiß ist das von jener Zeit auch nicht als ein Mangel empfunden worden. Man hatte keine

Muße zu wiſſenſchaftlichen Betrachtungen, man ſtand im Zeichen der Napoleoniſchen Fremdherrſchaft und der preußiſchen Reformen.

Wenn unter der Menge der Zeitſchriften, die der guten Sache des Vaterlandes auf friedlichem, unpolitiſchem Wege dienen wollten, hier nur die Einſiedlerzeitung und das Pantheon eingehendere Würdigung gefunden haben, ſo geſchah das allerdings aus der Überzeugung, daß keine andre Zeitſchrift in ſo hervorragender Weiſe die Bildung nationalen Bewußtſeins mit ſolcher Energie, mit ſolchen gediegenen Mitteln und mit ſolchen Erfolgen erſtrebt hat, nicht aber aus dem Grunde, als hätte kein andres Journal das gleiche Ziel verfolgt. Blätter dieſer Tendenz hat es vielmehr in großen Mengen gegeben, ſie können aber unmöglich alle hier beſprochen werden oder nur Erwähnung finden, wenngleich ſie der Romantik oft ſehr nahe ſtanden. Intereſſant wäre es z. B. den Entwicklungsgang der Heidelberger Jahrbücher zu betrachten. Da dieſe indeſſen nicht unter die Zeitſchriften zu rechnen ſind, ſo mag nur kurz erwähnt werden, daß die Romantiker auch in ihnen Beiträge veröffentlichten. Sie haben mehrere Jahre an ihnen mit gearbeitet und das Unternehmen auf eine anerkennenswerte Höhe gebracht. Bald machte ſich aber auch hier der Zwieſpalt zwiſchen der Partei Voßens und der der Romantiker geltend, der ſchließlich den Romantikern die Mitarbeit an den Jahrbüchern unmöglich machte. Mit ihrem Rückzug ſank das Unternehmen offenſichtlich auf einen Tiefpunkt herab, über den es ſich nicht wieder zu erheben vermocht hat.

Unter den vielen patriotiſchen Zeitſchriften, die allerdings nicht rein romantiſcher Natur ſind, die aber von den Romantikern hochgeſchätzt und unterſtützt wurden, mag hier als Beiſpiel ganz kurz erwähnt werden:

das Vaterländiſche Muſeum.

Vaterländiſches Muſeum.

Herausgegeben von Perthes.
1810.

Daß dieſe Zeitſchrift dem Vaterland ſeine Kräfte widmen wollte, geht ſchon aus ihrem Titel hervor. Die Ankündigung betont gleich eingangs, daß das Journal durch die Zeitverhältniſſe bedingt worden ſei. Dieſe aber ſeien verwirrt und zeigten Umwälzungen, wie ſie ſeit der Völkerwanderung nicht beobachtet worden ſeien. In dieſer Zeit, wo jeder, der Gegenwart überdrüſſig, in die Zukunft hoffend und zagend zugleich ſchaue, ſei es notwendig, eine rettende Inſel zu gewinnen, auf der man vor den mancherlei Strudeln und Wirbeln des Lebens geſichert ſei.

Trotzdem will der Herausgeber Perthes ſeine „der Wiederbringung und Verbreitung des inneren Friedens geweihte Zeitſchrift" nicht politiſch in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes geſtalten, ſondern den längeren, aber ſicheren Weg gehen, den ſchon die Einſiedlerzeitung einzig und allein gegangen war. Er wünſchte in dem Volke „Intereſſe für den Staat" und „reinen Sinn für geſchichtliche Wahrheit" zu erwecken oder zu kräftigen. „Religiöſer Sinn, wiſſenſchaftliche Tüchtigkeit und geſchichtliche Wahrheit" ſollen für Perthes die Maßſtäbe bei ſeinem Redaktionsgeſchäft ſein. An Johann Georg Jacobi ſchrieb er angeſichts der Notlage ſeines Volkes: „Es kommt jetzt, da es nötig iſt, zur rechten Zeit, augenblicklich zu ſprechen, viel darauf an, daß deutſche Männer wiſſen, wo ſie für den Augenblick etwas zutage fördern können. Eine in kurzen Zeiträumen erſcheinende Zeitſchrift, welche lebendige Verbindungen aller deutſchgeſinnten Männer erhält, iſt dringendſtes Bedürfnis. Meinen guten Willen zu ſolch einem Unternehmen kennen Sie, meine Stellung iſt günſtig, ich kenne die Edelſten der Nation teils perſönlich, teils durch dieſe oder jene Berührungspunkte und kann mir deren Beihilfe verſprechen." Im Hinblick auf die Gefahr eines offenen Wortes aber ſagt er weiter: „Wir können auch unter Napoleons Herrſchaft vieles ſagen, wenn wir nur die rechte Weiſe lernen, es zu ſagen, und überdies wollen wir

das Gute nicht verſchmähen, was zugleich mit dem fremden Übel uns zuteil wird. Wahrlich es ſind gar viele heilſame Dinge, die wir von den Franzoſen erlernen und erwerben können ... Ich werde meinen Gang ruhig vorwärts gehen, in der feſten Überzeugung, daß ich mein Ziel erreiche."

Zu den „Edelſten der Nation", mit denen Perthes nach ſeinen eignen Worten perſönlich bekannt war, gehörte in erſter Linie Jean Paul, den er zum Vertrauten ſeines Planes machte. Aber auch viele andre bedeutende Männer ſpendeten Beifall und ſandten Zuſagen ein, ſo Fr. Schlegel, Schleiermacher, Arnim, Brentano, Görres, die Brüder Grimm, Savigny, Fouqué, Raumer, außerdem Franz Baader, Rumohr, Heeren, Karl Ludwig von Haller, Karl Friedrich Eichhorn, Thibaut u. a. Wenn Gentz, der bedeutendſte Publiziſt der Spätzeit der Romantik, eine Abſage ſchickte, ſo lag das eben daran, daß er ſchon früher als die andern in reaktionäres Fahrwaſſer eingelenkt war. Daß er aber trotzdem noch viel Verſtändnis für die Beſtrebungen des Vaterländiſchen Muſeums beſaß, erkennt man aus ſeinen Briefen, in denen er dem neuen Unternehmen viel Sympathien entgegenbringt. Daß Goethe, wenngleich „ungern", eine Mitarbeit von vornherein ablehnte, iſt nicht zu verwundern.

Als das Vaterländiſche Muſeum im Frühjahr 1810 zu erſcheinen begann, durfte das Publikum in ihm ein Journal echt romantiſchen Geiſtes erhoffen. Daß es ſich darin zum Teil wenigſtens getäuſcht ſah, lag beſonders in der kurzen Dauer des Journals. Es erſchienen nur ſieben Hefte. Es fehlte daher an einer genügenden Zeit zur Entwicklung. Außerdem hatte Perthes eine Anzahl Mitarbeiter gewonnen, die eben nicht geeignet waren, den romantiſchen Charakter zu repräſentieren. Verhältnismäßig viel Beiträge hat Matthias Claudius geliefert, auch Leopold von Stolberg ſteht ihm nicht nach, beides Männer, die mit der Romantik zunächſt nichts zu tun hatten. Wenn ſie ſich hier trotzdem unter die Romantiker miſchten und von ihnen ruhig, ja freundlich geduldet wurden, ſo iſt das bereits ein Zeichen für die Degeneration der echten Romantik, die uns in den letzten beiden Journalen Fr. Schlegels und vor allem in den romantiſchen Zeitſchriften der Verfallszeit noch genauer beſchäftigen wird.

Die Beiträge eigentlicher Romantiker treten verhältnismäßig zurück. Friedrich Schlegel hat einen Artikel über „Das Zeitalter der Kreuzzüge" beigesteuert, Wilhelm Grimm Übersetzungen aus dem Dänischen geboten. Fouqué, der in jenen Tagen in fast allen Zeitungen vertreten ist, hat eine Reihe seiner Gedichte abdrucken lassen. Von andern Romantikern hat von der Hagen ein Bruchstück eines von Hundeshagens altdeutschen Gedichten geliefert. Die übrigen Mitarbeiter, so z. B. Jean Paul, stehen teils mit den Romantikern in innigster Berührung, teils sind sie, wie schon erwähnt, ausgesprochene Gegner derselben.

Kurz vor Weihnachten des Jahres 1810 ging das Vaterländische Museum ein. Zu dieser Zeit wurde auch Hamburg wie das übrige Westdeutschland als ein Bestandteil des französischen Reiches erklärt. Die Zensurschwierigkeiten gaben dem überaus freimütigen Blatt den Todesstoß (vgl. Salomon, Geschichte des deutschen Zeitungswesens II, 252 ff.).

Kleiſts politiſche Zeitſchriften.

(Die Germania.)
Berliner Abendblätter.
1809—1811.

Während in Heidelberg die „Einſiedlerzeitung" erſchien, ſtand Kleiſt mit ſeinem „Phöbus" und auch nach dem Eingehen desſelben immer noch abſeits von der Schule der jüngeren Romantik. Zwar hatte ihn der Dresdner Aufenthalt ihr näher gebracht, aber die Mißerfolge mannigfaltigſter Art hatten ihn wieder in die alte Einſamkeit zurückgeſtoßen. Sein patriotiſches Empfinden hatte ſchon der Phöbus bewieſen, zeigte jetzt vor allem ſeine „Hermannsſchlacht". Aber trotzdem unterſchied er ſich weſentlich von Arnim und deſſen Freunden. In ihm lebte noch zu ſehr der preußiſche Offizier. Seine vaterländiſchen Gefühle brauſten häufig auf, und nur mit Mühe konnte er ſie vor den franzöſiſchen Häſchern niederhalten, die Zeit erſehnend, wo er eine offene Sprache reden dürfte. Und dieſe Zeit ſchien ihm plötzlich gekommen zu ſein. Das Jahr 1809 brachte einen neuen Krieg zwiſchen Öſterreich und Frankreich. An ihn hefteten ſich Kleiſts ganze Hoffnungen. Von innerer Unruhe getrieben, reiſte er mit dem jungen Dahlmann nach Wien und kam gerade zur Zeit, um den Kanonendonner der Schlacht von Aſpern zu hören. Der glorreiche Sieg der Öſterreicher erweckte ſofort ſeine alte Begeiſterung. Er eilte nach Prag, wo er durch den Baron Buol in die erſten Geſellſchaftskreiſe eingeführt wurde, und las dort ſeine patriotiſchen Gedichte und Aufſätze vor. Der ungeteilte Erfolg, den ſie fanden, ermutigte ihn, eine neue Zeitſchrift zu gründen, die auch der Öffentlichkeit ſeine Gedanken zugänglich machen ſollte. Der Name „Germania" war bald gefunden und deutete unzweideutig auf die Tendenz der Zeitſchrift. Mit Feuereifer wurden ſchnell die erſten Artikel für ſie beſtimmt. Welcher Enthuſiasmus damals in Kleiſt geſteckt hat, ſehen wir aus dem einleitenden Aufſatz. „Dieſe Zeitſchrift," ſo beginnt er, „ſoll der erſte Atemzug der deutſchen Freiheit ſein. Sie ſoll alles ausſprechen, was während der drei letzten unter dem Druck der Franzoſen verſeufzten Jahre in den Brüſten wackerer Deutſcher hat verſchwiegen

bleiben müssen; alle Besorgnis, alle Hoffnung, alles Elend und alles Glück." Mit einem wehmutsvollen Blick in die Vergangenheit schildert er weiter, wie es früher umsonst, ja wahnwitzig gewesen wäre, die Stimme gegen den Erbfeind zu erheben. Nun aber sei es anders geworden. Zu noch viel feurigeren Worten läßt sich Kleist in einem Artikel begeistern, den er „Aufruf" überschrieben hat. Da donnert er gegen seine „glücklichen und unglücklichen Zeitgenossen", und in Form eines angeblichen Zitates spricht er Worte, wie sie der alte Amos, als er seinem Volk die Strafpredigt nach der Melodie der Totenklage sang, nicht dröhnender hat finden können. In einem dritten Artikel wirft er die Frage auf: „Was gilt es in diesem Kriege?" „Nicht Ruhmsucht," meint er, „nicht Länderkampf, nicht Fürstengezänk, nicht Erbfolgestreit, sondern eine Gemeinschaft gilt es, deren Wurzeln tausendfältig, einer Eiche gleich, in den Boden der Zeit eingreifen; deren Wipfel, Tugend und Sittlichkeit überschattend, an den silbernen Saum der Wolken rühren." So sucht Kleist alle die Vorzüge seiner Nation ihr selber zum Bewußtsein zu bringen. Alle bedeutenden Männer führt er auf, um sein Volk für die heilige Sache des Vaterlandes zu entflammen. Aber er hatte sich geirrt: die Zeit, ein freies Wort zu wagen, war noch nicht gekommen. Mitten in die Vorbereitungen für die neue Zeitschrift fiel die unglückselige Schlacht von Wagram, die alle Hoffnungen mit einem Schlage vernichtete, auch Kleist schien vernichtet. Eine heftige, an Wahnsinn grenzende Krankheit warf ihn lange Zeit aufs Krankenlager. In seinem verstörten Sinn beschloß er, Napoleon, später aber sich selbst zu ermorden, und traf ernstlich Anstalten dazu.

Noch einmal gewann der Lebensgeist Herrschaft über ihn. Einigermaßen wieder hergestellt, ging er nach Frankfurt a. O. und dann nach Berlin. Dort kam er bald in den Kreis der christlich-deutschen Tischgesellschaft. Und hier in Berlin hat er die erste politische Zeitschrift der Romantik ins Leben gerufen, die „Berliner Abendblätter".

Auch bei dieser Zeitschrift werde ich mich in Rücksicht auf die bereits vorhandene Literatur darauf beschränken, sie in die Entwicklung des hier dargelegten Zeitschriftenwesens einzuordnen, und zeigen, wie die angeführten Grundzüge der jüngeren Romantik auch in ihr zu erkennen sind.

In den Abhandlungen über Kleists Abendblätter findet sich häufig die Ansicht ausgesprochen, daß sie zu der denkbar ungünstigsten Zeit gegründet worden seien. Ich kann dem keineswegs zustimmen und möchte fast — „romantisch-paradox" — sagen, sie sind zu der denkbar günstigsten Zeit und unter den denkbar günstigsten Umständen ins Leben gerufen worden. Preußen fing in jenen Tagen, man schrieb das Jahr 1810, an, sich wieder auf sich selbst zu besinnen. Der König war nach Berlin zurückgekehrt und mit ihm seine Regierung. Diese aber hatte eingesehen, daß dem alten halbzerfallenen Preußen nur mit einem Neubau von Grund auf gedient werden könne. Man bereitete weitgehende Reformen vor. Je mehr man sich aber von den alten Zuständen zu entfernen gedachte, um so mehr kam man zu der Einsicht, daß die Neuerungen nicht ohne hilfsbereite Federn durchzuführen waren. Am liebsten hätte man sich dabei einer der bestehenden privilegierten Zeitungen bedient. Aber die damals in Berlin erscheinenden Zeitungen, die Vossische und die Spenersche, waren zu tief im Rationalismus stecken geblieben, auch hatte besonders die erstere eine zu franzosenfreundliche Haltung angenommen. Man sah sich daher gezwungen, ein neues Blatt zu gründen und war nicht abgeneigt, dem Romantiker Adam Müller die Redaktion zu übertragen. In Zschokkes Miszellen (1810, Nr. 46) und in der Allgemeinen Zeitung (1810, Nr. 170) war schon Ausführliches darüber zu lesen, da zerschlugen sich die Verhandlungen durch den Ministerwechsel wieder. Aber das Bedürfnis nach einem regierungsfreundlichen Blatt blieb bestehen, und das bedeutete für die Gründung der Kleistschen Abendblätter einen gewaltigen Vorteil.

Ein weiterer günstiger Umstand war es, daß Kleist der christlich-deutschen Tischgesellschaft angehörte. Diese verfolgte neben literarischen und kunsthistorischen Zwecken auch politische. Da sie „Christentum, Königstreue, Schutz historisch gewordener Rechte, Befreiung des Vaterlandes von der Fremdherrschaft" auf ihr Banner geschrieben hatte, so konnte die Regierung unbesorgt mit dieser Gruppe in Verhandlung treten. Es wird ihr diese königstreue Gesinnung um so willkommener gewesen sein, als ihr die Macht dieser „Gesellschaft" der höchsten Kreise bekannt war, und sie hätte sie auch bei andern Prinzipien nicht unberücksichtigt lassen

dürfen. So wurde Kleist bei seinem Unternehmen nicht nur durch seine eigne Partei und ihr Ansehen unterstützt, sondern auch von der Regierung als Mitglied dieser Partei ganz anders angesehen, als wenn er isoliert gestanden hätte. Das zeigte sich bald darin, daß man den Konkurrenten Kleists, den Regimentsquartiermeister Curths, einen literarisch wohl gebildeten Mann, ungeachtet hoher Protektion abwies und Kleists „Abendblätter" trotz des Widerspruchs des damals so gewaltigen Kriegsrates Himly wahrscheinlich direkt auf Anordnung des Staatskanzlers genehmigte.

In einem geradezu unverständlich grellen Gegensatze zu dieser Protektion der Regierung und zu der Tatsache, daß die neue Zeitschrift das Organ der christlich-deutschen Tischgesellschaft werden sollte, steht die wirklich ärmliche Ausstattung der „Abendblätter". Welch ein Abstand vom Äußeren des Phöbus von 1808! Das kleinste Oktavformat wurde gewählt. Die einzelne Nummer enthielt nur vier Seiten, auf graues Löschpapier mit stumpfen Typen gedruckt und von Druckfehlern wimmelnd. Dabei geizte man in höchst unschöner Weise mit dem Raum und scheute sich nicht, bis zur Verwendung der allerkleinsten Drucktypen herunterzugehen.

Wegen der Privilegien der Vossischen und der Spenerschen Zeitung und um der grausam strengen Zensur des Kriegsrates Himly zu entgehen, kündigte man nur ein Unterhaltungsblatt, allerdings mit der Absicht, gelegentlich auch politische Artikel einzuschmuggeln, an. Dadurch erreichte man, daß das Blatt unter die Zensur des Polizeipräsidenten Gruner, eines Freundes von Kleist, gestellt wurde. Am 25. September 1810 war in der Vossischen und später auch in der Spenerschen Zeitung zu lesen: „Berliner Abendblätter. Unter diesem Titel wird sich mit dem 1. Oktober d. J. ein Blatt in Berlin zu etablieren suchen, welches das Publikum, insofern dergleichen überhaupt auszuführen ist, auf eine vernünftige Art unterhält. Rücksichten, die zu weitläufig sind, auseinanderzulegen, mißraten uns eine Anzeige umständlicherer Art ... Berlin, den 25. September 1810. Die Redaktion der Abendblätter." Am 29. September folgte dieser eigenartigen Anzeige eine zweite, in der über Expedition, Bezugspreis und dergleichen berichtet wurde. Hinter der katholischen Kirche Nr. 3, zwei Treppen hoch, sollte die Zeitung zwischen 5 und 6 Uhr nachmittags ausgegeben werden

(Später wählte man des bedeutenden Andranges wegen ein größeres Expeditionslokal.) Der Preis sollte vierteljährlich für 72 Stück — außer Sonntags sollte jeden Tag ein Blatt erscheinen — achtzehn Groschen klingendes Kurant, für ein einzelnes Stück dagegen acht Pfennige betragen.

Ohne weitere Mitteilungen erschienen dann vom 1. Oktober an die Berliner Abendblätter, das Journal, das die „Befreiung des Vaterlandes von der Fremdherrschaft" mit erkämpfen wollte. Wie wenig konnte es aber seinem hohen Ziel entsprechen! Vorläufig mußte es sich dem französischen Joch beugen. Mit fast franzosenfreundlichem Ton brachte es im Depeschenstil die Nachrichten von dem Vorgehen der französischen Waffen in Spanien. Napoleon wurde nie anders als Kaiserliche Majestät genannt. Stets war nur von den siegreichen kaiserlich-französischen Waffen die Rede, und alle die Fälschungen der Pariser Zeitungen wurden wider besseres Wissen wortgetreu übernommen.

Der Zensor Gruner leistete Kleist nicht nur dadurch einen außerordentlichen Dienst, daß er öfters einmal ein Auge zudrückte, sondern auch dadurch, daß er selbst Beiträge lieferte, nämlich die sogenannten Polizeirapporte. Das Extrablatt zu Nr. 1 der Abendblätter brachte folgende Anzeige: „Durch den Königlichen Präsidenten der Polizei, Herrn Gruner, der jedes Unternehmen gemeinnütziger Art mit so vieler Güte und Bereitwilligkeit unterstützt, sind wir in den Stand gesetzt, in solchen Extrablättern, als hier das Erste erscheint, über alles, was innerhalb der Stadt und deren Gebiet in polizeilicher Hinsicht Merkwürdiges und Interessantes vorfällt, ungesäumten ausführlichen und glaubwürdigen Bericht abzustatten: dergestalt, daß die Reihe dieser dem Hauptblatt beigefügten Blätter, deren Inhalt wir auch mit statistischen Nachrichten aus den Provinzen zu bereichern hoffen dürfen, eine fortlaufende Chronik nicht nur der Stadt Berlin, sondern des gesamten Königreichs Preußen bilden werden." Solche Berichte, die oft an Grausigkeit nichts zu wünschen übrig lassen und die stets willkommenen Stoff zum allgemeinen Stadtklatsch abgeben, waren natürlich auch damals schon beliebt. Was Wunder, daß das Abendblatt gerade dadurch eine ungeheuere Abonnentenzahl fand und die Expedition verlegt werden mußte.

Trotz der genannten Vorsichtsmaßregeln wollte Kleist den tiefer Sehenden seinen eigentlichen Standpunkt klar kennzeichnen. Er tat es unter der Maske des betenden Zoroasters und veröffentlichte als einleitenden Artikel eine Übersetzung: „Aus einer indischen Handschrift, von einem Reisenden in den Ruinen von Palmyra gefunden." Darin heißt es: „Gott, mein Vater im Himmel! Du hast dem Menschen ein so freies, herrliches und üppiges Leben bestimmt. Kräfte unendlicher Art, göttliche und thierische, spielen in seiner Brust zusammen... Gleichwohl, von unsichtbaren Geistern überwältigt, liegt er, auf verwundernswürdige und unbegreifliche Weise, in Ketten und Banden; das Höchste, vom Irrthum geblendet, läßt er zur Seite liegen, und wandelt, wie mit Blindheit geschlagen, unter Jämmerlichkeiten und Nichtigkeiten umher... Nun lässest du es, von Zeit zu Zeit, niederfallen, wie Schuppen, von dem Auge Eines deiner Knechte, den du dir erwählt, daß er die Thorheiten und Irrthümer seiner Gattung überschaue; ihn rüstest du mit dem Köcher der Rede, daß er, furchtlos und liebreich, mitten unter sie trete, und sie mit Pfeilen, bald schärfer, bald leiser, aus der wunderlichen Schlafsucht, in welcher sie befangen liegen, wecke. Auch mich, o Herr, hast du, in deiner Weisheit, mich wenig Würdigen, zu diesem Geschäft erkoren; und ich schicke mich zu meinem Beruf an. Durchdringe mich ganz, vom Scheitel bis zur Sohle, mit dem Gefühl des Elends, in welchem dies Zeitalter darnieder liegt, und mit der Einsicht in alle Erbärmlichkeiten, Halbheiten, Unwahrhaftigkeiten und Gleisnereien, von denen es die Folge ist. Stähle mich mit Kraft, den Bogen des Urtheils rüstig zu spannen, und, in der Wahl der Geschosse, mit Besonnenheit und Klugheit, auf daß ich jedem, wie es ihm zukommt, begegne: den Verderblichen und Unheilbaren, dir zum Ruhm, niederwerfe, den Lasterhaften schrecke, den Irrenden warne, den Thoren, mit dem bloßen Geräusch der Spitze über sein Haupt hin, necke. Und einen Kranz auch lehre mich winden, womit ich, auf meine Weise, den, der dir wohlgefällig ist, kröne!..." Es wird wohl auch damals kaum einen ernsthaft denkenden Menschen gegeben haben, der unter der Maske des Zoroasters nicht einen Patrioten voll überströmender Begeisterung erkannt hätte. Auf Kleist selbst konnte man noch nicht raten; denn die Abendblätter erschienen zunächst bis zum 22. Oktober anonym. Das Aufsehen,

das das erste Blatt machte, war enorm. Die alten Aufklärer wurden durch den religiös-fanatischen Ton des Gebets mit einem Schlage aus ihrem Halbschlafe geweckt. Die Vaterlandsfreunde jubilierten im Geheimen. Und auch für die bloß leselustige Welt hatte der zweite Artikel „Fragment eines Schreibens aus Paris" so viel Anlockendes gebracht, daß Kleist für die Lebensfähigkeit seines Unternehmens nicht besorgt zu sein brauchte, d. h. wenn alles glatt ging, wenn sich keine Unstimmigkeiten herausbildeten.

Diese gab es aber bald, zuerst mit dem Staatskanzler Hardenberg. Der hatte ein Bündnis mit den Romantikern geschlossen, weil ihm deren nationale Bestrebungen zur Förderung seiner eignen Pläne sehr dienlich schienen. Er hatte aber nicht bedacht, daß die deutsche Tischgesellschaft bei ihrer Gründung neben historischer Vertiefung des Volkscharakters vor allem Schutz des historisch Gewordenen auf ihr Banner geschrieben hatte.

Nun war es verhängnisvoll, daß Hardenberg bei seinen Reformen gerade an diesem Fundament der Romantik rütteln mußte. Vom Volke selbst waren ja keine Schwierigkeiten zu erwarten; denn dieses war von seiner historisch gewordenen Unterdrückung vor allem auf dem Lande nicht sonderlich begeistert. Aber die Aristokratie, der Adel, der die Tischgesellschaft in der Hauptsache bildete, mußte zur Wahrung seiner Rechte dem Kanzler entschieden entgegentreten. Es dauerte auch nicht lange, so wurde man sich des schroffen Gegensatzes bewußt, aber man hütete sich auf beiden Seiten, den Kampf ohne dringende Notwendigkeit zu beginnen. Trotz alledem stand aber von Anfang an fest, daß er kommen mußte, und es war mehr Zufall als schweres Verschulden, daß ihn Adam Müller, allerdings zunächst aus rein persönlichen Gründen — man hatte ihm die von ihm begehrte Stelle als Staatsrat oder Kanzler der Universität Frankfurt verweigert — mit den Aufsätzen „Fragmente über den Kredit der General- und Spezial-Hypotheken" und „Vom Nationalkredit" begann. Den Anlaß zu diesen Artikeln gab auf seiten der Regierung das Finanzedikt Hardenbergs vom 27. Oktober 1810. In den beiden erwähnten Aufsätzen kämpfte Müller entschieden dagegen an, indem er sagt, der Staat müsse mehr Kredit haben als der einzelne Mann. Seinen Kredit könne er aber nur dadurch erreichen, daß er die Privilegien und Rechte

einzelner Menschen — er meint natürlich die Adelspartei — mit höchster Gewissenhaftigkeit schone. Mit beißenden Worten wendet er sich gegen die Anhänger Adam Smiths, die alle nationalen ethischen Werte zerstört hätten, um nur materielle Güter zu erreichen. Noch schärfer wird Müller im zweiten Artikel „Vom Nationalkredit", wo er zwar ohne Namensnennung dem Staatskanzler einfach das Recht abspricht, dem Staate Gesetze zu geben, sondern verlangt, diese müßten aus der Beratung der interessierten Stände hervorgehen.

Diesem Hauptschlag gegen den Staatskanzler waren eine Reihe kleinere Gefechte vorangegangen, die aber alle von den Bestrebungen zum Schutz des geschichtlich Gewordenen veranlaßt worden waren. Es handelte sich in der Hauptsache um die Bekämpfung der Adam Smithschen Theorien, die bei den Hardenbergschen Reformen keine unbedeutende Rolle spielten. Die Politik der Romantiker schloß sich in der Hauptsache an Müllers „Elemente der Staatskunst" an; nur hatten sie ihre Forderungen den Bedürfnissen des preußischen Staates angepaßt. Sie wollten den Staat Friedrichs des Großen erhalten wissen, aber ihn seiner geschichtlichen Entwicklung gemäß weiterbilden, das aber hieß, alles in allem genommen: Preußen den Charakter eines Agrikulturstaates erhalten, was den eigensten Interessen ihrer Partei naturgemäß am nächsten lag. Aus diesem Grunde mußten sie Gegner des Smithschen Systems sein. Der Kampf gegen dasselbe wurde für sie aber zur Existenzfrage, als die preußische Regierung Miene machte, diese Theorie und deren Anhänger zu begünstigen. Die Verbreitung der Smithschen Lehre geschah von Königsberg aus, wo ein eifriger Verfechter derselben, Christian Jacob Kraus, als Universitätsprofessor für sie eintrat. Von hier aus breitete sich die Lehre nach Westen aus. Selbst in Berlin besetzte man die Lehrstühle für Politik und Nationalökonomie mit Krausianern, und auch in der Regierung saßen viele Anhänger dieser Richtung. Hardenberg hatte endlich von England und Hannover her Smithsche Ideen aufgenommen und verarbeitet. Um nun gegen diese von der Regierung vertretenen Prinzipien anzukämpfen, wandten sich die Romantiker zunächst gegen die Krausianer, die ihrerseits natürlich mit Gegenartikeln hervortraten. Kleist, der während des Streites mit seinem Namen zu zeichnen begann, hielt sich sehr in Reserve und erklärte klugerweise den Kampf vom Stand-

Berliner Abendblätter.

1stes Blatt. Den 1sten October 1810

Einleitung.

Gebet des Zoroaſter.

(Aus einer indiſchen Handſchrift, von einem Reiſenden in den Ruinen von Palmyra gefunden.)

Gott, mein Vater im Himmel! Du haſt dem Menſchen ein ſo freies, herrliches und üppiges Leben beſtimmt. Kräfte unendlicher Art, göttliche und thieriſche, ſpielen in ſeiner Bruſt zuſammen, um ihn zum König der Erde zu machen. Gleichwohl, von unſichtbaren Geiſtern überwältigt, liegt er, auf verwundernswürdige und unbegreifliche Weiſe, in Ketten und Banden; das Höchſte, von Irrthum geblendet, läßt er zur Seite liegen, und wandelt, wie mit Blindheit geſchlagen, unter Jämmerlichkeiten und Nichtigkeiten umher. Ja, er gefällt ſich in ſeinem Zuſtand; und wenn die Vorwelt nicht wäre und die göttlichen Lieder, die von ihr Kunde geben, ſo würden wir gar nicht mehr ahnden, von welchen Gipfeln, o Herr! der Menſch um ſich ſchauen kann. Nun läſſeſt du es, von Zeit zu Zeit, niederfallen, wie Schuppen, von dem Auge Eines deiner Knechte, den du dir erwählt, daß er die Thorheiten und Irrthümer ſeiner Gattung überſchaue; ihn rüſteſt du mit dem Köcher der Rede, daß er, furchtlos und liebreich, mitten unter ſie trete, und ſie mit Pfeilen, bald ſchärfer, bald leiſer, aus der wunderlichen Schlafſucht, in welcher ſie befangen liegen, wecke. Auch mich, o Herr, haſt du, in deiner Weisheit, mich wenig Würdigen,

einzelner
höchster
er sich
ethischen
Noch sch
wo er zu
Recht ab
müßten

Dieser
kleinere
zum Sch
Es hand
Smithsch
unbedeut
in der K
nur hatt
Staates
erhalten
weiterbil
Charakte
essen ihr
mußten s
dasselbe
Regierur
begünstig
Königsb
Jacob K
aus breit
setzte ma
Krausian
Richtung
her Smit
diese vo
wandten
ihrerseits
während
sich sehr

punkt des Redakteurs aus als einen einfachen Austausch von Meinungen, wobei die Zeitung als solche keine bestimmte Stellung einnähme. Es ist klar, daß bei dem Kampfe gegen die Krausianer von seiten der Romantiker manches harte Wort gegen die Regierung fiel. Da diese die Smithschen Prinzipien in ihre Reformen aufnahm, mußte auch sie sich in den Abendblättern angegriffen fühlen, was ein etwas nervöses Beobachten dieser Zeitschrift zur Folge hatte. Andrerseits mußte aber alles das auch den Groll der christlich-deutschen Tischgesellschaft mehren, und so kam es, daß Müller, allerdings momentan durch persönliche Motive gedrängt, den offenen Kampf mit der Regierung durch die beiden erwähnten Artikel begann.

Es war nach alledem selbstverständlich, daß auch die Regierung reagierte; denn der Staatskanzler durfte um seiner Pläne willen keine Gegenströmung im Volke aufkommen lassen. Es erschienen zunächst zwei Gegenartikel unter denselben Titeln mit Anlehnung an den Wortlaut der Müllerschen. Außerdem erfolgte die strenge Verordnung an die Zensur, keine politischen Artikel mehr in den Abendblättern durchzulassen. Das war vorauszusehen, aber Kleist traf dieser Schlag sehr hart. Er sah sein ganzes Unternehmen gefährdet. In dieser schlimmen Lage griff er zu Mitteln, die uns heute nicht mehr sympathisch sind. Wie er im einzelnen mit den Behörden verhandelte, wie man ihm Zugeständnisse machte und wie man neuer Mißliebigkeiten wegen wieder strengere Maßnahmen ergriff, das ist in Steigs Werk „Kleists Berliner Kämpfe" eingehend dargelegt worden und interessiert uns hier im einzelnen nicht. Unangenehm berührt uns ein Artikel Müllers, mit dem die Umkehr der Abendblätter beginnt, er ist überschrieben: „Über den Geist der neueren preußischen Gesetzgebung". Hier sagt der Verfasser dem Kanzler etwa ebensoviel Schmeicheleien, als er ihm früher Grobheiten gesagt hatte. Daß die Regierung damit zunächst zufriedengestellt war, läßt sich denken. Der Vertraute Hardenbergs, Friedrich von Raumer, hatte sich sogar selbst bereit erklärt, Beiträge zu liefern, und Hardenberg hatte die Chefs der einzelnen Kabinette gebeten, die Abendblätter in geeigneter Weise zu unterstützen. Durch die Intrigen der beiden privilegierten Zeitungen in Berlin und die Machenschaften des Kriegsrates Himly blieben die erhofften Bei-

träge indessen aus. Die Abendblätter wurden uninteressant, und man las sie immer weniger. Kleist geriet dadurch in Konflikt mit seinem Verleger Hitzig. Vom 24. Dezember 1810 an erschien die Zeitung im „Kunst- und Industrie-Comptoir" von Berlin. Der sich an diesen Wechsel anknüpfende Streit ist auch in den Abendblättern selbst zu verfolgen.

Noch einmal schien es, als sollte der Kleistschen Zeitschrift eine bessere Zukunft erblühen. In dem 72. Blatt vom 22. Dezember 1810 war folgende Ankündigung zu lesen: „Durch höhere Unterstützung werden die zur Erhebung und Belebung des Anteils an den vaterländischen Angelegenheiten unternommenen und mit dem Beifall des Publikums auf unerwartete Weise beehrten Berliner Abendblätter in zwei Punkten, vom 1sten Januar 1811 an, folgende wesentliche Ausdehnung erhalten; nämlich: 1. werden dieselben in wöchentlichen Darstellungen spezielle Mitteilungen über alle, das Gemeinwohl und die öffentliche Sicherheit betreffende interessante Ereignisse in dem ganzen Umfange der Monarchie, enthalten. 2. Wird das Bulletin der öffentlichen Blätter ausführlicher, als es bis jetzt geschehen ist, einen Auszug der wichtigsten, neu angekommenen, offiziellen Nachrichten des Auslandes communicieren, und insofern, da das Blatt täglich erscheint ... eine Art von Vorläufer der Zeitungen werden." Indessen auch diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Die Abendblätter führten in dem neuen Jahr nur noch ein Scheinleben.

Die Politik als solche hatte demnach nur kurze Zeit hindurch Aufnahme in den Abendblättern gefunden. Die Regierung hielt an ihrem Verbot aller weiteren politischen Aufsätze im wesentlichen fest. Das bedeutete aber für die jüngeren Romantiker noch lange nicht eine Unterbindung ihrer Lebensadern. Ihre nationalen Forderungen konnten sie auch auf anderm Gebiete durchzusetzen versuchen. Wir finden sie von Anfang an auf den verschiedensten Gebieten des kulturellen Lebens tätig. Die erste Gelegenheit zur Realisierung des nationalen Ideals bot die Gründung der Berliner Universität. Das zweite, dritte und vierte Abendblatt brachten Adam Müllers „Freimütige Gedanken bei Gelegenheit der neuerrichteten Universität Berlin". Hier wird die Forderung gestellt, daß man auch den gelehrten Stand, dessen Streben auf die Ewigkeit gerichtet sei, achte und ehre. Er müsse sich im Staate besondrer

Freiheit erfreuen und als eine kleine Republik in ihm existieren. Sein Streben aber dürfe nicht mehr auf das Kosmopolitische gerichtet sein. Das Vaterländische müsse auch für ihn in erster Linie gelten; denn die Universität sei nicht zu einem bloßen Gastmahl wissenschaftlicher Gourmands gestiftet. Als höchsten Zweck der akademischen Bildung stellt Müller aber die Ausbildung der preußischen Beamten in echt nationalem Sinne hin. Als größte Verirrung der Erziehung erscheint ihm eine Erziehung ins „Allgemeine, ins Blaue, ins Entfernte", die „vor lauter Humanität und Philanthropie nicht zum Stehen und Wirken kommt". Demgegenüber verlangt er eine Anwendung aller Wissenschaften, ein Verweben derselben ins praktische Leben, kurz nationale Bildung.

Da Müller einmal auf das Verhältnis von Wissenschaft und Staat gekommen war, benutzte er diese Gelegenheit, eine weitere Besprechung daran anzuknüpfen. In seinem Artikel „Über die wissenschaftlichen Deputationen" verlangt er, daß die Wissenschaft dazu beitragen müsse, den Staat zu veredeln, und zwar könne sie das auf direkte und indirekte Weise, nämlich einmal durch wissenschaftliche Deputationen, die der administrativen Behörde mit Rat und Tat beizustehen verpflichtet wären, zum andern aber dadurch, daß sie — die Wissenschaft — dem Beamtennachwuchs eine wertvolle politische Erziehung angedeihen ließe und überhaupt für Durchdringung des Staates mit der Wissenschaft Sorge trage. Da sich Müller in diesem Artikel hauptsächlich für den zweiten Weg entschied, geriet er in bewußten Gegensatz zu der soeben erst begründeten Staatseinrichtung. Bald gingen die Abendblätter noch schärfer vor. Das geschah anläßlich der geplanten offiziellen Eröffnungsfeier der Universität. Sie arbeiteten gegen eine Verschiebung der Proklamation und damit wieder gegen den Willen der Behörde, die endlich auch hier von ihrem Zensurverbot Gebrauch machte.

Der dadurch unterdrückte Groll kam bald an andrer Stelle zum Ausbruch. Die Berliner Romantiker hatten nämlich bemerkt, daß die philosophischen Wissenschaften nur durch einen Dozenten vom Fach, nämlich durch Fichte, vertreten waren. Sie tadelten mit Recht diese Einseitigkeit und verlangten, daß gerade Berlin der Ort sein müsse, wo die bedeutendsten Geister verschiedener wissen-

schaftlicher Anschauungen nebeneinander lehren müßten. Diese an und für sich sehr vernünftige Anschauung wurde auch durch persönliche Momente gestützt. Einerseits sympathisierte die christlich-deutsche Tischgesellschaft nicht sonderlich mit Fichte, andernteils wollte sie Vertreter der eigenen naturphilosophischen Richtung, etwa Schubert oder Steffens, nach Berlin ziehen. Alle Bemühungen scheiterten indessen sowohl an dem Starrsinn der maßgebenden Behörde, als auch an den Intrigen Fichtes. Um auch der hierdurch entstandenen Mißstimmung Ausdruck zu geben, brachten die Abendblätter vom 27. Oktober 1810 eine „bescheidene Anfrage", die nichts weniger als bescheiden war.

Es war selbstverständlich, daß die Abendblattpartei ihre nationalen Erziehungsideale nicht nur an den Hochschulen zu realisieren suchte. Sie sah klar ein, daß die große Masse des Volkes nur durch Reformation des Volksschulwesens zum Bewußtsein ihrer Nationalität geführt werden konnte. Nun lebte man aber in jenen Jahren gerade in einer Zeit der Schulreform, die, von Rousseauschen Ideen beeinflußt, in der Hauptsache von Pestalozzi ausging. In dem rationalistischen Charakter dieser Bestrebungen, der naturgemäß damit gegeben war, lag es begründet, daß eine solche Reform für die christlich-deutsche Tischgesellschaft unannehmbar war. Auch aus einem andern Grunde mußte diese Partei Protest erheben; denn sie war eine Adelspartei, eine Gruppe von Aristokraten, die nun einmal für das Elend des Volkes wenig Verständnis hatte und die zum andern in der gemeinsamen Erziehung aller Stände eine Gefahr für ihre eigenen Kinder sah. Es tritt das in den sich hieran knüpfenden Briefwechseln und öffentlichen Kämpfen klar hervor. Auch das Abendblatt griff ein und zwar mit dem Artikel „Allerneuster Erziehungsplan". In ihm sucht Kleist (vgl. Steig, Kleists Berliner Kämpfe, S. 335) in äußerst burlesker Weise das neue pädagogische Virtuosentum der Reformen eines Pestalozzi und eines Zeller zugunsten der alten erprobten, auf den gesunden Menschenverstand sich gründenden Erziehungsmethoden zu verspotten und so auch gegen den Staat zu opponieren, der solche Reformen begünstigte. Der Gegensatz Kleists zu Pestalozzi zeigt sich übrigens schon im Phöbus, wo einige scharfe Epigramme den Standpunkt der Romantik festlegten.

Noch in andrer Beziehung bedeuteten die Abendblätter eine Fortsetzung der Polemik, die im Phöbus, der Zeitlage entsprechend, nur schüchtern eingesetzt hatte, nämlich in bezug auf Theaterkritiken. Zunächst zwar war man klug genug, das Publikum durch ein Begrüßungsgedicht für den zurückkehrenden Iffland für sich zu gewinnen, dann aber ließ Kleist die Maske fallen und das um so schneller, als Iffland seine Dramen mit mehr oder weniger Grobheit zurückgeschickt hatte. Auch die christlich-deutsche Tischgesellschaft, in der Hauptsache aus dem höchsten Adel und den höheren Offizieren und Beamten bestehend, mußte sich durch Ifflands Stücke verletzt fühlen. In einer Zeit, wo Preußen mit Hilfe eines tüchtigen Beamtenheeres neugefügt werden sollte und gefügt wurde, wo der Adel durch seine Macht eine ganz andre Bedeutung hatte als früher, wo die Augen der Nation hoffnungsvoll auf die leitenden Offiziere blickten, von ihnen die Befreiung erhoffend, wagte es Iffland, Stücke alten Genres zu bieten, die gerade durch die Verhöhnung dieser drei Stände das Volk zu fangen suchten. Die Folgen blieben natürlich nicht aus. Im Theater selbst kam es zu offener Opposition, vor allem aber hielten es nun die Abendblätter für ihre Pflicht, auf das schärfste gegen Iffland vorzugehen. Nachdem man ihn als Schauspieler gelegentlich seines Auftretens in dem Lustspiel „Der Ton des Tages" noch glimpflich behandelt hatte, wurde das fünfte Abendblatt schon bedeutend heftiger. Da hieß es: „Der Sohn durch Ungefähr": „C'est un rien, um nicht zu deutsch noch härter zu sagen, es ist ein Nichts". Auch eine Kritik des Ifflandschen Schauspiels „Selbstbeherrschung" verfuhr nicht gerade säuberlich mit Dichter und Theaterdirektor. Das waren indessen alles nur Vorgefechte, den ersten Hauptschlag führte Kleist in seinen „Unmaßgeblichen Bemerkungen" im 15. Abendblatt. In diesem Artikel verdichtete sich der ganze Groll der Abendblattpartei. Kleist forderte energisch eine Nationalbühne, die nach künstlerischen Gesichtspunkten geleitet werden müßte. Bei Iffland aber spielten die Kassenerfolge allein die entscheidende Rolle. Mit bitterem Hohn gibt Kleist der Direktion den Rat, sie solle doch lieber gleich die Bühne den spanischen Reutern, Taschenspielern und Faxenmachern einräumen, auch sei voraussichtlich ein immenser Gewinn zu erwerben, wenn die Dramen Goethes so aufgeführt würden, daß die

Weiber die Männerrollen und die Männer die Weiberrollen spielten. Da diese Ausfälle von den meisten Lesern des Blattes gebilligt wurden, arbeitete man rüstig an der begonnenen Arbeit fort, um die Kunstlosigkeit zu bekämpfen und eine nationale Bühne zu schaffen. Man versuchte das auf die mannigfachste Weise. So erschienen im 33. Abendblatte Stellen „Aus einem Schreiben aus Dresden". Auch dort hatte Kleists „unmaßgebliche Bemerkung" Anklang gefunden. Der Verfasser des Artikels tritt ebenfalls für die Veredelung der Bühne ein und fordert ein Nationaltheater, welche Forderung am ehesten in der Form eines Hoftheaters verwirklicht werden könnte. Ein solches würden unbedingt edlere Motive beeinflussen, als eine etwa durch einen Schauspieler geleitete Bühne, der oft jedes Machwerk einer Aufführung für würdig befände, wenn nur eine Rolle darin vorkäme, die ihm von vornherein Beifall sichere.

Auf all diese Anregungen ging Iffland nicht ein, und so spitzten sich die Feindseligkeiten immer mehr zu. Besonders wegen der Engagements neuer Opernkräfte kam es zu den heftigsten Zusammenstößen. Als die Adelspartei unterlag, inszenierte sie beim ersten Auftreten der nicht genehmen Künstlerin einen Theaterskandal, so daß der Vorhang heruntergelassen werden mußte. Dieses Vorgehen sollte für Kleist aber schlimme Folgen haben. Iffland wandte sich an Hardenberg, und dieser ließ alle weiteren Theaterartikel in den Abendblättern von der Zensur streichen, gewiß vor allem aus dem Grunde, weil die Gegner Ifflands auch seine eigenen Gegner waren. Zum zweiten Male hatte die Staatsgewalt ihre Gegner durch Zensurverbot unterdrückt.

Trotz alledem waren die Berliner Romantiker noch nicht mundtot gemacht. Zwar mußten sie sich größter Vorsicht befleißigen, aber es fand sich doch wiederholt Gelegenheit, die Maßnahmen der Regierung zu persiflieren. Zu den Artikeln dieser Art, die zum Teil noch vor das eben genannte Zensurverbot fallen, gehören die Aufsätze über „Lotterie und Bombenpost", die an Boshaftigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Die aufklärerische Regierungspartei hatte schon längst gegen die damals übliche Art der Lotterie als einer Volksgefahr geeifert. Sie hatte endlich auch einen Erfolg erzielt, nämlich insofern, als der Kanzler ein neues Lotterieedikt

erließ, da das übliche Zahlenlotto wegen „seiner nachteiligen Einwirkungen auf die Moral der minder begüterten Klassen, die es bei den so sehr geringen Einsätzen, und indem es Veranlassung zu Traumdeuterei und anderem Aberglauben gebe, auf eine verderbliche Art zum Spiele reize". Als Ersatz sollte eine sogenannte Quinenlotterie eingeführt werden, die die Vorzüge der früheren Zahlenlotterie in noch höherem Maße besitze und „auch keinerlei Art von Aberglauben" begünstige. Für die jüdische Geschäftswelt brachte diese Einrichtung einen besondern Vorteil; denn sie bemächtigte sich in der Hauptsache der Kollekteurposten, was ihr im allgemeinen zu keinem größeren Ansehen, wohl aber zu einigen Anspielungen in Kleists Kritik verhalf. Dieser veröffentlichte denn auch bald eine „Zuschrift eines Predigers an den Herausgeber der Berliner Abendblätter", die er selbst verfaßt hatte. Dort heißt es: „Der Erfinder der neuesten Quinenlotterie hat die aufgeklärte Absicht gehabt, die aberwitzige Traumdeuterei, zu welcher in der Zahlenlotterie die Freiheit, die Nummern nach eigener Willkür zu wählen, Veranlassung gab, durch bestimmte und feststehende Lose, die die Direktion ausschreibt, niederzuschlagen." Trotz dieser neuen Einrichtung mache man aber die Erfahrung, daß der Aberglaube in einer andern Beziehung sein Unwesen treibe; denn jetzt träumten die Leute zwar nicht mehr von den Nummern, wohl aber von dem Namen der Kollekteure und nähmen die zufälligsten Veranlassungen als einen Wink der Vorsehung an. So z. B., schreibt der Prediger weiter: „Verwichenen Sonntag nannte ich den David, auf der Kanzel, einen gottgefälligen Mann, nicht den Kollekteur dieses Ortes, wie dieselben leicht denken können, sondern den israelitischen König, den bekannten Sänger der frommen Psalmen. Tags darauf ließ mir der Kollekteur durch einen Freund für meine Predigt scherzhafterweise danken, indem alle Quinenlose, wie er mir versicherte, bei ihm vergriffen worden waren." Die Zuschrift schließt mit der Bitte um Veröffentlichung und der Aufforderung, den Entwurf einer andern Lotterie auszuarbeiten, bei der der Aberglauben keine solchen Blüten treiben könne. Die Regierung, die durch das völlige Scheitern der Quinenlotterie verstimmt genug war, wird diesen höhnenden Artikel Kleists gewiß für lange Zeit im Andenken behalten haben.

In einigen andern Beiträgen sucht Kleist der Regierung die wirtschaftlichen und sozialen Mißverhältnisse in Preußen vor Augen zu halten und sie auf ihre nächsten Pflichten hinzuweisen. Besonders sarkastisch tut er das in seinem „Entwurf einer Bombenpost", aber auch die Übertragung des „Gesprächs zwischen Sankt Peter und dem Herrn von der jetzigen Welt Lauf" mußte ihm dazu dienen. Mit einer zweiten Legende von Hans Sachs, einer Nachbildung von „Sankt Peter mit dem faulen Pawernknecht", wendet sich Kleist wieder speziell gegen Hardenberg. Hans Sachs schildert darin, wie der faule Bauernknecht dem Herrn und Petrus keine Auskunft über den Weg geben will, was aber die fleißige Magd gern und schnell tut. Der Herr bestimmt beide, eben weil sie ungleich sind, zur Ehe. Kleist wendet die Erzählung nun zur politischen Satire, indem er gegen die Nivellierung der Hardenbergschen Reformen ankämpft und gewissermaßen eine göttliche Sanktionierung seiner Ansicht, daß die Ungleichheit zum Segen für Familie und Staat sei, erbringt.

Diesen oppositionellen Geist atmen mehr oder weniger auch die Artikel, die sich mit der Kunst beschäftigen. In erster Linie kommen dafür zwei natürlich wieder fingierte Briefe in Frage. Der erste ist überschrieben „Brief eines Malers an seinen Sohn" (19. Abendblatt, den 22. Oktober) und von Kleist verfaßt. Dieser kämpft vor allem gegen das Abwenden von der Natur zugunsten forcierter religiöser Empfindsamkeit, wie sie sich hauptsächlich in den Madonnenbildern zeige. Kleist verlangt, von den Malern und daher auch „der Maler" von „seinem Sohn", Natürlichkeit und entsprechende Frauenhaftigkeit der Madonnengestalten. Mit derben Worten geht er ins Zeug und setzt dem Maler Weitsch, einem Mitglied des Senats der Akademie, arg zu. In dem „Briefe eines jungen Dichters an einen jungen Maler" wendet er sich mehr allgemein gegen den Lehrbetrieb der Akademie. Vor allem tadelt er das fast ausschließliche Kopieren älterer Meister und das Erstarren in einer bestimmten Schule. Dem Menschen müsse Freiheit gewährt werden, nur dann könne er Großes und auch Neues schaffen. Mit diesen Ausführungen nahmen die Abendblätter die Theorien des Phöbus wieder auf. Aber auch in diesem Journal, wie in allen andern romantischen Zeitschriften, wurde die bildende Kunst bei weitem hinter Poesie und Literatur überhaupt gestellt, und es spielten sich

meist solche Leute als Kunstkritiker auf, die ihrer ureigenen Veranlagung nach nicht dazu geschaffen waren. Wir finden in den Abendblättern eine ziemlich eingehende Besprechung der Porträts, die auf der Berliner Kunstausstellung im Jahre 1810 ausgestellt worden waren, und zwar unter der zu allgemein gehaltenen Überschrift „Kunstausstellung" von Ludolph Beckedorff, einem Mitgliede der Tischgesellschaft. Seine Ausführungen sind für die Kunstgeschichte von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Da sich Beckedorff in seinen Betrachtungen ausschließlich auf das Porträt beschränkt hatte, so machten sich nach Schluß der Ausstellung Ergänzungsartikel notwendig, die Arnim als „Übersicht der Kunstausstellung" vom 12. November an erscheinen ließ. Ebenfalls von Arnim im Verein mit Brentano waren die „Empfindungen vor Friedrichs Seelandschaft". Hier versuchen es die Verfasser, sich in die Tiefe des Gemäldes hineinzuversetzen, können aber trotz reichlicher Lobsprüche nicht ganz zustimmen. Nur ein Maler jener Zeit scheint das ungeteilte Lob der jüngeren Romantiker erlangt zu haben, und das ist Philipp Otto Runge, dem am 19. Dezember ein besonderer Artikel „Andenken eines trefflichen deutschen Mannes und tiefsinnigen Künstlers" gewidmet wurde.

Endlich dringt die Polemik der Abendblätter auch bis in eine Gruppe von Artikeln, die in dieser Art noch keine romantische Zeitschrift aufzuweisen hatte, nämlich in die Artikel, die auf Belebung echt christlicher Gesinnung abzielten. Auch hier ist es Kleist wieder, der in der Legende „Die heilige Cäcilie oder die Gewalt der Musik" dem Staatskanzler nebenbei mit zeigen will, daß man altgeheiligten Dingen mit Ehrfurcht begegnen solle. Im übrigen sind die Artikel religiösen Inhalts frei von Polemik, auch zeigt sich nirgends weiter eine katholisierende Tendenz, vielmehr übernimmt ein protestantisch gesinnter Schriftsteller das Amt, dem religiösen Empfinden der Leser Nahrung zu geben. Es ist dies der Baron de la Motte Fouqué. Er vertrat in Kleists Abendblättern, wie Steig sagt (Berliner Kämpfe, S. 478), den positiven, hochkirchlichen Standpunkt des evangelischen Märtyrertums. Fouqué zeigte sich in diesem Sinne zum ersten Male im 18. Abendblatt mit der Beantwortung der Frage: „Warum werden die Abendblätter nicht auch Sonntags ausgegeben?" Die Antwort war: „Weil Schreiber, Drucker, Herum-

träger und was dazugehört, am heiligen Sonntag Gott dem Herrn dienen wollen!" In einem zweiten Artikel „Welche Bücher soll man öfter lesen?" (35. Abend-Bl.), empfiehlt er vor allem solche, die den Menschen „zusammenschüttern", damit ihm die Erkenntnis seiner eigenen Verderbtheit zur seelischen Genesung diene. Auch dem Rationalismus rückt er in einem Aufsatz „Über Schwärmerei" (61. Abend-Bl.) arg zu Leibe; denn dieser nenne das Festhalten an einer übersinnlichen Idee — Gott lieben und Christum — Schwärmerei. An einer andern Stelle (23. Abend-Bl.) weist er die wahren Christen auf einen edlen evangelischen Prediger, den greisen Hofprediger Eylert in Potsdam, hin, der selbst ein Christ im strengsten Begriffe des Wortes sei. Zwei andre Beiträge Fouqués „Das Grab der Väter" und „Die Heilung" verfolgen nicht religiöse Tendenzen, sie sind schwache novellenartige Artikel, die keine nähere Betrachtung verdienen.

Es ist so gut wie selbstverständlich, daß in einer Zeitschrift der jüngeren Romantik das volkstümliche Element nicht fehlt. Wir finden es in den Abendblättern in den verschiedensten Gestalten. Es entsprach ganz dem Volksempfinden, daß Kleist dem König bei seinem Einzug in Berlin eine Ode widmete. Er fand ferner allgemeines Verständnis, als er am 10. März 1811 in einer Kalendernotiz des Geburtstages der Königin Luise gedachte. Volkstümlich waren natürlich in erster Linie die zahlreichen Anekdoten, indessen bedeutete das Auftreten derselben keinen spezifisch romantischen Zug, da in jener Zeit alle Zeitschriften mit ihnen, wie auch mit einer Unmenge von Epigrammen, angefüllt waren. Naturgemäß setzte Kleist ebenso wie im Phöbus die Veröffentlichung seiner Erzählungen fort, aber der geringe Umfang der einzelnen Nummern des Blattes war höchst ungeeignet dafür. Die Novellen mußten manchmal bis auf eine Art Gerippe zusammengestrichen und auch dann in mehreren Absätzen mitgeteilt werden. Es ist daher klar, daß die Wirkung fast ganz verloren ging. Zu den bekanntesten Erzählungen der Abendblätter gehören: „Das Bettelweib von Locarno" und „Die Verlobung in St. Domingo". Die genannten Mängel zeigen sich vor allem in der „Geschichte eines merkwürdigen Zweikampfes". Noch eine weitere Erzählung interessiert uns im Hinblick auf den Phöbus, nämlich die „Sonderbare Geschichte, die sich zu meiner

Zeit in Italien zutrug". Sie behandelt allerdings in mehr humoristischer Weise denselben Stoff, wie die „Marquise von O..." Es ist schwer zu ermitteln, in welchem Verhältnis die beiden Erzählungen zueinander stehen. Steig meint (das., S. 550), daß die „Sonderbare Geschichte" die erste noch schmucklose Gestaltung des Stoffes sei.

Aus dem Gesagten haben wir erkannt, daß die Abendblätter einen recht mannigfachen Inhalt hatten, wir haben gesehen, daß sich dieses Blatt auf die Partei des höchsten Adels stützte, wir haben uns des frischen, fröhlichen Tons gefreut, der überall das Richtige zu treffen wußte. Wenn wir ferner sehen, daß fast durchgängig Kräfte mitarbeiteten, die sich noch heute eines hohen Ansehens erfreuen, so muß es uns wundern, daß dieses Blatt eigentlich nur zwei Monate recht gelebt hat, denn nachher und besonders vom 1. Januar 1811 an führte es fast nur noch ein Scheinleben, bis es Ende März ganz einging.

Über die Gründe, die dieses Schicksal veranlaßte, können wir uns kurz fassen. Die Abendblätter griffen in die politischen Kämpfe als Parteiblatt ein und erwarben sich dadurch eine Menge Leser. Die Regierung warf ihre Feindin durch ein Polizeiverbot nieder. Es durften keine politischen Artikel mehr erscheinen: viele Leser verloren damit das Interesse an dem Blatt und wandten sich von ihm ab. Andre wieder lasen das Abendblatt, weil sie mit dem frischen Ton sympathisierten, mit dem hier die elenden Berliner Theaterverhältnisse aufgedeckt wurden. Auch hier schritt die schon gereizte Behörde ein und raubte der Zeitung mit der Erlaubnis zur Theaterkritik eine weitere Menge Leser. Als das Blatt schließlich der bereits für das zweite Quartal angekündigten Vergünstigungen verlustig ging, war es ruiniert. Von da an brachten die Abendblätter kaum *einen* interessanten Artikel mehr. „Die Bulletins der öffentlichen Blätter" füllten oftmals allein die vier Seiten. Die wenigen Erzählungen waren auch dürftig, diejenigen von den „Wassermännern und Sirenen" (5. u. 6. Fbr.) und der „Geistererscheinung" (15.—19. März), die gar zu sehr den Schubertschen Phantastereien nachgingen, konnten die Leute kaum befriedigen, wohl aber die rationalistisch denkenden Leser zum Widerspruch reizen.

Hierzu kamen noch redaktionelle Schwierigkeiten. Kleist hatte

durch seinen ersten Verleger Hitzig des geringen Verdienstes wegen die größten Unannehmlichkeiten und mußte froh sein, in dem „Kunst- und Industrie-Comptoir von Berlin" einen andern Verlag gefunden zu haben. Vor allem aber war Kleist selbst kein Redakteur. Hatte sich das schon beim Phöbus gezeigt, so trat das bei den Abendblättern noch viel deutlicher zutage, wo doch an jedem Tage ein Blatt gefüllt sein mußte. Kleist war viel zu genial veranlagt, als daß er sich in den Zwang einer solchen Kleinarbeit hätte finden können. Ein Dichter, der Robert Guiscard-Probleme in sich trug, konnte nicht auch kleine Feuilletons für den täglichen Gebrauch schreiben. Er war aber auch in andrer Beziehung nicht zum Redakteur geeignet. Hatte man sich beim Phöbus überhaupt nicht um Mitarbeiter gekümmert, so tat man es hier nicht besser, sondern verließ sich einfach auf die Unterstützung der Tischgesellschaft, die wiederum recht gering war. Wesentliche Beiträge hat eigentlich nur Adam Müller geliefert, aber der ist es gerade gewesen, der das Blatt durch seine Artikel zugrunde gerichtet hat. Außer Müller und dem genannten Beckedorff sind nur wenige von der Tischgesellschaft als Mitarbeiter zu nennen. Fr. Schulz, der einige Theaterkritiken verfaßt hat, scheint der einzige gewesen zu sein, dem man ein Honorar gezahlt hat (vgl. Zolling, Briefe S. XXI). Die Beiträge andrer waren wohl nur Freundschaftsdienste und fielen — wie so häufig — dementsprechend aus. Trotzdem konnte Kleist sie nicht entbehren. — Auch von Wilhelm Grimm finden wir einen Beitrag „Rätsel aus der Hervararsage". Er ist aber ohne Wissen Grimms durch Arnim in dieses Blatt (23. Jan. 1811) gekommen. Der christlich-deutschen Tischgesellschaft gehörte auch Graf Heinrich von Loeben an, dessen Gedichte schon im Phöbus nicht gefallen wollten. Er war aus einer Richtung, die durch die Namen Tieck und Novalis am kürzesten gekennzeichnet wird, hervorgegangen, hatte sich aber in dieser religiös-mystischen Gefühlserfassung bis zum ungesundesten Extrem verloren, was bei seiner nicht hervorragenden Begabung erst recht unangenehm auffiel. Er fand in den Heidelberger Kreisen keinen Anschluß, wohl aber bei der Tischgesellschaft und lieferte damals auch einen Beitrag zu den Abendblättern, nämlich die Erzählung „Die furchtbare Einladung" (22. März 1811).

Außer noch einigen wenigen Beiträgen mußte Kleist seine Abend-

blätter selbst füllen. Es war klar, daß er da nicht imstande war, durchweg wertvolle Artikel zu bieten. Das Publikum wandte sich daher von seiner Zeitschrift ab. Auch Arnim sagt in einem Briefe an W. Grimm (Steig, Berl. Kämpfe S. 443), seine Rätsel würden dort nicht in die beste Gesellschaft kommen, vielleicht dachte er da an Aufsätze, wie den „Über eine wesentliche Verbesserung der Klaviatur der Tastinstrumente", die man bei Beginn der Abendblätter wirklich nicht erwartet hätte.

Am meisten wurden die Abendblätter natürlich durch die feindlich gesinnten Tageszeitungen in Mißkredit gebracht. Besonders geschadet haben die allerdings auch scharf angegriffenen Berliner Zeitungen, die Vossische und die Spenersche. Auch der „Freimütige", obgleich schließlich mit in die Geschicke der Abendblätter verwickelt, hat diesen feindlich gegenüber gestanden. Das Morgenblatt berichtet zuerst sehr sachlich über das Erscheinen und die bedeutende Abnahme (25. Okt., 27. Okt.), dann aber, nachdem es den Geist der Zeitung recht erkannt hatte, nahm es einen andern Ton an. Es vergaß nicht, den Verlagswechsel (17. Jan.) und die mangelnde Teilnahme (19. Jan.) getreulich zu berichten. Am 2. Mai aber stellte es mit innerer Genugtuung fest, daß „das Abendblatt den Abend seines Lebens" erreicht habe. Derselbe Saul Ascher, der im Morgenblatt über Kleists Berliner Journal berichtete, tat es in derselben Weise auch in Zschokkes Miszellen, nur daß er sich dort etwas mäßigen mußte, da Zschokke immer noch auf seinen Freund Kleist hielt. Wenn es demgegenüber andre Blätter gab, die den Berliner Abendblättern sympathisch gegenüberstanden, wenn auch z. B. die „Zeitung für die elegante Welt" (18. Dez.) von dem „geistvollen Abendblatte" berichtete, so konnte das doch alles nicht helfen. Mit Ende März gingen die Abendblätter ein. Kleist, ihr Redakteur, hat sie nicht lange überlebt, in demselben Jahre machte auch er seinem kummervollen Leben ein Ende. Genau so aber, wie seine Persönlichkeit und seine Werke weitergelebt und gewirkt haben, so sind auch mit dem Ende der Abendblätter die Fäden, die in ihnen angeknüpft worden sind, weitergesponnen worden. Die einmal erwachten und gekräftigten Gedanken haben weiter gelebt, gewirkt und zeigen sich auch ferner noch in dieser oder jener Modifikation in den Spalten der romantischen Zeitschriften.

Mit den Berliner Abendblättern enden streng genommen die Zeitschriften der jüngeren Romantik, aber die in ihnen vertretenen Tendenzen hatten zu große Lebenskraft in sich, als daß sie etwa mit ihren Journalen zugrunde gegangen wären. Sie wirkten vielmehr fort, zum Teil ganz in derselben Form, zum Teil auch akkommodierten sie sich neuen Anschauungen und Zeitverhältnissen, so daß es nicht uninteressant ist, ihre weitere Entwicklung zu verfolgen. Inwiefern die hohen und edlen Bestrebungen in der jüngeren Romantik mit einer ziemlich starken Notwendigkeit den Verfall der romantischen Zeitschriften herbeiführen mußten, wird zu Eingang des dritten Teils ausführlich dargelegt werden, hier mag zunächst einiger andrer Zeitschriften gedacht werden, die ebenfalls als Fortentwicklungen der Tendenzen der jüngeren Romantik aufgefaßt werden müssen. Bei dieser Betrachtung ist wohl zu bedenken, daß sich diese jüngere Schule zwar einig in dem Ziele war, national und christlich gesinnte Menschen zu bilden, nicht aber über die Wege, die man einschlug. Der erste, den die Einsiedlerzeitung und das Pantheon für den rechten hielten, erwies sich als der wirksamere, ihn ist auch Fr. Schlegel nach manchen Irrfahrten in seinem „Deutschen Museum" gegangen. Diesen Weg betrat auch ein Blatt, das erst im Jahre 1818 erschien und von einer Schar von Männern gegründet wurde, die die alten Ideale der Einsiedlerzeitung zu retten suchten, nämlich die Wünschelrute. Weniger friedlich begann der andre Weg, der Weg des politischen Kampfes. Da er von seiten der vornehmsten Gesellschaftsklasse begonnen wurde und da die Romantiker überhaupt eine Aristokratenpartei bildeten, so mußten in politischer Beziehung für sie zwei Dinge im Vordergrunde stehen, nämlich die Wahrung der alten Adelsrechte sowie der alten Privilegien überhaupt und die Unterstützung der religiösen, vor allem der katholischen Kulte. Um aber beides zu können, mußten sie alle freiheitlichen Neuerungen aus Prinzip bekämpfen. Auf diese Weise geschah es, daß die einst fast revolutionär beginnende Romantik schließlich in dem Hafen verknöchertster Reaktion landete, und zwar reichen sich hier die Frühromantiker und ihre jüngeren Brüder die Hände. Schon in den Abendblättern widersetzte man sich den Reformen Hardenbergs und pochte auf die althergebrachten Verhältnisse. Einen viel bedenklicheren Charakter

nahmen diese reaktionären Bestrebungen aber an, als Fr. Schlegel sie sich zu eigen machte und mit ihnen seine katholisierenden Tendenzen vermengte. Schon im deutschen Museum tritt dieser Zug in den Vordergrund und läßt bereits alle Parteirücksichten schwinden, so daß in seiner Zeitschrift eine Reihe antiromantischer Schriftsteller Eingang gefunden hat. Sein letztes Journal aber „Die Concordia" ist zu einem ausgesprochen ultramontanen Parteiblatt geworden. Von dieser Schwenkung der nationalen Gesinnung ins Reaktionäre hat sich allein Görres ferngehalten. Er ist damit seinen Jugendanschauungen ziemlich treu geblieben. Als Revolutionär war er mit seinem „roten Blatt" aufgetreten, als ein Bekämpfer aller Reaktion ist er von der journalistischen Bühne abgetreten. Noch in der Einsiedlerzeitung betätigt er sich für das Wohl seines Vaterlandes, aber schon die christlich-deutsche Tischgesellschaft mit ihrem Junkertum konnte ihm nicht mehr zusagen. Ganz und gar nicht vermochten das natürlich die Schlegelschen Journale. Görres steht somit — wenigstens, was Anfang und Ende seines Lebens anbelangt — abseits von der großen Entwicklung der Romantik und nur, weil er einst auch ihr seine ganze Kraft gewidmet hat und weil seine Entwicklung die einzig erfreuliche und gesunde in der ganzen Geschichte der Romantik ist, mag ganz kurz auf jene Zeitschrift eingegangen werden, die ihn auf der Höhe seiner freiheitlichen und zugleich nationalen Gefühle zeigt. Sie ist überschrieben:

Der Rheinische Merkur.

Der Rheiniſche Merkur.

Herausgegeben von Görres.
1814—16.

Dieſes Journal erſchien gerade zu jener Zeit, als Blücher die Franzoſen über den Rhein getrieben hatte, im Jahre 1814. Es konnte nicht früher auf den Plan treten; denn da hätten die Franzoſen ſofort Einſpruch erhoben. Es konnte aber auch nicht ſpäter gegründet werden, da dann die allgemeine Begeiſterung verraucht geweſen wäre und die deutſchen Fürſten als die Nachfolger Napoleons nun ihrerſeits dem freiheitlichen Geiſt gewehrt hätten.

Die Zeitverhältniſſe brachten es mit ſich, daß im Rheiniſchen Merkur zunächſt der Haß gegen Napoleon offen zum Ausbruch kam. Stolz rief Görres aus: „Ich habe nie ſein Brot gegeſſen!" und forderte immer mehr zum Kampfe gegen den Erbfeind auf. Damit fand er überall Zuſtimmung. Seine Zeitſchrift, die urſprünglich „eine Stimme der Völkerſchaften diesſeits des Rheines" (Koblenz, der Erſcheinungsort, iſt linkes Rheinufer) ſein ſollte, verbreitete ſich über das ganze weſtliche Deutſchland, und ſelbſt Napoleon erkannte bald in ihr eine Gefahr für ſeine Poſition und nannte das Journal die „Fünfte Großmacht", die gegen ihn in Waffen getreten ſei. Je mehr der Merkur aber ein Rufer im Streit und ein Verkünder aller der Wünſche wurde, die in der Bruſt eines jeden echten Deutſchen unausgeſprochen lagen, um ſo größer war die allgemeine Anerkennung, die ihm zuteil wurde. Auch die Romantik, die mit Görres ſchon wegen ſeines Franzoſenhaſſes ſtark ſympathiſierte, hielt mit Lobſprüchen nicht zurück. Arnim, Brentano, Perthes u. a. nahmen die neue Zeitſchrift mit Begeiſterung auf. Selbſt der reaktionäre Gentz konnte mit ſeiner Bewunderung nicht zurückhalten. In einem Briefe an Rahel ſchrieb er: „Nicht leicht hat jemand erhabener, furchtbarer und teufliſcher geſchrieben als Görres." Seine Begeiſterung trieb ihn ſo weit, daß er an Görres ſelbſt ein Schreiben richtete, in dem er unter anderm ausführte: „Unſere politiſchen Anſichten und Urteile weichen in vielen Punkten gewaltig voneinander ab. Dies hindert aber nicht, der Tiefe Ihres Geiſtes, der Originalität

und Kraft und Schärfe Ihres Blickes, dem Ernste und der Gründlichkeit Ihres politischen Charakters und Ihrer oft wundervollen Gewalt über die Sprache volle Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Vom ersten Blatt des Merkurs an hat es mir eingeleuchtet, daß diese Schrift mit einem ganz andern Maßstab gemessen werden müsse als die gewöhnlichen Produkte unsrer Tage; und wenn ich gleich oft gegen Sie gemurrt habe, hat doch das Übergewicht Ihres Genies mich ebensooft wieder mit Ihnen ausgesöhnt." Diese Sympathiekundgebungen von seiten der Romantik hörten aber sofort auf, als Görres sich den vaterländischen Zuständen zuwandte, um auch durch die Kritik derselben seine freiheitlichen Ideen zu verwirklichen. Arnim z. B. konnte sich in dieser späteren Zeit in bezug auf Görres des Ausdruckes „politischer Lärmschläger" nicht enthalten (Brief an W. Grimm vom 4. Januar 1819).

Noch bedeutend wichtiger war für den Rheinischen Merkur die Aufnahme von seiten der Machthaber. Auch bei ihnen fand die Zeitschrift wegen ihres Franzosenhasses fast ungeteilte Anerkennung. Am wertvollsten in dieser Beziehung waren einige Zeilen im „Preußischen Korrespondenten", der als Regierungsblatt angesehen werden durfte. Dort war in Nr. 84 vom 28. Mai 1814 zu lesen: „Diese Art, wie der Herausgeber die Ereignisse ansieht, ist so eigentümlich, wahr und vaterländisch, daß wir diesem Blatt den möglichst weitesten Wirkungskreis wünschen, damit diese kräftige Beredsamkeit die Schlechtigkeit niederdonnere, die Augen der Verblendeten öffne, die Schlaffheit aufrüttle. Es gereicht dem Herrn Staatsrat Gruner zur unvergänglichen Ehre, daß unter seiner Ägide eine solche Zeitschrift erscheint, die wir kühn den besten englischen Zeitungsblättern an die Seite stellen können." Auch der Freiherr vom Stein sprach sich anerkennend über das Blatt aus.

Die Schwenkung in das zweite Feld seiner politischen Betätigung begann Görres schon in seiner „Proklamation Napoleons an die Völker Europas", die er veröffentlichte, als der einst so Gefürchtete gefangen nach Elba gebracht wurde. Görres sucht in diesem Artikel seinen Lesern noch einmal das alte Gespenst mit möglichst blendenden Farben vor Augen zu stellen und Hohn und Spott auf den Gestürzten auszugießen. Er lieferte damit eine politische Satire ersten Ranges, die aber neben Napoleon auch die einzelnen Völker

Europas ganz empfindlich treffen mußte. Besonders die Worte Napoleons auf Deutschland verraten nur zu deutlich den inneren Grimm des Herausgebers Görres, der sich in dieser Form gegen die Reaktion Luft zu machen sucht. So läßt er Napoleon z. B. sprechen: „Gegen Deutschland habe ich vor allen Dingen zuerst den Blick gewendet. Ein Volk ohne Vaterland, eine Verfassung ohne Einheit, Fürsten ohne Charakter und Gesinnung, ein Adel ohne Stolz und Kraft, das alles mußte leichte Beute mir versprechen. Seit Jahrhunderten nicht verteidigt und doch in Anspruch nicht genommen, viele Soldaten und ohne Heer, Untertanen und kein Regiment, so lag es, von alter Trägheit einzig nur gehalten. Zwiespalt durfte ich nicht stiften unter ihnen; denn die Einigkeit war aus ihrer Mitte längst gewichen. Nur meine Netze durfte ich stellen, und sie liefen wie scheues Wild von selbst hinein. Ihre Ehre habe ich ihnen weggenommen, und der meinen sind sie darauf treuherzig nachgelaufen. Untereinander haben sie sich gewürgt und glaubten redlich ihre Pflicht zu tun. Leichtgläubiger ist kein Volk gewesen und törichter und toller kein anderes auf Erden. Aberglauben haben sie mit mir getrieben, und als ich sie unter meinem Fuße zertrat, mit verhaßter Gutmütigkeit mich als ihren Abgott noch verehrt. Als ich sie mit Peitschen schlug und ihr Land zum Tummelplatz des ewigen Krieges gemacht, haben ihre Dichter als den Friedensstifter mich besungen . . . Ihre feine Welt, die immer um französische Leichtigkeit gebuhlt, hat an dem Stachel meiner Rauheit so unermüdet geleckt und die Schärfe mit ihrem Schleime begossen, bis sie ihr als die glätteste Artigkeit erschien . . . Alle Greuel des Despotismus haben sie mir abgelernt und es doch auch im Bösen nur zu mäßiger Vortrefflichkeit gebracht. In einem habe ich nur gefehlt, daß ich ihre Länder, die das Los der Waffen mir erworben, nicht ganz mir zugeeignet und ihre Städte verwüstet habe."

Diese Proklamation machte begreiflicherweise ungemeines Aufsehen. Alle größeren Zeitschriften in Europa druckten sie ab, man kam sogar auf den Gedanken, sie für echt zu halten. Solche Worte aber, ausgesprochen über die deutschen Fürsten, über die Aristokratie und das gesamte Volk, mußten bei der Regierung Befremden hervorrufen. Dieses mehrte sich noch, als sich Görres von jener Prokla-

mation an ganz den inneren Verhältniſſen zuwandte. So trat er mit aller Kraft für die Herſtellung eines großen und mächtigen Vaterlandes ein und bekämpfte alle gegenſätzlichen Meinungen mit größter Rückſichtsloſigkeit. In erſter Linie machte Görres den Fürſten der ehemaligen Rheinbundſtaaten die heftigſten Vorwürfe, da ſie ſo gar keine Anſtalten einer freiheitlichen Umgeſtaltung ihrer Länder machten. „Wohin ich um mich herſchaue," ſchreibt Görres, „jammert mich des guten Volkes, das ſo geduldig, ſo gutmütig, ſo wahrhaft edel und erhaben an Fürſten und Vaterland hängt, alles, was ihm lieb und teuer war und iſt, darbringt — ſeine Söhne, ſeine Ruhe, ſeine Habe, und nun ſo wenig ernſtlichen Willen ſieht, ihm zu vergelten, was es getan, und ihm zu leiſten, was es ſo wohl verdient." Die Folge dieſer Worte war ein Verbot des Merkur in einzelnen Staaten. Auch Preußen fühlte ſich durch einen Artikel „Die Rückwirkung in Preußen" (Nr. 347—352 vom 20. bis 31. Dezember 1815) verletzt und verfügte durch eine Kabinettsorder vom 3. Januar 1816, daß der Rheiniſche Merkur, „weil er ganz geſetzwidrig und ungeachtet der ergangenen Warnungen die Zwietracht der Völker erregende Aufſätze verbreite und durch zügelloſen Tadel die Gemüter beunruhige", nicht mehr erſcheinen dürfe.

Durch dieſen Machtſpruch war die freiheitliche Richtung romantiſcher Politik endgültig unterdrückt. Trotzdem aber hat ſie ihre Aufgabe von der Einſiedlerzeitung her mit Edelmut und Erfolg erfüllt. Eine eigenartige Wendung der Entwicklung iſt es, daß die urſprünglich ſo freiheitlich geſinnte Romantik in den ſpäteren Zeitſchriften das wieder einzureißen begann, was früher mit vieler Mühe gefügt worden war. Von dieſen reaktionären Journalen mögen hier nur zwei beſprochen werden, nämlich das „Deutſche Muſeum" und die „Concordia".

Mit dieſer Einreihung der genannten Zeitſchriften Fr. Schlegels ergibt ſich gleichzeitig ein weiteres Problem, das ſich durch die Frage kennzeichnen läßt: Worin liegt es begründet, daß dieſer Frühromantiker ſich den Beſtrebungen der jüngeren Romantik zuwandte? Wie es gekommen iſt, daß er für den Katholizismus und Ultramontanismus kämpfte, iſt ſchon aus ſeinen früheren Journalen

verständlich, seine reaktionären Bestrebungen in rein politischer Beziehung hängen innig damit zusammen. Wenn wir uns nun im folgenden zunächst dem „Deutschen Museum" zuwenden, so muß erst in kurzen Umrissen die vorhin aufgeworfene Frage beantwortet werden. Außerdem ist zu bedenken, daß dieses Journal einen Übergang von Frühromantik zu den nationalen Bestrebungen der jüngeren Romantik bildet und daher noch keine so ausgeprägten Züge tragen kann wie die „Concordia".

Deutſches Muſeum.

Herausgegeben von Fr. Schlegel.
1812—1813.

Seit dem Eingehen der Europa im Jahre 1805 waren ſieben lange Jahre vergangen. Friedrich Schlegel hatte nicht den Mut und die Kraft gehabt, eine Fortſetzung zuwege zu bringen oder gar eine neue Zeitſchrift für ſeine und ſeiner Freunde Ideen zu gründen. Sieben Jahre waren ins Land gegangen, man ſollte meinen in bezug auf Literatur- oder Kulturgeſchichte, wie in bezug auf Umwandlung von Ideen und Anſchauungen eine kaum nennenswerte Spanne Zeit. Und doch, was waren das für Jahre! Nicht nur für Friedrich Schlegel oder ſeine Freunde, nicht nur für die deutſche Literatur überhaupt, nein für ganz Deutſchland, ja für ganz Europa! Der ſchon ſo lang gefürchtete Stoß von Frankreich her war mit einer auch die ſchwärzeſten Befürchtungen weit in den Schatten ſtellenden Heftigkeit erfolgt, daß Europa kaum wieder zu erkennen war. Die allgemeine Erſchütterung und Ernüchterung hatte nicht nur in fürſtlichen Kreiſen mit unbarmherziger Deutlichkeit an die harte Wirklichkeit erinnert, ſondern das geſamte Volk erfaßt. Ja ſogar die Romantiker waren von der Höhe ihres Idealismus mit jähem Ruck auf den Boden des Realen geſtürzt, ſo daß auch ſie es für nötig hielten, ſich an ihrem Teile mit der Wirklichkeit abzufinden. Eine ganze Reihe Zeitungen mit patriotiſchen Tendenzen ſind begründet oder wenigſtens projektiert worden. Aber vergebens haben wir bei ihnen nach den Hauptführern der Romantik, nach den Brüdern Schlegel, gefragt. Abgeſehen von einem Artikel in den Heidelberger Jahrbüchern und in der Einſiedlerzeitung hören wir in den Zeitſchriften nichts von ihnen. Warum aber nicht? Warum hat ſie die allgemeine Sache des Vaterlandes nicht auch gepackt? Die Gründe ſind nicht ſchwer zu finden. Die Schlegel hatten ſich in dem Eifer der Begeiſterung für ihre neue Sache im kühnen Fluge zu hoch über die Erde der Wirklichkeit erhoben. Als ſie dann durch die Zeitereigniſſe doch mit Gewalt aus ihren Höhen geriſſen wurden, hatten ſie die Fühlung mit der Welt zu

sehr verloren, als daß sie sich gleich in diese drückenden irdischen Verhältnisse hätten fügen, geschweige denn mit an ihrer Überwindung hätten arbeiten können. Sie suchten gewissermaßen Halt bei den entgegengesetzten Extremen. Waren sie erst mit genialem Feuer ihrer Zeit vorausgeeilt, so vergruben sie sich nun hinter die Dokumente der Vergangenheit. Dem Mittelalter warfen sie sich mit all ihrem Sehnen und Arbeiten in die Arme und fanden zunächst weder Zeit, noch Lust, dem Vaterland direkt zu dienen; denn indirekt haben sie durch ihre Studien der deutschen Sache mehr genützt als mancher andre.

Mit dieser Erwägung Hand in Hand geht eine zweite. Die neuen Studien nahmen ihre ganze Kraft in Anspruch und erforderten zum Teil auch größere Reisen. Aber gerade diese Reisen werden dazu beigetragen haben, daß auch die Romantiker die Not des Vaterlandes kennen lernten, daß auch ihnen das Herz blutete und auch sie den Entschluß faßten, das Joch abzuschütteln. Und so sehen wir beide an entsprechenden Stellen, den einen im Norden, den andern im Süden, der Freiheit dienen. A. W. Schlegel stand während der Zeit der Erhebung als Sekretär in den Diensten des schwedischen Kronprinzen, dessen meiste Proklamationen er verfaßt hat. Im Süden aber, in Österreich, waren in der Österreichischen Zeitung und in den Aufrufen begeisterte Worte der Vaterlandsliebe von dem Sekretär an der Hof- und Staatskanzlei zu Wien, Friedrich Schlegel, zu lesen.

In jener Zeit nun der größten Schmach unternahm es Friedrich Schlegel, eine neue Zeitschrift herauszugeben, um auch durch sie der allgemeinen Sache zu nützen. Wie sehr ihn die Vaterlandsliebe dazu getrieben hat, erkennt man daraus, daß er selbst vor jenen Gefahren nicht zurückschreckte, die dem jungen Unternehmen damals mehr drohten als je. Die Teilnahme des Publikums an der Kunst war nämlich durch die Tage politischer Wirren immer geringer geworden, und das um so mehr, weil gerade im Jahre 1812 ein neuer, und zwar entscheidender Krieg vor der Tür stand und alles Interesse fieberhaft auf sich lenkte. Diese beiden Tatsachen fielen aber zuungunsten der neuen Zeitschrift um so mehr ins Gewicht, als Schlegel nicht durch feurige Reden und aufreizende Gedichte zu seinem Ziele zu gelangen suchte, sondern sein Volk nach Art der Heidelberger veredeln wollte.

Sehr bezeichnend hierfür iſt die Anzeige des Deutſchen Muſeums, die Fr. Schlegel ſelbſt verfaßte (Heidelberger Jahrbücher 1812, Intell.-Bl. III): „Es gibt manche ſchätzenswerte Zeitſchriften in deutſcher Sprache für einzelne und beſondre wiſſenſchaftliche Zwecke und Fächer. Nur an einer ſolchen fehlt es, welche ſich ausſchließend mit dem beſchäftigte, woran jeder gebildete Menſch, jeder Mitbürger unſrer Nation ſchon als ſolcher Anteil nehmen ſoll. Geſchichte im weiteſten und höchſten Sinne des Wortes, Philoſophie des Lebens, die Literatur unſers Volkes und unſers Zeitalters, und die Kunſt des Schönen; das ſind die Gegenſtände, welche den Umkreis dieſer National-Bildung im allgemeinen bezeichnen ... Einige der geleſenſten Zeitſchriften ſcheinen mehr geeignet, dem herrſchenden Geiſte und der Menge auf jede Weiſe zu huldigen, und zu ſchmeicheln, als daß ſie den Mut haben ſollten, die Grundſätze, auf welchen die geiſtige und innere Wohlfahrt des Menſchen beruht, auch gegen die gemeine Neigung und Meinung, gegen drohende Angriffe und verwirrende Verhältniſſe aufrecht zu erhalten.“ Weiter heißt es gegen Ende: „Auch geſchieht es nur im Vertrauen auf die verheißene Mitwirkung mehrerer ſehr achtungswerter und ausgezeichneter Schriftſteller und Gelehrten, daß der Herausgeber es wagt, ein deutſches Muſeum anzukündigen ... Nebſt den abhandelnden und erzählenden Aufſätzen wird es ausführliche Beurteilungen oder allgemeine Überſichten und kurze Nachrichten von den wichtigſten Erſcheinungen im Gebiete der Wiſſenſchaft und Kunſt enthalten. Auch Gedichte kürzerer Darſtellungen oder Produkte des Wiſſens ſind nicht ausgeſchloſſen.“

Mit dieſer Ankündigung ſetzt ſich das Deutſche Muſeum in Gegenſatz zu den früheren Zeitſchriften Fr. Schlegels. Zwar heißt es in der Vorrede zum Athenäum auch: „In Anſehung der Gegenſtände ſtreben wir nach möglichſter Allgemeinheit in dem, was unmittelbar auf Bildung abzielt.“ Aber dieſer Nachſatz bedeutete doch ſchon eine, wenn auch ſehr unbeſtimmte Einſchränkung, die bald genauer dahin präziſiert wurde, daß es hieß: „Was in keiner Beziehung auf Kunſt und Philoſophie, beide in ihrem ganzen Umfange angenommen, ſteht, bleibt ausgeſchloſſen.“ „Athenäum“ und „Deutſches Muſeum“ ſtreben alſo beide nach Bildung der Leſer, aber das Ziel dieſer Bildung iſt bei beiden grundverſchieden. Das Athenäum ſteht

gewissermaßen außerhalb der Welt, will der Kunst und der Philosophie die Wege ebnen, das „Museum" aber steht in der Welt, und zwar in einer wenig erfreulichen, und will die Menschheit durch seine Stoffe für die Welt erziehen, sie tüchtig machen zum Kampf ums Dasein, und zwar nicht um das Dasein des einzelnen, sondern einer ganzen Nation. Darum soll dem Volk aus der Geschichte des deutschen Volkes, der deutschen Literatur erzählt werden, darum darf auch die Philosophie nur insoweit Eingang in die Zeitschrift erhalten, als sie rein praktisch, „eine Philosophie des Lebens", ist.

Daß Friedrich Schlegel mit diesem Versprechen eine ungeheure Last auf sich nahm, hat er selbst erkannt. In seiner Ankündigung spricht er darum klar aus, daß er sich bei der Größe seiner Aufgabe auf die „verheißene Mitwirkung mehrerer sehr achtenswerter und ausgezeichneter Schriftsteller und Gelehrten" verlassen müsse, und dokumentiert damit selbst einen weiteren Gegensatz zu den früheren Zeitschriften, insonderheit zum Athenäum. Dort war ausdrücklich von den Brüdern behauptet worden, „wir sind nicht bloß Herausgeber, sondern Verfasser derselben (Zeitschrift) und unternehmen sie ohne alle Mitarbeiter". Was damals dem Athenäum einen großen Reiz gegeben hatte, nämlich der einheitliche Zug der ganzen Zeitschrift, konnte jetzt bei dem Museum nicht mehr in Frage kommen.

Schon ein Blick in das Inhaltsverzeichnis der beiden Bände bietet den Beweis für die Mannigfaltigkeit der Mitarbeit. Wir erblicken hier äußerst bekannte Namen wie: die Brüder Grimm, Körner, Görres, Zacharias Werner und Wilhelm v. Humboldt. Daneben stehen aber auch manche andre, die der Gegenwart weniger bekannt geblieben sind. Daß bei der Verschiedenheit der Mitarbeiter und der Artikel es manchmal zu scharfen Gegensätzen kam, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. Die Zeitung selbst gibt Belege dafür. Schlegel aber wies alle Angriffe zurück, und zwar mit einer Begründung, die nach der Ankündigung nicht überrascht, er sagt (Mus. II, 263 f.): „Es ist überhaupt nicht die Meinung gewesen, daß unser Museum wie eine enge Schulstube sein sollte, wo einer allein auf dem Thron sitzt und von oben herab dozirt, ohne daß man ihm dreinreden darf. Ich wünschte vielmehr, es gliche einer freien Gesellschaft und Versammlung von Männern,

die, wenn auch in einigen Hauptpunkten nicht unähnlich gesinnt, doch über vieles Äußere sehr verschiedener Meinung sein könnten." Diese liberale Denkungsweise aus dem Munde Fr. Schlegels mutet etwas eigenartig an und läßt die Vermutung zu, sie sei nur ein Zugeständnis an seine damalige Notlage. Es fehlte ihm nämlich, wie schon bei der Europa, an Popularität und vor allem an Mitarbeitern; daß übrigens die Beiträge trotz seiner weitherzigen Redaktion ziemlich spärlich eingelaufen sind, ist aus Briefen ersichtlich. An seinen Bruder richtet er wohl keinen Brief, in dem er nicht irgend etwas als Beitrag haben will. An Dorothea (Raich, Dorothea II, 67) schreibt er: „Dem Maler Müller bitte ich, mich bestens zu empfehlen und ihm zu sagen, daß ein Aufsatz von ihm über das Campo Santo mir sehr willkommen sein würde. Auch von dem Werke der Riepenhausen (gemeint ist: Geschichte der Malerei in Italien, von den Brüdern R. herausgegeben) wünschte ich eine gründliche Beurteilung. Müller soll ja ein Leben Raphaels ausgearbeitet haben. Dieses wäre mir für das Museum sehr willkommen." Wie sehr es Fr. Schlegel um Beiträge zu tun war, selbst auf die Gefahr hin, daß sie nicht ganz in den Rahmen der Zeitschrift paßten, beweist auch ein weiterer Brief Dorotheas (Raich, Dor. II, 71): „Novellen und ‚Lieder der Liebe' sind zwar vor der Hand noch nicht in den Kreis der Gegenstände für das Museum mit aufgenommen, sondern ein ernstes Ziel bleibt ihm noch gesteckt. Indessen werden wir, wenn Sie uns Ihre ‚Drangsale unsteter Gefühle' schicken wollen, sie mit größtem Vergnügen lesen und Ihnen dann das Resultat wissen lassen, ob Friedrich meint, daß er in Rücksicht dieser Novellen eine Ausnahme machen darf. Ein Aufsatz ernsterer Art, in Prosa oder Versen, wäre freilich dem Redakteur des ‚Museums' von Ihrer Feder jetzt noch lieber" (An Varnhagen). In einem Briefe an Tieck schreibt Friedrich Schlegel selbst (Holtei, 300 Briefe III, 336): „Mein nächster Wunsch geht nun darauf, daß ich Beiträge von Dir zum Museum erhalten möchte, und zwar je eher, je lieber." Daß er mit seinem Werbeschreiben oft nicht auf die größte Bereitwilligkeit gestoßen ist, sieht man z. B. aus folgenden Zeilen der Chézy (Briefe an Fouqué, S. 50): „Eben erhalte ich einen Brief von Fr. Schlegel einer, etwas wie moutarde après dîner kommenden Bitte, um Gedichte und Arbeiten für das Museum. Ich schicke ihm wohl

auch einmal etwas, aber die ‚Musen' gehen mir über das ‚Museum', weil ich weiß, es macht Ihnen Freude." Ferner schrieb Varnhagen an Rahel (Briefw. zw. Varnhagen und Rahel 1874, II, 231): „Mich hat er durch seine Frau auffordern lassen, an seinem ‚Deutschen Museum' zu arbeiten, und namentlich soll ich etwas aus meiner Pariser Reise geben, das geht aber nicht an, und ich weiß überhaupt nicht, ob ich ihm etwas dazu schicke. Das Museum gefällt mir nicht" (Prag, 24. Jan. 1812).

Bei der Duldsamkeit den mannigfachen Beiträgen gegenüber konnte natürlich von einer scharf vorgezeichneten Tendenz nicht die Rede sein. Auch von einer scharfen Polemik, wie seinerzeit im Reichsanzeiger des Athenäums, war nichts mehr zu spüren. Und doch läßt sich nicht verkennen, daß auch das „Deutsche Museum" trotz seiner Mannigfaltigkeit auf einen bestimmten Grundton abgestimmt ist. Überall klingt mehr oder weniger deutlich Fr. Schlegels religiöses Bekenntnis durch. Der Begriff „Religion" hatte zwar schon in allen romantischen Zeitschriften eine bedeutende Rolle gespielt, aber in ganz andrer Auffassung. In den „Ideen" des Athenäums ist die Religion die allbelebende Weltseele der Bildung, das vierte Element zur Philosophie, Moral und Poesie. In der Europa erscheint der Begriff schon konkreter und konfessionell beeinflußt. Im Deutschen Museum aber ist die streng katholisierende Tendenz ein wesentliches, ja das wesentlichste Charakteristikum der romantischen Doktrin. Und mit welcher Ruhe und Überzeugung sich Schlegel und seine Gattin der allein seligmachenden Kirche anvertrauten, erkennt man z. B. aus einem Briefe Dorotheens an Varnhagen (Raich, Dorothea v. Schlegel, II, 74). Dort lesen wir: „Friedrichs reife Milde, mit der Energie und Kraft vereint, die kann man, wenn auch bei ebenso großem Talent, doch nur durch die innere Ruhe und das eigentliche Mit-sich-fertig-sein, kurz nur im Schoß der Kirche finden."

Friedrich Schlegel eröffnet seine Zeitschrift mit einer Vorrede, in der er die Ziele seines Journals ähnlich wie in der Ankündigung in den Heidelberger Jahrbüchern dem Leser darzulegen versucht. „Geschichte, Philosophie, Literatur und Kunst, sind die Gegenstände, denen diese Zeitschrift sich widmen wird," so beginnt er und weist weiter darauf hin, daß auch das Historische vor allem vorherrschend sein soll, denn „auch im Gebiete der Literatur, der Philosophie und

der Kunst ist die historische Ansicht diejenige, welche andre Ansichten in sich vereint... Auch ist sie geeignet, kleine Widersprüche aufzulösen; ist ein Zwiespalt aber nicht zu überwinden, so weiß sie jeder streitenden Kraft ihre Grenze und richtige Stelle anzuweisen." Die Literatur kranke an zwei entgegengesetzten Übeln. Das erste sei eine gewisse ästhetisch philosophische Gleichgültigkeit, die zwar keine moralischen und religiösen Bande duldet, sonst aber jede andre Fessel leicht ertrüge. Das zweite sei der immer wieder rege Provinzialgeist, der sich auch in der Literatur zeige. Demgegenüber müsse betont werden, daß die Literatur den wahren und vollen Wert nur dann erlangen könne, wenn sie national sei, wenn der einzelne auf das Ganze sehe und nicht am Kleinlichen haften bleibe. Zugleich müsse aber dem ersten Übel, der moralischen Erschlaffung, entgegengearbeitet werden, und zwar durch eine klarere Philosophie, eine Philosophie, die wahrhaft ins Leben eingreife und praktisch wirksam sei. Bei Ankündigung des zweiten Jahrgangs hält es Schlegel für notwendig, den Zweck seiner Zeitschrift nochmals darzulegen und zum Teil zu erweitern. Hier hebt er ausdrücklich hervor, er wolle deutsche Sprache und Geschichte, deutsche Kunst und Erkenntnis nach besten Kräften fördern. „Wir möchten," fährt er fort, „für so vieles einzelne Schöne und Gute, was in deutscher Art und Sprache gedacht und vorgebracht wird, einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt aufstellen, die zerstreuten geistigen Kräfte des Vaterlandes immer mehr vereinigen und eben dadurch auch den Geist und selbst die Gesinnung der Nation aufrecht erhalten und befestigen."

Von den Beiträgen des Herausgebers ist die zwölfte Vorlesung aus den Vorlesungen über die Geschichte der Literatur, die er in Wien gehalten hat, am wichtigsten. Fr. Schlegel beginnt mit einer Ausführung über den Roman und sagt: der Roman des Cervantes sei seiner Vortrefflichkeit wegen von allen Zeiten nachgeahmt worden, aber nicht immer mit Glück; denn nicht alle Zeiten hätten so ritterlich gedacht als die des Cervantes. Man habe daher bei den Nachdichtungen die Hauptsache übersehen und bei den Romanen das Hauptgewicht auf das Abenteuerliche gelegt und z. B. schauerliche Reiseerlebnisse, Entführungen, Räubergeschichten und dergleichen geschaffen, so daß der Begriff des Romantischen selbst in den besten Romanen mit dem

zusammenfalle, was man schlechthin polizeiwidrig nenne. Es sei daher nicht verwunderlich, daß ein berühmter Denker gesagt habe, bei einer durchaus vollkommenen Polizei wäre ein Roman schlechthin unmöglich, weil dann gar nichts mehr im wirklichen Leben vorkommen könnte, was einen Stoff abgäbe. Diesem Übelstand gegenüber sucht Schlegel das wahre Verhältnis der Poesie zur Gegenwart und Vergangenheit zu bestimmen. Nach seiner Meinung habe zwar die Gegenwart den Stempel, besonders trivial und unpoetisch zu sein, trotzdem könne sie der Dichter benutzen, wenn er sie z. B. in die Vergangenheit versetze. Homer habe in dieser Weise gedichtet und müsse trotzdem der lebendigste Darsteller der Gegenwart genannt werden. Mit ihm stelle jeder wahre Dichter in der Vergangenheit sein eigenes Zeitalter dar. Das wahre Verhältnis der Poesie zurzeit scheine daher folgendes zu sein: „An und für sich soll sie nur das Ewige, das immer und überall Bedeutende und Schöne darstellen; aber geradezu und ganz ohne Hülle vermag sie dies nicht. Sie bedarf dazu eines körperlichen Bodens, und diesen findet sie in ihrer eigentlichen Sphäre, der Sage oder der nationalen Erinnerung und Vergangenheit. In das Gemälde derselben trägt sie aber den ganzen Reichtum der Gegenwart, soweit dieselbe dichterisch ist, hinein, und indem sie das Rätsel der Welterscheinung, die Verwicklung des Lebens bis zu ihrer endlichen Auflösung hinleitet, und überhaupt eine höhere Verkläruug aller Dinge in ihrem Zauberspiegel ahnden läßt, greift sie selbst in die Zukunft ein, und bewährt sich so, alle Zeiten, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vereinend, als wahrhaft sinnliche Darstellung des Ewigen oder der vollendeten Zeit."

Wir erkennen aus diesen Worten, welch hohen Wert jetzt Schlegel der Wirklichkeit zumißt. Auch sie soll Gegenstand der Dichtung sein. Aber er scheut noch vor den letzten Konsequenzen. Er wünscht für die rauhe Wirklichkeit einen Deckmantel. Einmal soll sie, künstlich in die Vergangenheit versetzt, aus poetischer Ferne wirken; zum andern soll nur die vergangene Wirklichkeit den konkreten Boden zur Darstellung für die Poesie des Ewigen bilden. Die Wirklichkeit selbst erscheint ihm demnach nur in indirekter Darstellung für die Poesie angemessen.

Ähnlich theoretische Betrachtungen knüpft Fr. Schlegel an die

Besprechung der dramatischen Dichtungsart. Auch diese sei bei den Spaniern besonders emporgeblüht. Ihr Land sei auch besonders dazu geeignet; denn es habe eine große Hauptstadt, eine glorreiche Vergangenheit und ein starkes Nationalgefühl. Der erste Meister der spanischen Bühne sei Lope de Vega, aber er sei zu produktiv geworden und habe demzufolge fast nur improvisiert. So sehr nun auch die Improvisation bei der Volkspoesie zu empfehlen sei, so schade sie doch in der dramatischen Kunst; denn hier müsse alles durchdacht sein. Den Gipfel der Vollkommenheit habe in dieser Beziehung Calderon, der größte aller spanischen Dichter, erreicht. Um das den Lesern deutlicher zu machen, geht Schlegel näher auf das eigentliche Wesen der dramatischen Kunst ein. Er unterscheidet da verschiedene Stufen und führt aus: Auf der niedrigsten Stufe stünden die Darstellungen, in denen bloß die glänzende Oberfläche des Lebens, die flüchtige Erscheinung des reichen Weltgemäldes ergriffen und dargeboten würden. Die zweite Stufe sei die, wo in den Darstellungen nebst der Leidenschaft und der malerischen Erscheinung auch der tiefere Sinn und Gedanke herrsche und sich ausspreche, eine bis ins Innerste eingreifende Charakteristik nicht bloß des Einzelnen, sondern auch des Ganzen, wo die Welt und das Leben in ihrer vollendeten Mannigfaltigkeit, und ihren Widersprüchen und seltsamen Verwicklungen, wo der Mensch und sein Dasein, dieses verschlungene Rätsel, als solches, als Rätsel, dargestellt werde. In diesem Sinne sei Shakespeare der erste und einzige aller Dichter gewesen. Die dramatische Kunst aber habe noch einen höheren Zweck. Sie solle nämlich die Rätsel des Daseins nicht bloß darstellen, sondern vor allem auch lösen, sie solle das Leben aus der Verwirrung der Gegenwart heraus, und durch dieselbe hindurch bis zur letzten Entwicklung hinführen. Dadurch greife die dramatische Kunst in die Zukunft ein und stelle uns die Geheimnisse des inneren Menschen vor Augen. Dies sei freilich noch scharf zu trennen von der sogenannten Katastrophe, deren man etwa drei unterscheiden könne, je nachdem nämlich der Held in den Abgrund eines vollkommenen Untergangs rettungslos hinabstürzt, — dann würde man von einem Trauerspiel reden — oder das Ganze mit einer gemischten Befriedigung und Versöhnung noch halb schmerzlich schließe — siehe die Dramen der Alten — oder wenn aus allem

Tod und Leiden ein neues Leben und die Verklärung des inneren Menschen herbeigeführt werde. Diese letzte Art — jetzt kommt die katholisierende Tendenz zum Durchbruch — ist dem christlichen Dichter am meisten angemessen, und in dieser Beziehung ist Calderon der erste und größte derselben.

Die einmal herangezogenen Gedankengänge lassen Fr. Schlegel auch im folgenden auf den nunmehr so vollkommen umgewandelten Begriff des Romantischen zu reden kommen. Er sagt: Das Wesen des Romantischen „beruht allein auf dem mit dem Christentum und durch dasselbe auch in der Poesie herrschenden Liebesgefühle, in welchem selbst das Leiden nur als Mittel der Verklärung erscheint, der tragische Ernst der alten Götterlehre und heidnischen Vorzeit in ein heitres Spiel der Phantasie sich auflöst, und dann auch unter den äußeren Formen der Darstellung und der Sprache solche gewählt werden, welche jenem inneren Liebesgefühle und Spiel der Phantasie entsprechen. In diesem Sinne, da das Romantische bloß die eigentümlich-christliche Schönheit und Poesie bezeichnet, sollte wohl alle Poesie romantisch sein." Jetzt hört man nichts mehr davon, daß die romantische Poesie die progressive Universalpoesie sein soll (116. Ath. Frag.), „daß sie ewig nur werden, nie vollendet sein kann", sondern hier gibt sich ein stark religiös fühlendes Gemüt zu erkennen. Wenn auch die Menge der Worte das nicht klar zutage treten läßt, so kann das doch die Leser nicht irre führen. Das noch etwas undeutlich dargestellte Liebesgefühl ist aus dem Christentum hervorgewachsen. Das Christentum spielt die beherrschende Rolle, ja es hat sogar Schlegels starren Glauben an die Antike ins Wanken zu bringen vermocht. Deutlich sehen wir, daß Schlegel zwar die früheren Ideale immer noch ehrt, aber über allem steht ihm sein neuer Glaube, dem er alles opfert. „Die Sage von Troja", sagt er, „und die homerischen Gesänge sind durchaus romantisch, so auch alles, was in indischen, persischen und andern alten orientalischen oder europäischen Gedichten wahrhaft poetisch ist. Wo irgend das höchste Leben mit dem Gefühl und ahndungsvoller Begeisterung in seiner tieferen Bedeutung ergriffen und dargestellt ist, da regen sich einzelne Anklänge wenigstens jener göttlichen Liebe, deren Mittelpunkt und volle Harmonie wir freilich erst im Christentum finden."

Schlegels Schwärmerei für den Katholizismus geht noch weiter, sie läßt ihn wieder einmal, wie schon in der Europa, zum Geschichtsphilosophen werden. Der alte Unterschied zwischen Nord- und Südeuropa kommt ihm wieder in den Sinn. Er findet dabei: In den katholischen Ländern habe im 16. und 17. Jahrhundert die Poesie keine störende Unterbrechung erlitten, in den protestantischen Ländern aber zeige sich in jener Zeit ein merklicher Stillstand, nur England, das seiner kirchlichen Verfassung nach den katholischen Ländern am nächsten gestanden habe, habe unter Spenser, Shakespeare und Milton herrliche Blüten der Poesie getrieben.

Trotz dieser christlichen, über die Grenzen der Nationalität hinausgehenden Tendenzen vergißt Schlegel auch in dieser Vorlesung seinen nationalen Standpunkt nicht; denn er sagt ausdrücklich, daß er aus all den genannten Vorbildern nicht etwa Regeln für sein Volk ableiten wolle, sondern er meint, wie schon vor ihm Herder, jedes Volk müsse sich diese seinem ureigensten Charakter entsprechend selbst geben.

Noch näher auf Schlegels nationales Empfinden weist ein zweiter Artikel, nämlich der: „Über nordische Dichtkunst." Was er ausführt, zeigt der Untertitel: „Ossian, die Edda, Sigurd und Shakespeare." Vor allem beschäftigt er sich mit der Frage nach Heimat, Alter und Echtheit einzelner Dichtungen. Daß Schlegel dabei mit seinen Vermutungen etwas zu kühn war und daher zu wenig bleibenden Ergebnissen gelangt ist, kann man ihm nicht zum Vorwurf machen, da man ja in jener Zeit erst begann, die germanischen Altertümer wissenschaftlich zu durchforschen. Was den Artikel aber für den Rahmen dieser Abhandlung bedeutungsvoll macht, sind einige Wandlungen in Schlegels Anschauungen, die er kennzeichnet und die ebenfalls mit seinem nationalen Standpunkt im engsten Zusammenhang stehen. So redet er jetzt mit Begeisterung von der germanischen Mythologie. Er rühmt an ihr die hohe und hehre Naturauffassung und stellt sie weit über die seiner früher so verehrten Griechen. Auch der Götterglaube der nordischen Völker sei erhabener als der der Griechen, besonders weil bei ihnen das Tragische in dem Geschick der Asen in so bewundernswerter Weise durchgebildet sei. Erwähnt werden soll noch, daß Schlegel bei Aufzählung der Bearbeitungen der Edda in vielleicht nicht ganz

uneigennütziger Weise Fouqué ganz besonders hervorhob. Dieser hat sich dankbar erwiesen und eine ganz ansehnliche Zahl von Beiträgen beigesteuert, die sich denn auch hauptsächlich auf nordische Sagen erstrecken, wie z. B. „Olafs Ausfahrt eine nordische Abentheure" (II, 97), „Eine Grablegung auf Island. Nach der Egills Sage" (IV, 110), „Das Banner" (IV, 235).

Von den größeren Beiträgen Fr. Schlegels ist nur noch eine Rezension zu erwähnen, nämlich: „Friedrich Heinrich Jacobi von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung" (Bd. I, 79—98). Sie ist ebenfalls für die innere Entwicklung Schlegels von größter Bedeutung und erfährt eine ganz besondre Beleuchtung, wenn man sie mit Schlegels Kritik über Jacobis Woldemar vergleicht. Jetzt hebt zwar Schlegel auch wieder das Verdienst Jacobis hervor, gegen das Vernunftsystem gekämpft zu haben, dann aber fährt er fort: „Was aber den früheren Werken gefehlt hat, das sucht der Verfasser in dem neuen zu bringen, nämlich eine Theorie der Offenbarung." Nach Schlegels Meinung finde man in der christlichen Philosophie drei Arten der Offenbarung. Die erste sei die allgemeine, vermöge welcher Gott sich in der gesamten Schöpfung und in allen Kreaturen verherrliche, indem das ewige Wort als eine Selbstoffenbarung und Manifestation der Gottheit betrachtet werde. Die zweite Form der Offenbarung sei die innere, welche man auch die moralische nennen könnte, die sich in der Stimme des Gewissens und im sittlichen Gefühl kundgäbe. Die höchste Art ist ihm aber die positive, im Christentum gegebene, oder, um es bestimmter auszudrücken, diejenige, welche durch den Erlöser der Menschheit zugeteilt und durch die vom Geist Gottes beseelten Propheten und Apostel in Schrift und Rede verkündigt und in der Kirche aufbewahrt worden sei. Diese Worte sind für den Schlegel des Jahres 1812 sehr bezeichnend und bilden für uns die Kernpunkte dieser Rezensionen. Das Bild seiner religiösen Anschauung wird nur für uns noch deutlicher, wenn wir hören, daß Schlegel Jacobi ziemlich scharf tadelt, weil er die positive Offenbarung nicht hoch genug einschätze. Auch ist er sehr ungehalten darüber, daß es Jacobi versucht, eine Brücke zwischen Vernunft und Offenbarung zu schlagen. Schon der Gedanke daran scheint Schlegel aus der Fassung zu bringen. In seinem fanatischen Eifer sucht er seinen

Deutſches Muſeum

herausgegeben

von

Friedrich Schlegel.

Erſter Band.

Wien.

In der Camesinaſchen Buchhandlung.

1812.

Gegner mit Sprüchen des Neuen Teſtaments zu widerlegen und ruft ihm endlich wie der zürnende Elias zu: „Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten!“

Schade, daß ſich Fr. Schlegel mit den hier beſprochenen Artikeln erſchöpft hat. Sie finden ſich ausſchließlich im erſten Bande. Gewiß hat er auch ferner Beiträge liefern wollen, aber einmal hat er genügend fremde gehabt, die er nach ſo vielen Bitten nicht zurückſtellen durfte, dann aber iſt es ihm ſeiner ganzen Natur nach nicht leicht gefallen, für eine Zeitſchrift Artikel zu liefern; leſen wir doch z. B. in einem Briefe Dorotheas vom 12. Januar 1813 an A. W. Schlegel (Raich, Dorothea II, 136): „Auch iſt es nicht ſeine (Friedrichs) Sache, wie Sie wohl wiſſen, zur beſtimmten gehörigen Zeit eine Arbeit wirklich vollendet zu haben.“ Er verließ ſich daher auf ſeine Mitarbeiter und hatte auch ſo, wie wir in demſelben Briefe leſen, genug mit dem „Muſeum“ zu tun.

Aus der großen Zahl der Mitarbeiter können natürlich nur die erwähnt werden, die für den Geiſt der Romantik oder für den Charakter der Zeitſchrift von Bedeutung ſind. In erſter Linie ſei da der Beiträge A. W. Schlegels gedacht. Von ihnen fällt einer in zeitlicher Beziehung zwar aus dem Rahmen der Zeitſchrift heraus, es iſt eine Vorleſung: „Über das Mittelalter“ (II, 432), die ſchon aus dem Jahre 1803 ſtammt; aber ſchon das Thema dieſer Vorleſung paßte ſehr gut in das „Muſeum“, beſonders auch deswegen, weil jetzt auch A. W. Schlegel dem poſitiven Chriſtentum ſehr zugetan iſt. Er beginnt ſeine Ausführungen mit der Völkerwanderung und unterſcheidet einen Zug nach Süden und einen nordwärts nach Britannien und Skandinavien. Er hebt beſonders hervor, daß Oſt- und Weſtgoten, Sueven, Vandalen, Langobarden, Burgunder und Franken zuerſt das Chriſtentum annahmen, und ſieht in der Religion ein ſtärkeres Einigungsband als in der Stammverwandtſchaft. Die heidniſchen Sachſen, obwohl ſtammverwandt mit den Burgundern und Franken, kämpften doch mit dieſen; „bis Karl der Große dieſe nördlichen Rebellen auf ſeine Weiſe bekehrte“. So erſcheint dem Verfaſſer neben der deutſchen Stammesart das Chriſtentum als Hauptgrundlage für die Einheit Europas. Von dieſen beiden Momenten aus, müſſe nach ſeiner Meinung in Verbindung mit dem klaſſiſchen Altertum die neue Bildung begriffen werden. Aus

diesen charakteristischen Eigenheiten des Mittelalters leitet Schlegel noch weitere andre ab, indem er ausführt: „Aus der Verbindung der kernigen und redlichen Tapferkeit des deutschen Nordens mit einer aus dem Orient gekommenen ganz geistigen Religion, dem Christentum, ging der ritterliche Geist hervor, eine mehr als glänzende, wahrhaft entzückende und bisher in der Geschichte beispiellose Erscheinung." Dem Rittertum, fährt Schlegel fort, stand das Mönchtum gegenüber, aus der Verbindung beider seien die geistlichen Ritterorden hervorgegangen und aus der Verschmelzung des Mönchtums mit den Bruchstücken der alten Philosophie der Geist der Scholastik, die bedeutenden Einfluß auf die Romantik gehabt habe. Indessen könne alles das nur verstanden werden, wenn man seinen Gesichtskreis etwas weite, und zwar nach dem Orient hin. Dort wäre das Christentum entstanden, aber es habe hauptsächlich im Abendlande festen Fuß gefaßt. Keine der christlichen Ansichten der Dinge wäre im Morgenlande schon immer vorhanden gewesen, ja das Christentum hätte vielmehr den morgenländischen Bekennern noch nicht genügt, es wäre ihnen zu nüchtern gewesen; daher sei es gekommen, daß es dort in den Bußübungen der ägyptischen Anachoreten und den Lehren der Gnostiker die phantastischsten Wuchersprößlinge getrieben hätte. Im Abendlande wäre es hingegen mit nüchternen Sinnen aufgefaßt und angenommen worden. Nun aber sei, wie auch in dem Altertum, der Kampf zweier universaler Mächte, die eine, das Christentum, vom Abendland her, gegen die andre, ihren Gegenpol, den Mohammedanismus, vom Morgenlande her, erfolgt. Besonders im westlichen Europa, in Spanien, und zur Zeit der Kreuzzüge im Orient, sei es zu fanatischen Kämpfen gekommen, die sich noch in manchen Dichtungen widerspiegelten. An einer andern Stelle zeigt Schlegel, daß sich auch in Europa der religiöse Gegensatz geltend gemacht habe, nämlich in dem Kampfe der Konfessionen. Die dabei entstandenen Religionskämpfe erklärt er als dem Geiste Christi entsprechend, der auch gekommen sei, zur Sonderung des Guten und Bösen. In den Kriegen selbst erblickt Schlegel die Gewalt der Ideen, einen glorreichen Sieg der Freiheit über den tierischen Naturtrieb, die Besiegelung des übersinnlichen himmlischen Berufes des Menschen, gleichsam die Ahnenprobe seiner Unsterblichkeit. Die ganze Vorlesung atmet bereits einen tiefgegründeten

religiösen Geist. Wenn man A. W. Schlegel dabei in seinen Ansichten über die Religionskriege nicht ohne weiteres beistimmen kann, so zeigen doch die Auffassungen über die Wirkung des Christentums, wie er sie zu Anfang seiner Vorlesung darstellt, ein bedeutendes geschichtliches Verständnis, besonders die Darstellung von der Bekämpfung der beiden universalen Mächte macht ihrer Zeit alle Ehre.

Im innigsten Zusammenhang mit diesem Aufsatz stehen Schlegels Forschungen über das Nibelungenlied. Ein von ihm gelieferter Artikel ist überschrieben: „Aus einer noch ungedruckten historischen Untersuchung über das Lied der Nibelungen", und als Fortsetzung dazu: „Über das Nibelungenlied". In dem ersten Beitrag redet er zunächst von der bisherigen Kenntnis des Liedes und führt die erschienenen Ausgaben, Bearbeitungen und Urteile an. In einem zweiten Abschnitt, „Mittel der Aneignung" überschrieben, empfiehlt er Deklamation, Vorlesung auf den Universitäten und Behandlung in den Schulen. Der wichtigste dritte Teil ist benannt: „Vorrang der Nibelungen". Hier würdigt Schlegel das Nibelungenlied hauptsächlich als eine echt deutsche Dichtung und setzt sie in Gegensatz zu den Dichtungen, welche fremden Sagenkreisen angehören. Diese lobt er zwar zum Teil auch, z. B. die Dichtungen Wolframs von Eschenbach, von denen er sagt, man träfe hier nicht selten auf Schilderungen, in denen ein ganzer Frühling von blühenden und süßduftenden Worten ausgeschüttet zu sein scheine, aber sie forderten doch schon eine große Kennerschaft von der Sinnesart und den Kunstmanieren der damaligen Welt und hielten sich nicht frei von französischen Einmischungen. Das Nibelungenlied dagegen habe den Vorrang eines vaterländischen Ursprungs. Es sei das beste von allen Altertümern; denn es habe einen großen tragischen Verlauf und einen durch und durch geschichtlichen Boden. Aus diesem Grunde fordert Schlegel, daß das Nibelungenlied mit seinen vorbildlichen Gestalten zu einem Haupterziehungsbuch der deutschen Jugend werde.

Einen wissenschaftlicheren Anstrich hat der zweite Aufsatz A. W. Schlegels „Über das Nibelungenlied". Er spricht zunächst über das Alter des Gedichtes, beweist dabei eine außerordentlich genaue Kenntnis der mittelhochdeutschen Literatur und sucht auf sehr geschickte Weise das Alter des Gedichtes zu bestimmen. Daß er dabei manche Denkmäler der alten Zeit nicht kennt und ihm auch schon

aus diesem Grunde kleine Irrtümer unterlaufen, gereicht ihm nicht zum Vorwurf. Auch die weiteren Abschnitte über frühere Bearbeitungen und den mutmaßlichen Dichter der Nibelungen lassen auf die Gründlichkeit schließen, mit der Schlegel sich in diesen Stoff hineingearbeitet hat. Daß seine Feststellungen heute keinen wissenschaftlichen Wert mehr haben, ist ein Schicksal, das sie mit vielen andern der gleichen Zeit teilen, auch damals schon hat sich Widerspruch geregt. Es sei hier nur an Jacob Grimm erinnert, der an seinen Bruder schreibt (Briefw. zw. Jac. u. Wilh. Grimm aus der Jugendzeit, 1881, S. 344): „A. W. Schlegels über die Nibelungen bedeutet wenig."

Neben den Brüdern Schlegel haben auch Fouqué und Görres Arbeiten aus ihren altdeutschen Studien für das Museum geliefert. Was Fouqué beigetragen hat, ist schon erwähnt. Auch die Beiträge von Görres z. B. „Hunibalds Chronik" (III, 319, 503) sind altdeutschen Sagen entnommen. Im ersten Band (S. 391) kündigen die Brüder Grimm die Herausgabe des alten Reinhart Fuchs an. In der Anzeige wird zunächst ausführlich über die durch Glöckle in der Vaticana wieder aufgefundene Handschrift gleichen Namens gesprochen, dann werden zwei Übersetzungen geboten. Die eine ist überschrieben: „Die Begebenheit von Reinhart dem Fuchs, Lüning dem Sperling und Marholt dem Rüden", die andre „Das Märchen vom treuen Gevatter Sperling". In einer weiteren Abhandlung von Jacob Grimm: „Gedanken über Mythos, Epos und Geschichte", knüpft er seine Auseinandersetzungen an altdeutsche Beispiele. In das Mittelalter versetzt uns endlich noch eine Studie A. W. Schlegels, die überschrieben ist: „Gedichte auf Rudolf von Habsburg von Zeitgenossen."

Auch mit der neuen Literatur beschäftigt sich das Museum gemäß seiner Ankündigung, aber doch in andrer Weise als mit der altdeutschen; denn neben verhältnismäßig geringen Abhandlungen über spezielle Literaturschöpfungen finden sich vor allem Stellen aus Dramen und eine größere Anzahl von Gedichten abgedruckt. Dabei sind uns, was zunächst die Schauspiele anbelangt, weniger die Texte selbst — denn diese sind nicht umfangreich genug — als vielmehr die Dichter interessant, die meist ihren Anschauungen nach den Romantikern sehr nahe stehen. Da ist zuerst Zacharias Werner zu

nennen, der Fr. Schlegel wegen ſeines Übertritts zum Katholizismus verwandt iſt. Von ihm finden wir Stellen aus ſeinem romantiſchen Schauſpiel „Kunegunde", von Matthäus von Collin Szenen aus ſeinem Trauerſpiel „Marius", außerdem eine Abhandlung „Über das hiſtoriſche Schauſpiel". Collin war zu jener Zeit Profeſſor für Äſthetik an der Wiener Hochſchule und zeigte nicht geringe Neigung, wenn auch gerade keine große Begabung, zur Dichtkunſt. Im Gegenſatz zu ſeinem bedeutenderen Bruder Heinrich, ſtand er den Anſchauungen der Romantiker nahe und kam auf dieſe Weiſe auch mit Fr. Schlegel in Berührung, dem er auch die „Zerſtreuten Blätter Heinrichs von Collin" für das Muſeum zur Verfügung ſtellte. Die freundſchaftlichen Beziehungen Schlegels zu Körners Vater mochten zur Folge haben, daß auch einige Szenen aus dem „Zrini" (II, 515) abgedruckt werden durften.

Auch eine ganz ſtattliche Menge von Gedichten der verſchiedenſten Art ſind im Muſeum verſtreut. Karoline Pichler hat mehrere Gedichte, darunter zwei Sonette, geliefert; auch A. W. Schlegel fehlte nicht mit einem Gedicht „Der Abſchied", deſſen Poeſie allerdings unter dem Schwall der Worte faſt erdrückt wird. Neben Gedichten von Meinert (Der Adler Jupiters), Ludwig Stoll (Jacob Degen), G. v. Thurn (An die Schönheit), ſeien noch die „Ode" des Grafen Chriſtian v. Stolberg an ſeinen Bruder und Gedichte des bereits verſtorbenen Theodor Körner hervorgehoben.

Zu den Beiträgen, die ſich theoretiſch mit der neuen Literatur beſchäftigen, iſt außer dem ſchon erwähnten von Fr. Schlegel ein Artikel vom Freiherrn von Steigentesch hervorzuheben. Dieſer Mann ſpielt in dem Muſeum eine intereſſante, wenn auch wenig glückliche Rolle. Aus vornehmem Hauſe gebürtig, ſtand er ſeit dem Jahre 1789 in öſterreichiſchen Kriegsdienſten und zeichnete ſich durch Kenntniſſe und ein feines Benehmen aus. Daher avancierte er ſchnell und wurde zu diplomatiſchen Dienſten verwandt. Die allgemeine deutſche Biographie nennt ihn einen Günſtling Metternichs und in jeder Beziehung ein Produkt des napoleoniſch-metternichiſchen Zeitalters. Es fiel ihm nicht ſchwer, den geſellſchaftlich Erhabenen zu ſpielen, der über alles, beſonders über die Literatur zu witzeln und zu ſpötteln hatte. Von dieſer Seite lernen wir ihn in dem Aufſatz: „Über das deutſche Luſtſpiel an den Herausgeber des

deutschen Museums" kennen (III, 247). Hier führte er aus, daß es gegenwärtig überhaupt kein Lustspiel gäbe. Der Grund dafür liege in der Vorliebe der Zeit für das rührende Familiendrama, das sich gleich nach Lessing auf die Bühne verirrt habe. Was man etwa nach Großmann auf der Bühne finde, sei: „Ein gebeugter Hausvater mit hängendem Kopf und hängenden Armen; eine trostlose Familie, die der Dichter wie eine Gruppe Trauerweiden auf die Bühne pflanzt; ein armer Mann, der verzweifelt; ein Sohn, der rast; ein andrer, der brüllt; ein Verwandter, der die Hände ringt; eine Mutter, die jammert; eine Tochter, die weint; ein Kammermädchen, das schluchzt; ein Mädchen, das hungert; ein Kind, das betet; ein Greis, der friert; und drei oder vier Nebenpersonen, die seufzen: Das sind die Stereotypen, durch welche die neueren Erscheinungen unsrer Bühne ihr Leben erhalten." Außerdem tadelt Steigentesch die allzugroße Anlehnung an die Engländer bezüglich der Freiheit von Ort und Zeit. Der Aufsatz ist witzig und gefällig zu lesen, leider geht er wenig in die Tiefe. Die ganze Art Steigenteschs aber, seine ironisch-spöttelnde Ausdrucksweise läßt sich schon aus dem angeführten Zitat erkennen. Eine Parallele zu diesem Aufsatz ist der (III, 76) anonym erschienene Artikel: „Wie steht es um die deutsche Bühne?" Auch er enthält eine satirisch-humoristische Besprechung der gegenwärtigen Repertoirestücke. Der Eigenart Steigenteschs ist es ganz entsprechend, daß auch er, wenn er will, mit ernstem Pathos zu seinen natürlich tief unter ihm stehenden Zeitgenossen reden kann. So erstaunt man einigermaßen, wenn man sein Gedicht „Die Sprache" liest, mit der das „Museum" eingeleitet wird. Hier schlägt er wirklich warme Töne der Vaterlandsliebe an. In jener Zeit, wo dem Deutschen eigentlich alle Hoffnung geraubt, wo ihm alles genommen war, was er einst mit Stolz besessen hatte, weist er auf das ihm einzig verbliebene Gut hin, auf die deutsche Sprache, und mahnt alle Vaterlandsfreunde, dies Erbteil der Ahnen treu zu bewahren.

Daß Schlegel dieses Gedicht zur Eröffnung seiner Zeitschrift benutzt hat, war vielleicht eine nicht ganz freiwillige Höflichkeit. Gewiß wollte er den einflußreichen Mann nicht vor den Kopf stoßen. Wir müssen fast zu dieser Annahme kommen, wenn wir im ersten Band einen weiteren Artikel von ihm „Ein Wort über deutsche

Literatur und Sprache" lesen; denn der fällt ganz aus dem Rahmen der Zeitschrift heraus. Es soll daher hier nicht dem Gedankengang dieser Abhandlung nachgegangen, sondern es sollen nur charakteristische Züge näher betrachtet werden. Der eben noch so kerndeutsche Mann scheint nur einen einzigen Popanz zu fürchten, und der ist der Tadel des Auslands. Seine ganze Kritik gipfelt in den Schreckensrufen: „Was wird das Ausland sagen? Was muß das Ausland denken?" usw. Das Ausland ist für ihn natürlich Frankreich, und so groß ist sein Respekt vor diesem Lande, daß er gar nicht daran denkt, seine eben noch so gepriesene Sprache, „dieses Erbteil unsrer Ahnen", zu verteidigen; nein, er ist vielmehr bereit, alle etwa möglichen Angriffe der Franzosen zu den seinigen zu machen, und in seiner Dienstfertigkeit schiebt er die Schuld an dem Übel Männern in die Schuhe, die gerade großes Verdienst um unsre Sprache haben. Auch die deutsche Sprache an sich beweist ihm die Geschmacklosigkeit des deutschen Volkes, sie habe etwas Demütigendes an sich, wie keine andre Sprache, und ihr „Sie", „Er", „Ihr" und „Du" bezeichneten schärfer als in allen andern Ländern die Scheidelinie der Stände. Von der Gegenwart aber schreibt er: „Wir wollen nicht auf die neuste Zeit blicken, die unsrer Literatur und Sprache den Untergang droht. Was soll der Ausländer von unsrer Bildung und unserm Geschmack denken, wenn er sieht, daß ein unbärtiges Knabenheer den Sitz der Aristarchen einnimmt, und uns altdeutschen Klingklang und die Lieder der Ammen und der Fuhrleute als Muster der deutschen Dichtkunst aufstellt?" Mit dem Wunsche, daß der Ausländer bald ein besseres Urteil über uns fällen möge, schließt Steigentesch seine Ausführungen.

Über den Unsinn, den dieser Aufsatz enthält, ist kein Wort zu verlieren. Damals hat aber der Artikel bei den Lesern viel böses Blut gemacht. Aus Briefwechseln erfahren wir, daß auch Körners Vater den Artikel von Steigentesch gelesen und sich über denselben geäußert hat. Er schrieb am 29. März 1812 an Theodor (Theodor Körner und die Seinen I, 330): „Sage mir, wie hat in aller Welt Schlegel den Aufsatz von Steigentesch über deutsche Literatur in das Museum aufnehmen können! Ich habe schon lange nichts gelesen, was mich in einem solchen Grade indigniert hätte." Als Schlegel von der Mißstimmung Körners über diesen Artikel hörte,

ließ er den Vater durch den Sohn bitten, er möchte ihm doch einen Brief schreiben, den er ins Museum einrücken lassen dürfte. Körner hat diesem Wunsche entsprochen. Wir finden im zweiten Band des Museums einen Artikel mit der Überschrift: „Über die deutsche Literatur, aus einem Briefe vom Appellationsrat Körner in Dresden" (so steht im Inhaltsverzeichnis). Energisch weist Körner die einzelnen Angriffspunkte auf die deutsche Sprache zurück und tadelt vor allem die Sucht Steigenteschs, immer zuerst nach dem Ausland zu fragen.

Die in dem Artikel von Steigentesch persönlich Angegriffenen haben es nicht für nötig befunden, sich im „Museum" selbst zu verteidigen. Nur aus ihren Briefen merkt man, daß sie den Artikel wohl gelesen haben. So schreibt Arnim an Brentano (Steig, Achim v. Arnim und Cl. Brentano I, 239 ff.): „Hast Du Schlegels Museum gelesen? Ich finde sie (die Hefte) trocken und arm. Im Februarheft die merkwürdige Hochpreisung des Sigurd durch Schlegel. Im dritten Heft die lächerliche Kritik Steigenteschs über die deutsche Literatur, wo er (S. 218) mit den Knaben, die Fuhrmanns- und Ammenlieder als Ideale und Poesie verkünden, auf das Wunderhorn stichelt."

Auch unter der sonstigen Leserwelt machte Steigenteschs Aufsatz Aufsehen und brachte Fr. Schlegel wenig Dank ein. So schreibt Görres an Grimm: „Ich habe ihm (Fr. Schlegel) gleich in der Antwort meine ganz unumwundene Meinung gesagt über den Aufsatz von Steigentesch." Varnhagen schreibt an Rahel (Briefw. zw. Varnhagen und Rahel, S. 272): „Das deutsche Museum von Fr. Schlegel wird auch ganz matt, von Steigentesch ist darin ein armseliger Aufsatz, worin sogar, im Schlegelschen Journal, die neue Schule bekämpft wird." Selbst Goethe hat sich über den Artikel geäußert und gemeint (Biedermann, Goethes Gespräche III, S. 50 f.): „Schlegel ist gegen besseres Wissen bloß durch Steigenteschs leckere Tafel dazu verführt worden, diesen verruchten Aufsatz aufzunehmen."

Aus der Fülle der weiteren weniger charakteristischen Beiträge mögen einige wenige genannt werden. Auf dem Boden eines gesunden gemütvollen Christentums steht Matthias Claudius mit seinen Beiträgen zum deutschen Museum, so in dem Gedicht „Der Philosoph und die Sonne", dann „Über den Glauben", ferner einem von echter Frömmigkeit durchdrungenen Artikel aus dem

Wandsbecker Boten, in dem gesagt wird, der Glaube beruhe in erster Linie auf der Gesinnung. An den biblischen Geschichten vom Hauptmann zu Kapernaum und vom kananäischen Weibe wird dies anschaulich darzustellen versucht. Von der Allgewalt des Glaubens und der belebenden Kraft, die aus der Offenbarung, besonders aus der Person des Heilands hervorgeht, sucht Fouqués Frau, die Baronin de la Motte Fouqué, in ihren „Abendunterhaltungen der Wiedergekehrten" zu erzählen. Anregender Unterhaltung sollten gewiß auch folgende Artikel dienen, die teils geschichtliche, teils geographische Stoffe boten, aber durch die einfache Art der Darstellung ohne Anstrengung zu lesen waren. Hierhin gehören die Aufsätze: „Schloß Karlstein bei Prag" von Fr. Schlegel, „Bemerkungen auf einer Reise durch Deutschland, aus einer französischen Handschrift". Einen etwas gelehrteren Anstrich hatten die weiteren Artikel „Einfälle eines Dilettanten über historische Gegenstände" (nur eine Fortsetzung eines Aufsatzes unter dem gleichen Titel: im „Vaterländischen Museum" 1810, Heft 6, 678—701); und „Über die Kleidung der alten Deutschen" nach Hagenberg von Joseph Koller.

Von den Bücheranzeigen, die in der Zeitschrift enthalten sind, interessiert uns hier nur einzelnes, wie: „Ein Vorbeugungsversuch" von Br. J. Docen, dem altdeutschen Philologen in München, nebst der Entgegnung: „Antwort auf Herrn Docens Beurteilung meines noch nicht erschienenen grammatisch-orthographischen Wörterbuches. Von Prof. Theodor Heinsius", und eine Anzeige über die bevorstehende Ausgabe der sämtlichen Werke Gerstenbergs, vor allem aber eine „Ankündigung einer Schrift über die Baskische Sprache und Nation, nebst Angabe des Gesichtspunktes und Inhalts derselben", und zwar besonders deswegen, weil sie von Wilhelm v. Humboldt verfaßt ist.

Die Vielseitigkeit der Zeitschrift zeigt sich ferner darin, daß Schlegel ihre Spalten auch Adam Müller geöffnet hat. Die Mitarbeit dieses Autors weist schon auf eine Verbrüderung von Schlegels orthodoxen Anschauungen mit den reaktionären Gedanken Müllers hin. Der Standpunkt, den Müller in seinen „Agronomischen Briefen" (I, 54, 137, 214) vertritt, dürfte uns heute nicht mehr rühmenswert erscheinen. Von den beiden Gattungen der Landwirtschaft

der merkantilischen, wie sie in England existiert, und der feudalistischen oder nationalen, kommt für ihn nur die letztere in Frage. Wenn die gesamte Landwirtschaft merkantilisiert würde, so müßten nach seiner Meinung Fabriken und Handel, Maschinen und Freiheit und alles, was die leichtsinnige Vernunft unsrer Generationen für Wesentlichkeiten des Nationalglückes erachtet habe, unfehlbar zusammenstürzen. Diese Ansicht scheint den Lesern des Museums sehr sympathisch gewesen zu sein. Es regt sich wenigstens nirgends eine Stimme der Entrüstung wie bei dem Artikel von Steigentesch, ja wir finden sogar „ein Sendschreiben an Herrn Hofrat A. B. Müller, durch seine agronomischen Briefe veranlaßt", in dem Wilhelm von Schütz, damals in der Mark Landrat, dem Verfasser mit den süßesten Worten nicht nur zustimmt, sondern seinerseits den Feudalstaat auf göttliche Einrichtung zurückführt.

Es bleibt nun noch übrig zu betrachten, inwieweit die bildende Kunst im Museum vertreten ist. Der Vorrede und Ankündigung gemäß mußte das ziemlich ausgiebig der Fall sein; denn dort heißt es, man wolle sich vorzüglich auch der bildenden Kunst widmen, da sich für diese gegenwärtig so günstige und hoffnungsvolle Aussichten eröffneten. Schlegel zeigt sich auch in bezug auf bildende Kunst als ein andrer als in der Europa, aber nur insofern, als er ihr nicht mehr so nahe stand. Natürlich liegt das auch in den Umständen begründet. Damals war er von Dresden nach Paris gekommen und hatte dort noch mehr Kunstschätze gefunden, als er in Dresden verlassen hatte. Es war daher kein Wunder, daß ihm die neuen Studien auch die Feder in die Hand drückten. In Wien war das wesentlich anders. Zunächst fehlten ihm dort die Kunstschätze in dem Maße, wie er sie in Paris genießen konnte. Außerdem war er durch ein Amt gefesselt, und die redaktionellen Geschäfte nahmen seine ganze freie Zeit in Anspruch und hielten ihn von jeder bildenden Kunst fern. Wie es mit dieser in jener Zeit in Österreich stand, ersieht man aus dem Artikel: „Aussichten für die Kunst in dem Österreichischen Staat." Dieser Aufsatz enthält zwei Reden, eine von Metternich, eine andre von dem Akademiesekretär Ellmaurer, die beide zur Geburtstagsfeier des Kaisers in der Akademie der bildenden Künste gehalten worden sind. Ihr Inhalt ist sehr lokal gefärbt und hat daher in unserm Zusammenhange

kein wesentliches Interesse. Fr. Schlegel fügt den beiden Reden einige Ausführungen an, in denen er betont, daß auch das Publikum die Kunst mit fördern helfen solle und daß die Hauptbedingung für das Gedeihen der Kunst sei, daß sie das ganze Leben durchdringe und daß sie sich bei aller Mannigfaltigkeit nie ganz von ihrem ersten Ursprung entferne.

Weiter hat sich Schlegel im Museum nicht über die bildende Kunst geäußert, sondern das andern überlassen. So finden wir mannigfache Aufsätze wie etwa „Kunstnachrichten aus Rom" vom Maler Müller, „Nachricht von der Breslauer Gemäldesammlung. Ein Beitrag zur schlesischen Kunstgeschichte" von Dr. Büsching, „Beschreibung altdeutscher Gemälde", „Über die Gemäldesammlung des Herrn von Massias zu Oggersheim bei Mannheim" von Dr. A. M. Wallenberg, „Nachricht von Philipp Otto Runge", „Fragmente einer Geschichte der Baukunst im Mittelalter" von K. Fr. Rumohr und als Fortsetzung „Vom Ursprung der gotischen Baukunst".

Die einzelnen Artikel haben für die vorliegende Abhandlung indessen keinen allzu hohen Wert; denn sie sind meist von lokalem Interesse und bieten in der Hauptsache nur Gedanken Fr. Schlegels aus der Zeit nach der Europa, wie überhaupt die Verfasser als Beauftragte Schlegels erscheinen.

Auffallend ist, wie auch in allen andern von den Brüdern Schlegel redigierten Zeitschriften, daß sie der Musik kein Plätzchen gönnen. Es muß das um so mehr verwundern, als gerade jene Zeit und besonders auch Wien sich der hervorragendsten Komponisten erfreute. Der Grund hierfür wird darin zu suchen sein, daß die Romantiker nicht viel von Musik verstanden. A. W. Schlegel hat sich in einer seiner Vorlesungen ganz offen in diesem Sinne ausgesprochen. Gewiß wird es bei Friedrich ähnlich gewesen sein. Wenn man in den Athenäumsfragmenten manchmal das Wort Musik etwa in Vergleichen erwähnt findet, spricht das nicht gegen das Gesagte; denn in diesen Fällen verbindet sich damit ausschließlich ein mehr mystischer Begriff, eine mit Worten nicht ausdrückbare Harmonie, die ja in jener Zeit eine große Rolle spielte (vgl. hierzu die entsprechenden Stellen im Prometheus S. 151).

Im zweiten Bande des Deutschen Museums, ganz am Ende,

scheint, zwar ganz schüchtern, ein Flämmchen der Begeisterung für die Musik aufzuleuchten, aber leider findet es keine Nahrung und erlöscht wieder. Ich meine den anonym erschienenen Artikel „Timotheus, oder die Gewalt der Musik von Händel". Nach Raich (II, S. 282) ist er von Dorothea Schlegel verfaßt und beschreibt eine Aufführung des genannten Musikstückes. Das offene Bekenntnis, „die Vortrefflichkeit der Ausführung überlassen wir den Kennern im einzelnen zu beurteilen", bestätigt das vorhin Behauptete. Dementsprechend ist auch die ganze Besprechung erfrischend frei von den stereotypen Phrasen gewisser Kritiken und atmet einen natürlichen aus dem Herzen kommenden Ton. Daß dabei in echt romantischer Weise oft hochtrabende Worte fallen, ist begreiflich. Zu bedauern ist nur, daß man nicht öfter die Musik zum Gegenstand einer Besprechung genommen hat, daß man eben kein größeres Verständnis für die Musik hatte, hier wäre wahrscheinlich ein äußerst fruchtbares Feld für die Romantiker gewesen.

Wenn wir nun rückblickend rühmend hervorheben müssen, daß das Deutsche Museum eine Zeitschrift für das praktische Leben war und das Hauptgewicht auf die Pflege vaterländischer Gesinnung legte, so muß es uns doch wundernehmen, daß auch sie nur eine kurze Lebensdauer gehabt hat. Der Grund dafür läßt sich indessen leicht finden. Dieselbe allgemeine deutsche Sache, für die das Museum mit der ihm zu Gebote stehenden Kraft eingetreten ist, hat ihm den Todesstoß gegeben. Im Jahre 1812 war es noch die allgemeine Zerknirschung und Mutlosigkeit, die alle Deutschen auch in geistiger Beziehung deprimierte, um 1813 wuchs dann plötzlich die öffentliche Begeisterung für die Befreiung des Vaterlandes zu so ungeahnter Größe, daß alle andern Interessen vernachlässigt wurden. Nun wollte das Museum allerdings die deutsche Gesinnung bilden, aber es wählte dabei das nachhaltiger wirkende Mittel gediegener Belehrung, während man damals feurige Reden und Aufrufe hören wollte; die fehlten allerdings im Museum. Und darum findet Schlegel nicht das richtige Verständnis, und darum klagt er über die Interesselosigkeit der Deutschen. Die Enttäuschungen, die er für seine wohlgemeinte Absicht erlebte, haben ihn und seine Familie im Zusammenhang mit vielen andern Unannehmlichkeiten, die ihm aus der Redaktion erwuchsen, oft recht bitter gemacht.

Deutlich klingt das z. B. aus einem Brief, den er in einer ſolchen Stimmung an ſeinen Bruder geſchrieben hat. Dort lieſt man (Walzel, Fr. Schlegel an W. Schlegel, S. 534): „Das Muſeum geht fort, aber mühſam, wenigſtens für mich. Ein Publikum, welches nicht mehr Gefühl hat wie ein alter Strohſack und noch weniger Beurteilung; Mitarbeiter (nachdem Du fehlſt), die meiſtens nicht wiſſen, was ſie wollen, und ein knackſcheeliger, filziger Buchhändler, dabei manche Ungleichheiten der Stimmung in mir ſelber, eine leidende oder wenigſtens für mich in manchen Tagen zum äußeren Arbeiten durchaus unfähige Geſundheit, das ſind mächtige Hinderniſſe.“ Ein andermal klagt Dorothea, daß man ſelbſt die beſten Aufſätze ignoriere. Daß unter den Umſtänden Schlegel ſchon ſehr geſchwankt haben mag, den zweiten Jahrgang anzufangen, iſt ſehr begreiflich. In der erwähnten Vorrede zu Anfang des dritten Bandes läßt er ſich natürlich vor dem Publikum nichts davon merken, aber er ſelbſt mag lange unſchlüſſig geweſen ſein. Dorothea ſchreibt am 12. Januar 1813 an A. W. Schlegel (Raich, Dorothea Schlegel, II, S. 136): „Gern geſtehe ich Ihnen aber, daß, wenn ich durch mein Zureden etwas beigetragen habe, daß es (das Muſeum) fortgeſetzt wird, es einzig und allein in Rückſicht auf Ihren Wunſch geſchah und in der Hoffnung, daß Sie bald zurückkehren und tätigen Anteil nehmen werden. Für unſern Friedrich, glaube ich, iſt ein ſolches immer wiederkehrendes regelmäßiges Geſchäft, wie die Redaktion einer Zeitſchrift, eben nicht gemacht.“ So ging das Muſeum mit dem Jahre 1813 ein. Angeführt ſei hier noch, was Dorothea im Jahre 1814 an ihren Sohn Johannes nach Rom über das Eingehen der Zeitſchrift ſchreibt. Sie erklärt, warum Friedrich einen Aufſatz Plattners nicht ins Muſeum aufnehmen konnte und fügt hinzu, „denn daß das Muſeum durch die Schuld der ungünſtigen Kriegszeiten, vorzüglich aber des elenden Buchhändlers für jetzt aufgelöſt ſei, wird er wohl ſchon wiſſen. Ich ſelber habe nichts als Verdruß und Schaden davon gehabt“ (Raich, Dorothea II, S. 266). Trotz der Bitterkeit, die aus dieſen Zeilen klingt, weiſen doch auch die Worte „für jetzt aufgelöſt ſei“ auf den Gedanken einer Fortſetzung hin. Daß von dieſer Abſicht auch etwas in die Öffentlichkeit gedrungen iſt, ſieht man aus einem Brief Jacob Grimms an ſeinen Bruder,

da heißt es (Briefw. zw. Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit, 1881, S. 436): „Ich höre, daß auch Schlegels Museum scheinbar unter seinem Namen fortgesetzt wird, aber ohne daß er selbst dazu zu tun, sondern Hartmann (der mir persönlich gefällt) alles zu besorgen haben wird." Trotz dieser Gerüchte ist aber das Museum nicht weiter erschienen. Vielleicht hat Schlegel den Gedanken an eine Fortsetzung um so leichteren Herzens aufgegeben, weil er schon wieder den Plan zu einer neuen Zeitschrift in sich herumtrug, der aber erst 1820 zur Ausführung gekommen ist.

Über die Aufnahme, die das Deutsche Museum erfahren hat, ist manches schon im vorhergehenden erwähnt worden. Es fehlt im allgemeinen an wirklicher Anerkennung. In den Briefen einzelner Dichter finden wir öfters schroffe Ablehnungen. Brentano erklärt das Museum für „arm und trocken" (Steig, Arnim und Brentano I, S. 299 ff.), Varnhagen „gefällt es nicht" (Briefw. zw. Varnhagen und Rahel, 1874, II, S. 231), ein andrer findet es matt usf. Daß übrigens auch Goethe nicht sonderlich für Schlegels Journal begeistert war, erkennt man zwar nicht direkt aus seinen Briefen an den Herausgeber, aber an seiner strikten Ablehnung jeder Mitarbeiterschaft. Für uns bliebe nun noch zu erörtern übrig, wie einzelne größere „Rezensionsinstitute" das Museum aufnahmen. Die meisten haben sich gar nicht geäußert, andre ganz anerkennend, so die „Allgemeine Literaturzeitung" (Halle) über die zwei ersten Bände in Nr. 23—25 des Jahrgangs 1814. Dort finden wir den Inhalt der verschiedenen Beiträge ziemlich ausführlich wiedergegeben und einzelne meist zustimmende Bemerkungen angeknüpft. Gleichen Charakter hat die Kritik in den Ergänzungsblättern der Jenaischen Literaturzeitung (Nr. 41 und 42). Interessant zu lesen sind die Besprechungen im „Morgenblatt". Neben allgemeinen Anzeigen und Inhaltsangaben findet sich in der Nr. 7 der Beilage zu Nr. 102 vom 28. April 1812 ein Artikel: „Über die Meinung des Herrn Friedrich Schlegel, die verirrte Philosophie wieder auf den rechten Weg zu bringen." Die „Zeitung für die elegante Welt", die stets auf Seite der Romantik gestanden hatte, bringt eine sehr wohlwollende und ausführliche Besprechung des ersten und zweiten Heftes in Nr. 59 vom 29. März 1812.

Concordia.

Eine Zeitschrift, herausgegeben von Friedrich Schlegel. 1820. 1823.

In der Concordia lernen wir den letzten Ausläufer jungromantischer Verirrungen kennen. Seit der Zeit der Berliner Abendblätter waren die Romantiker auf dem Weg der Reaktion, auf den sie gedrängt worden waren, rüstig vorwärts geschritten. Auch Friedrich Schlegel, der noch im Deutschen Museum vor allem für ein freies nationales Deutschland gekämpft hatte, traf gar bald mit ihnen auf den reaktionären Bahnen zusammen, um hier die geeignete Position und auch die geeigneten Bundesgenossen zu finden, die von ihm über alles verehrte katholische Kirche zu verteidigen. Auch die Zeitereignisse waren seinen Bestrebungen sehr förderlich. Nach dem Ausgang der Befreiungskriege und den Friedensschlüssen von 1813 und 1815 wurden in Europa so ziemlich alle alten Verhältnisse oder Mißverhältnisse wieder hergestellt. Das entsprach zwar gar nicht den Idealen der national und liberal gesinnten Mehrheit des Volkes, schon eher dem reaktionären Standpunkt der Abendblattpartei, am meisten aber den Anschauungen Fr. Schlegels, der nunmehr in der Erhaltung aller politischen Zustände eine Garantie für die Machtstellung der römischen Kirche erkannte. Da man es in diplomatischen Kreisen nicht versäumte, die Wiederherstellung der alten Staaten- und Rechtsverhältnisse als eine Forderung der göttlichen Gebote hinzustellen, so war es klar, daß Fr. Schlegel nun um so schärfer für die Festigung der katholischen und zugleich für die Erhaltung althergebrachter Rechte kämpfte. Dabei war es bei dem Naturell dieses Mannes nur erklärlich, daß er auch hier wieder bis zum äußersten Extrem vordrang und sogar zum beredten Stimmführer des Ultramontanismus wurde. Das war der Endpunkt des Weges, den Schlegel in einem Zeitraum von etwa dreißig Jahren im Fluge durcheilt hatte. Zu Anfang der neunziger Jahre stand er noch fest auf seinen altklassischen Idealen, um die Jahrhundertwende war er auf dem Höhepunkte seines Könnens, als der Fragmentist des Athenäums. Wieder zehn Jahre später wandte er sich

dem nationalen Elend seines Volkes zu, und nun ist er zum ultramontanen Wortführer geworden. Wie er dazu gekommen ist, wie die neue Weltanschauung alle seine Überlegungen beeinflußt und mit welcher Intensität sie in ihm gewirkt hat, zeigt sich am deutlichsten in der Concordia, deren Betrachtung wir uns im folgenden zuwenden wollen.

Die Zeitschrift erschien Anfang August 1820. In demselben Jahre wurden noch Heft zwei bis fünf ausgegeben, das sechste und letzte Heft dagegen erst 1823. Das Journal war schon bedeutend früher projektiert, wie aus einem Briefe Fr. Schlegels an seinen Bruder hervorgeht (Walzel, Br. v. Fr. Schl. an A. W. Schl., S. 635). Dort gibt er seiner Freude darüber Ausdruck, daß ihm diese Concordia, die ihm in Frankfurt so ganz zur Discordia ausgeschlagen wäre, nun doch noch zustande gekommen sei. Ganz ähnlich äußerte er sich seinem Freunde Windischmann gegenüber, dem er mitteilte (Archiv f. Literaturgeschichte, Bd. XV, 438): „Das einzige, was mir diese peinliche Lage und den hiesigen Aufenthalt versüßt und mir bis jetzt gelungen, ist die nun endlich doch zustande gekommene Concordia." Noch im Jahre 1817, am 11. Oktober z. B. hatte Schlegel mit seinen Ansichten vereinbaren können, Schleiermacher zu einem journalistischen Unternehmen um Beiträge anzugehen und zu schreiben (Aus Schleiermachers Briefwechsel in Briefen, 1861, S. 436 f.): „Ich nehme ... die Gelegenheit, Dir inliegende Ankündigung zu senden und Dich zur Mitwirkung einzuladen, da ich mich sehr freuen würde, wenn Du Anteil daran nehmen und mir über die protestantischen Kirchenangelegenheiten oder auch über irgendeinen andern Dir gelegenen öffentlichen Gegenstand Deine Gedanken mitteilen und mir übergeben würdest." In der Concordia steht er auf streng katholischem Standpunkt, und wenn es auch in der Vorrede heißt, daß man wahrhaft christlichen und frommen Protestanten überall die größte Hochachtung zollen wolle, so erscheint das nur als Phrase, die in der Zeitschrift selbst nie in die Praxis umgesetzt worden ist. Beim Erscheinen der Concordia forderte Schlegel Schleiermacher nicht wieder zur Mitarbeit auf, wohl aber solche Männer, die er wegen ihrer Sympathie für die katholische Kirche schätzte. Zu diesen gehörten vor allem sein Bruder und Windischmann. Merkwürdigerweise wandte er sich auch erst

dann an dieſe, als das erſte Heft ſeiner Zeitſchrift erſchienen war. An A. W. Schlegel ſchrieb er am 16. September 1820 (Walzel, Br. von Fr. Schl. an A. W. Schl., S. 635): „Du wirſt aus dieſer Sendung (gemeint iſt das erſte Heft) geſehen haben, daß ich mich noch einmal auf meine alten Tage habe verleiten laſſen, eine Zeitſchrift herauszugeben, die ich Deiner freundlichen Teilnahme beſtens empfehle.“ Eingehender berichtet er in einem andern Briefe über ſeine literariſche Tätigkeit und ſeine aus dieſer entſpringenden Wünſche. Er ſchreibt an ſeinen Bruder (daſelbſt, S. 571): „Ich habe ſehr lange Zeit zu andern literariſchen Arbeiten keine Muße finden können; und zu politiſchen, mit denen ich immer ſchwanger ging und mich herumſchlug, fehlt es mir oft an Mut und dem notwendigen Leichtſinn. Endlich bin ich doch zum Durchbruch gekommen, wie Du aus der einliegenden Concordia ſiehſt. Ich würde mich herzlich darüber freuen, wenn Du teil daran nehmen wollteſt. Ich füge, meiner alten Gewohnheit nach, einige beſtimmte Wünſche bei. Du pflegteſt mir ſonſt mehrmalen ganz vortreffliche Beſchreibungen von dem Volke der Franzoſen zu machen, und hatteſt eine eigne geiſtige Art, ihr Tun und Treiben aufzufaſſen, daß mir gerade über ihren jetzigen Zuſtand, und was er zunächſt erwarten läßt, kein Urteil ſo willkommen ſein würde, als das Deinige... Noch ungleich wichtiger wäre es, wenn Du Deine einmal früher geäußerten Gedanken über ein deutſches Nationalinſtitut jetzt entwickeln und mir zur Bekanntmachung geben wollteſt.“ Ebenſo eingehend wandte ſich Schlegel an ſeinen katholiſchen Freund K. Joſ. Windiſchmann, Profeſſor der Philoſophie an der neugegründeten Univerſität Bonn (Archiv f. Literaturgeſch., Bd. XV, S. 438): „Die Ankündigung wirſt Du wohl verſtehen, nämlich wie ſie im innerſten gemeint iſt, und ich hoffe, auch alles übrige ſoll gerade ſo feſt ſtehen und hingeſtellt werden, wie es jetzt ſein muß. Auf Dich iſt ganz vorzüglich gerechnet, und ich kann wohl ſagen, daß es mit im Vertrauen auf Deine Hilfe geſchehen iſt, wenn ich es endlich mit friſchem Mut darauf gewagt habe. Was ich von Dir wünſche, kannſt Du ſelbſt wiſſen; Philoſophie überhaupt, vorzüglich aber auch Naturphiloſophie, da es vorzüglich ſolchen mit aller Naturwiſſenſchaft vertrauten, katholiſchen Drabava wie Dir, obliegt, ‚Chriſtum in der Natur‘, ſo wie es jetzt an der Zeit iſt, zu ver-

künden und auch mir von dieser Seite unter die Arme zu greifen." Diese ausführlichen Werbebriefe haben indessen nur geringen Erfolg gehabt. Keiner der Beiträge ist mit den Namen Windischmann oder A. W. Schlegel gezeichnet. Höchstens die anonym erschienenen „Korrespondenz-Nachrichten. Aus einem Briefe vom westlichen Deutschlande" könnten auf den ersteren zurückgeführt werden. Warum A. W. Schlegel seinen Bruder bei diesem Unternehmen nicht unterstützte, wird später gezeigt werden. Als Ersatz wählte dieser andre Männer, die seinen Anschauungen mehr entsprachen. Zu ihnen gehörte in erster Linie Adam Müller, dann der durch die Schrift „Restauration der Staatswissenschaft" berüchtigte, reaktionäre Karl Ludwig von Haller, der 1821 offiziell zur katholischen Kirche übertrat und darauf zu den Häuptern der ultramontanen Partei der Schweiz zählte. Diesem steht würdig zur Seite Franz Bernhard Ritter von Bucholtz (B., vgl. Wurzbach II, 190), der seine katholisch-orthodoxen Ansichten weniger auf das Gebiet der Politik als auf das der Literatur zu übertragen suchte. Mit Franz Baader, Zacharias Werner und vielleicht Dorothea Schlegel erschöpft sich die Liste der Mitarbeiter. In der geringen Anzahl derselben berührt sich die Concordia mit den ersten frühromantischen Zeitschriften und teilt daher auch mit diesen den Vorzug, von einem einheitlichen Geist durchdrungen zu sein. Diesen Geist oder diese Weltanschauung auf Grund der Beiträge etwas genauer zu betrachten, soll die Aufgabe des Folgenden sein.

Ultramontan und reaktionär, das sind — wie schon gesagt — die beiden Schlagwörter, die die Tendenz der Zeitschrift am besten charakterisieren. Dabei läßt sich nicht leugnen, daß Fr. Schlegel bei seinem Redaktionsgeschäft auf einem erhabenen Standpunkt steht, aber dieser Standpunkt ist — wie Heinrich Heine richtig bemerkt — der Turm einer katholischen Kirche, und bei allem, was Schlegel sagt, hört man die Glocken läuten (Heine, Die rom. Schule, S. 111). Deutlich zeigt sich das schon in Schlegels Ankündigungen und in der Vorrede. In einem Brief an seinen Bruder schreibt er (Walzel, Br. zw. Fr. Schl. und A. W. Schl., S. 637): „Meine Hauptabsicht bei dem Ganzen ist aber ausschließend auf christliche Philosophie gerichtet." In der Vorrede zur Concordia heißt es: „Der gesamte moralische Zustand unsers Zeitalters, so weit durch

wiſſenſchaftliche Belehrung im Gebiete der Philoſophie, Geſchichte und Literatur darauf eingewirkt werden kann, iſt der eigentliche Gegenſtand und Zielpunkt dieſer Zeitſchrift." Das klingt noch recht unparteiiſch, aber ſchon in den nächſten Worten werden nur die bedeutendſten Gelehrten und gebildeten Männer aus Öſterreich und dem „übrigen katholiſchen Deutſchland" zur Mitarbeit aufgefordert. Der Ernſt des gegenwärtigen Augenblicks, meint der Herausgeber, fordre einen neuen Ernſt der Behandlung, der nicht nur auf eine Mannigfaltigkeit literariſcher Unterhaltung und auf angenehme Belehrung gerichtet ſein dürfe. Eine Zeitſchrift, in der das ganze intellektuelle Leben der deutſchen Nation und das geſamte Gebiet der höheren Geiſteskultur aus dem Standpunkte des Chriſtentums betrachtet und bearbeitet würde, ſei ein weſentliches Bedürfnis der Zeit geworden. Die religiöſe Begründung des Lebens und die moraliſche Befeſtigung des Zeitalters ſei der Zweck des ganzen Unternehmens.

Wie ſehr dieſe Tendenz Schlegels Geiſt befangen hält, erſieht man z. B. daraus, daß er alle Urteilsfähigkeit in bezug auf die Werke der Literatur verloren hat. Zunächſt fällt bei einem Durchblättern der Concordia auf, daß die Aufſätze über Literatur an Zahl ganz gering ſind. Während Schlegel noch im Deutſchen Muſeum großes Intereſſe daran zeigte, hat er es hier nicht für nötig befunden, auch nur einen größeren literarhiſtoriſchen oder kritiſchen Artikel zu ſchreiben. Er überließ das Franz Bernhard Ritter von Bucholtz, deſſen Standpunkt er natürlich kannte und billigte. Dieſer Mann ſchien aber unter den ſämtlichen Dichtern jener Tage nur einen hervorragenden zu kennen, nämlich Leopold von Stolberg. Dieſer galt von jeher als Feind der Romantik. Jetzt hatte man Frieden mit ihm geſchloſſen, hatte er doch auch in dem Schoß der alleinſeligmachenden Kirche Zuflucht geſucht. Das genügte, um über alles andre hinwegzuſehen. In dem Artikel „Über Stolbergs letzte Schriften" (Betrachtungen und Beherzigungen der Heiligen Schrift und Ein Büchlein von der Liebe) bot Bucholtz zunächſt eine eingehende Biographie Stolbergs, um dann an der Hand der beiden genannten Werke den Verfaſſer derſelben als einen der größten Dichter aller Zeiten zu preiſen und beſonders hervorzuheben, wie herrlich ſich bei ihm die wahre Frömmigkeit zeige. Von demſelben

Geiste eingegeben ist der zweite und letzte Artikel literarischen Inhalts „Über Lamartines religiöse Gedichte", vielleicht von Fr. Schlegel verfaßt. Auch hier spielen der Glaube und nicht kritischer Verstand und ästhetisches Empfinden die Hauptrolle. Dasselbe gilt auch von dem „Entwurf einer neuen christlichen Legendensammlung" und von einer Reihe andrer Artikel, in denen sich ebenfalls die katholisierende Tendenz der Zeitschrift zeigt.

In erster Linie gehören dazu die „Correspondenz-Nachrichten, aus einem Briefe vom westlichen Deutschland". In diesen spricht der Schreiber seine Freude darüber aus, daß die Concordia gerade jetzt erscheine; denn gerade jetzt sei es an der Zeit, „die große Concordanz der Wissenschaft und des Glaubens von unsrer Seite zur Sprache zu bringen und gründlich zu entwickeln", auch hoffe er, „daß unserm deutschen Lande der Segen der katholischen Kirche erhalten werde". Ganz mystisch mutet ein andrer Artikel an, nämlich „Der Tempel und sein Baumeister oder das entschleierte Geheimnis der Ewigkeit". Das Ganze ist eine symbolische Darstellung des menschlichen Körpers als eines Tempels, den Gott selbst gebaut und mit größter Weisheit und Güte ausgerüstet habe. Der Mensch aber habe diesen Tempel durch die Verlockungen des Bösen befleckt und könne nur durch Christi Blut erlöst werden. Eine ähnliche religiöse Betrachtungsweise der Welt zeigt sich auch in den „Rhapsodischen Bemerkungen über die Kunst". Wieder einmal will man, wie in der Athenäumszeit, Religion und Kunst vereinen, aber diesmal verstand man etwas ganz anderes unter Religion als damals. Jetzt meinte man einzig und allein die Lehren der katholischen Kirche. Dementsprechend fielen auch die kunsttheoretischen Ausführungen aus, in denen die Liebe Gottes und seine Schöpfergüte und die daran angeknüpften frömmelnden Betrachtungen den Leser stellenweise ganz vergessen lassen, daß es sich um einen Aufsatz über Kunst handelt.

Eine ganz ähnliche religiöse Umbiegung erhält gegen den Schluß auch Fr. Schlegels Aufsatz „Entwicklung des inneren Lebens, von der Seele". Die rein philosophisch-psychologische Abhandlung zeigt, wie sich auch in dieser Beziehung die Anschauungen des Verfassers geändert haben. Während er in den Athenäumsfragmenten seine Spekulationen über die Kunst zuversichtlich auf den

Grund baute, den Fichte geschaffen hatte, rückt er hier weit von den Theorien dieses Mannes weg, so weit, daß er nicht einmal gegen diesen polemisiert, sondern ihn nur bedauern kann. Recht gutherzig klingt eine seiner Anmerkungen, in der es heißt: „Mit Bedauern erinnert man sich hierbei an den guten Fichte, der nie aus dem abstrakten, zersplitterten Bewußtsein herausgekommen ist.“ Im Gegensatz zu diesem Philosophen stellt Schlegel die Seele, die dieser geleugnet habe, in den Mittelpunkt seiner Betrachtung, und zwar ist es die unsterbliche Menschenseele, die sich herausseht aus den Wirrnissen dieser Welt, um in der ewigen Seligkeit den Frieden zu finden, den das irdische Leben nie geben könne. Die Sehnsucht nach Erlösung, nach Überwindung des gegenwärtigen Zustandes ist daher auch der Grundgedanke seiner Ausführungen. Dieser Zustand sei charakterisiert durch einen doppelten Zwiespalt in der menschlichen Seele. Das eigne Ich, das sich nach Fichtes Lehre dem Nicht-Ich gegenüberstellt, sei ein solcher Zwiespalt, der sich auch in dem Verhältnis der Seele zu der äußeren Welt zeige. Er sei der, welcher unser ganzes äußeres Leben in hartem Kampfe und Unfrieden erhalte und mit sich selbst in Widerspruch setze, es sei der Widerspruch zwischen Verstand und Wille, der sich darin zeige, daß wir nicht das wollten, was unser Verstand als das Gute erkannt habe. Ebenso schmerzlich sei der zweite Zwiespalt, er werde im innersten Denken selbst gefunden: „Die Seele steht wie in der Mitte zwischen zwei verschiedenen Arten von Bewußtsein, die sich nie verstehen und nie zusammenkommen, es sei denn, um sich feindlich und störend zu berühren. Das eine ist das deutliche Bewußtsein, die helle Seite unsers Innern, die endlos denkende, und ihr Denken nach einem inneren Gesetz notwendiger oder möglicher Verknüpfung fortführende Vernunft. Neben der Reihe dieses . . . Denkens der Vernunft . . . zieht sich noch ein ganz verschiedener Faden eines andern dunklen Bewußtseins.“ Die Seele sei also, führt Schlegel weiter aus, in diesem beklagenswerten Zustande von der einen Seite durch die Vernunft in der Ichheit, von der andern durch die Einbildungskraft den Täuschungen der Sinnenwelt eingeschlossen. Nähme man zu diesem Zwiespalt den ersten hinzu, so zeige sich, daß Verstand und Wille, Vernunft und Einbildungskraft, die vier entgegengesetzten Enden unsers mannigfaltigen Zwiespaltes seien. Dieser Zwiespalt ver-

trage sich natürlich mit der Allweisheit und Güte des Schöpfers nicht. Er habe die Menschen durch seine große Liebe vollkommen geschaffen und nur durch die Menschheit selbst sei dieser Zustand entstanden. Darin liege aber begründet, daß jeder die Pflicht habe, sich diesen unnatürlichen, selbstverschuldeten Fesseln zu entziehen. Da das dem Menschen allein nicht möglich sei, so müsse er Gott um Hilfe bitten. Mit einer Lobpreisung der göttlichen Barmherzigkeit und einem Ausblick in die Friedensgefilde der Seligkeit, endet dieser Artikel, also „mit einem Saltomortale in den Abgrund der göttlichen Barmherzigkeit" (vgl. S. 21). Schlegel gibt demnach seiner wissenschaftlichen Auseinandersetzung denselben Schluß, den er früher mit den oben zitierten Worten an Jacobis „Woldemar" so entschieden verurteilt hatte. Der wissenschaftliche Wert dieses Aufsatzes ist für unsre Zeit nur gering. Mit den vier Grundvermögen des geistigen Lebens können wir uns natürlich nicht einverstanden erklären. Interessant ist für uns nur die Erkenntnis, wie sehr die erstarrten religiösen Gedanken Fr. Schlegel unfähig machen, in der alten Weise ein wissenschaftliches Problem zu lösen.

Noch deutlicher zeigen sich diese Fesseln in den Artikeln der Zeitschrift, die politischer Natur sind. Sie sind die umfangreichsten und zeigen am deutlichsten, wie die ultramontane Gesinnung sich mit reaktionären Tendenzen zu einem starken Bund vereinigen. Die Überleitung zu ihnen bildet der Aufsatz „Revolutionäre Anwendung der evangelischen Lehre". Er knüpft an ein Zirkular des Staatsministers der geistlichen Angelegenheiten in Neapel an. Dieser hatte es versucht, seine Forderung einer Konstitution auf Worte der Heiligen Schrift zu stützen. Dagegen erhebt der Verfasser des genannten Artikels Einspruch. Mit Entrüstung stellt er fest, daß man auf die erhabensten Lehren der evangelischen Liebe die Anpreisung der Eigenschaften eines falschen Repräsentativsystems gründen wolle, und bekämpft mit fanatischer Begeisterung diese modernen Anschauungen. — Um die Gedankengänge der Romantiker besser zu verstehen und zu beurteilen, muß man sich die Stimmung des Volkes einmal vor Augen halten. Durch die Befreiungskämpfe und durch die Bemühungen vaterländisch gesinnter Männer war in dem Volke ein starkes Bewußtsein der eigenen Nationalität und ein noch stärkeres Freiheitsgefühl erwacht. Mit beidem verband

sich das Verlangen nach einer Mitarbeit am Staate und ein politisches Verantwortlichkeitsgefühl. Das waren alles Früchte aus den Samen, die der Staat und die später mit ihm verschwisterte reaktionäre Romantik ausgestreut hatten, Früchte, die aber beiden schließlich unangenehm wurden. Das Nationalgefühl barg in sich natürlich den Haß gegen alles Nichtnationale und das Streben, die Nation selbst zu einigen. Für dieses Empfinden konnte der Romantiker Schlegel aber kein Verständnis mehr haben. Das Einende der katholischen Kirche riß ja alle Schranken der Nationalität für ihn wieder ein, auch die Stellung des Wiener Hofes zu den andern Regierungen widersprach ganz dem Volksempfinden. So zeigt sich in Schlegel wieder einmal der Gedanke an ein allgemeines Weltbürgertum, den er schon in seinem Aufsatz „Versuch über den Begriff des Republikanismus" (Reichhardts Deutschland), allerdings von andrer Seite herkommend, ernstlich erwogen und für durchführbar gehalten hatte. Von seinem jetzigen Standpunkte aus konnte er nur verächtlich auf die herabschauen, die in erster Linie ihre nationalen Güter zu schützen oder zurückzuerobern sich bestrebten. Er spricht daher von dem „über alle Grenzen, wie eine alles daniederreißende Flut, hinauswogenden Nationalgefühl", als einem der Hauptmomente jener schrecklichen Revolutionszeit (Concordia, S. 41 f.). Sein Weltbürgertum kennzeichnet er aber mit folgenden Worten: „Denn wer könnte jetzt wohl noch, überhaupt oder auch nur ganz praktisch genommen, den einseitigen und beschränkten Standpunkt eines ... Nationalhasses festhalten? Wer das wollte, der müßte die Indikation des jetzigen merkwürdigen Moments in der Weltgeschichte gar nicht verstehen; denn der vermeintlich patriotische Nationalhaß ist vorüber und nicht mehr an der Zeit, seit Europa eine kollegialisch verflochtene Einheit ... geworden ist."

Auf ganz ähnliche Dinge kommt auch Schlegels Gesinnungsgenosse Haller in seinem Aufsatze „Grundlage des Friedens" zu sprechen. Auch er sieht in der Gesamtheit der Staaten und in der Verbrüderung derselben auf Grund der Anerkennung der gemeinsamen Autorität „Gott" sein höchstes Ideal. Erst in zweiter Linie wendet er sein Interesse dem Einzelstaat, den Gemeinschaften und dann der Familie zu, die er alle der Gesamtheit der Staaten unter-

geordnet sieht. Nur durch diese Unterordnung sei der innere und äußere Frieden garantiert. Darum sei es falsch, sein Hauptinteresse den Parteien zuzuwenden; denn diese brächten gerade das Gegenteil vom Frieden, wie das das Ende des 18. Jahrhunderts genügend bewiesen habe. Nun aber habe man gesehen, daß „die wahren Grundlagen (des Friedens) jene gemeinschaftlichen Wahrheiten seien, die das Evangelium lehrt und die allein durch eine religiöse Erziehung allgemein verbreitet und wirksam gemacht werden könnten". Mit Freuden begrüßt Haller daher, daß auch die Fürsten selbst mit der Begründung der heiligen Alliance die Unzulänglichkeit der früheren Zustände anerkannt und die göttliche Autorität zur Basis für das Verhältnis der einzelnen Staaten untereinander gemacht hätten.

Es ist klar, daß Schlegel bei seinem ablehnenden Standpunkt dem nationalen Volksempfinden gegenüber auch kein Verständnis für die Wünsche des Volkes hatte, die auf Gewährung staatsbürgerlicher Rechte und auf Anteilnahme an der Regierung abzielten. Zwar war er klug genug, sich auch hier einen scheinbar liberalen Anstrich zu geben, indem er z. B. durch Haller in dem Aufsatz „Von der Grundlage des Friedens" die Forderung des Volkes nach einer Konstitution ruhig anerkennen läßt, nur heißt es danach, daß diesem Verlangen vollständig entsprochen worden sei; wenn trotzdem noch Unzufriedenheit herrsche, so liege das eben daran, daß man die alten Gemeinschaften nicht anerkennen wolle, daß man noch zu sehr auf dem Parteistandpunkte stehe, der zur Revolution und den ihr folgenden Kriegen geführt habe. — Wenn sich ferner Fr. Schlegel (Conc., S. 361) zu der Forderung aufschwingt, der christliche Staat solle ein Staat ohne Sklaven sein, so fügt er ausdrücklich hinzu, daß er hier das Wort Sklave in dem engsten Sinne der Bedeutung verstanden haben wolle, daß er jedes Dienstverhältnis, ja jede Art von Hörigkeit als vollkommen gerecht anerkenne. Selbst die Sklaverei will er nicht deshalb abgeschafft wissen, weil sie der Würde des Menschen, sondern weil sie der Würde eines Christen widerspreche. Ein Mensch, den der Heiland Jesus von den Sünden erlöst habe, ein Mensch, der zum Ebenbild Gottes geschaffen sei, dürfe nicht für klingende Münze verkauft werden. Also nur um der Religion willen verurteilt Schlegel diesen unwürdigen Zustand früherer Kultur und weist ausdrücklich darauf

hin, daß er die Sklaverei ohne das göttliche Gebot nicht verdammen würde; denn sie könne sehr heilsam für den Menschen wirken und bedeute eine Lebensprüfung. Damit aber trotzdem Gottes Wort nicht übertreten werde, ruft Schlegel den Staat zu Hilfe und weist ihm die Pflicht zu, darüber zu wachen, daß der Mensch das Ebenbild Gottes in sich trage, wie überhaupt der christliche Staat derjenige sei, „welcher die Würde des Menschen und das Göttliche in seiner Bestimmung in allen gesetzlichen Einrichtungen berücksichtigt".

Der Staat muß Schlegel noch manchmal dazu dienen, seine Theorien zu stützen, ganz besonders im Kampf gegen die sogenannten Liberalen und gegen revolutionäre Machenschaften. Diesen beiden Gefahren gegenüber errichtet er das Ideal eines widerstandsfähigen Staates, indem er sagt: „Eine Regierung, welche das moralisch geordnete Privatleben auf jede Weise ehrt und schont, welche die Familie und Ehe, das Hausrecht des Bürgers und rechtlichen Eigentümers heilig hält, welche der Kirche in ihrer inneren Verwaltung und Entwicklung, wie dem Gewissen in Glaubenssachen, volle Freiheit gestattet, und alle rechtmäßig bestehenden christlichen Korporationen in ihrem nützlichen Wirken auf keine Weise hemmt; eine solche Regierung, wenn sie dabei noch Achtung vor der Wissenschaft an den Tag legt, und der Gelehrtenrepublik durch würdige Institute, die dem Staate eigentlich verhältnismäßig so wenig kosten, zu Hilfe kommt; wenn sie Handel und Gewerbe, nach dem alten Sprichworte, nur gewähren läßt, so weit es das Interesse der andern Stände gestattet; eine solche Regierung wird gewiß nie etwas von Revolutionen zu fürchten haben, wenn auch rings um sie her alles in Anarchie zerfiele." So wenig man im allgemeinen gegen ein solches Staatsideal einzuwenden haben kann, so deutlich ist zu erkennen, wie Schlegel seine Worte so faßt, daß er seine ureigensten reaktionären Ansichten mit ihnen in Einklang bringen konnte. Was mag er sich bloß unter Wendungen wie: Schonung des „rechtlichen Eigentümers", oder „Gewährung des Handels und Gewerbes" u. a. gedacht haben! Wie zeigt sich ferner seine ultramontane Gesinnung, wenn er für die Kirche Freiheit der inneren Verwaltung und Entwicklung verlangt und von dem nützlichen Wirken der rechtmäßig bestehenden christlichen Korporationen spricht!

Den wahren Begriff, den sich Schlegel über die Einrichtung seines Idealstaates machte, erkennt man deutlich in seinem Verhalten zu den Forderungen nach einer Konstitution und den Wünschen der Liberalen überhaupt. Eine Konstitution an sich hat er nicht verworfen. Was er sich aber unter diesem Begriff und der notwendig damit verbundenen Volksvertretung dachte, war im Grunde genommen weiter nichts als die Vertretung der alten Stände, der er natürlich als Aristokrat das Wort redete und von der er im Gegensatz zu der geforderten Konstitution sagt: „Wie wohltätig wirken hiergegen die ständischen Einrichtungen, in welchen das Neue sich überall an das historisch Begründete und eigentümlich Lokale, an das noch vorhandene Feste anschließt, sie bewähren sich als die beste Stütze der moralischen Ordnung und als ein sicheres Befestigungsmittel der bürgerlichen Ruhe . . ." Von andern Zugeständnissen wollte Schlegel natürlich nichts wissen. Eine eigentliche Volksvertretung ist ihm die unerhörteste Anmaßung der ihm so verhaßten Liberalen. Gegen Konstitution und Parlamentarismus kämpft er darum mit allen Mitteln, die ihm gerade in den Sinn kommen. Er nennt die Forderungen verächtlich eine englische Erfindung oder kurz die englische Krankheit und meint, die Konstitution sei nur eine Ausgeburt der Parteiwut, sie sei weder historisch erwachsen, noch lebendig begründet; sie sei eine Karte, die nur richtig ausgespielt werden müsse, um dieser oder jener Partei Vorteile zu bringen. Selbst vor der Verdächtigung schreckt Schlegel nicht zurück, als wolle man die Konstitution nur als eine Übergangsstufe haben, um dann auf dem eingeschlagenen Wege weiterzuschreiten. Auch darum eifert Schlegel gegen eine Konstitution, weil durch sie die Macht der Kirche, die im Mittelalter unter der unbeschränkten Monarchie so segensreich auf die Regierungen eingewirkt habe, ganz zurückgedrängt werde. Auch die Macht der Krone würde beschnitten und die Gewalt daher gespalten, was eine Erkrankung des gesamten Staatskörpers in sich schließe. Den Parlamentarismus sucht er bei der Allgemeinheit zu verdächtigen, indem er sagt, daß er gar nicht dem Volksempfinden entspreche; denn dort, wo eine neue Konstitution existiere, mache man keinen Gebrauch von ihr. Am schärfsten aber kämpft er gegen die Liberalen und damit gegen die Partei, der das Hauptverdienst an der Befreiung des Vater-

landes zukam. Sie nennt er die Feinde des Vaterlandes, eine undeutsche Partei, die die Lehren des Auslandes in Deutschland einführen wolle. Ihr sei ferner ein tiefeingewurzelter Haß gegen alles Positive und Kirchliche in der Religion eigen. Sie könne daher nie eine wirklich nationale und volksmäßige Partei werden. Der Regierung aber gibt Schlegel die Mahnung, sie solle die Parteien mit Kraft zurückdrängen, wenn sie den Frieden stören sollten, sonst aber sie einfach nicht beachten, sondern ihrer eigenen Nichtigkeit überlassen.

In diesem Kampf gegen die Liberalen wies Schlegel des öfteren auf die bestehenden Korporationen hin, zu denen er als vornehmliche Kirche, Staat und Familie rechnete. Das eigentliche Wesen des Staates, nämlich eine Friedenskorporation zu sein, schien ihm in der gegenwärtigen Zeit stark gefährdet. In dem fanatischen Parteikampfe könne aber nur eine Macht rettend eingreifen, und darum sagt er: „Es ist keine bloße Redensart mehr, daß Religion und Gottesfurcht die einzigen festen Grundlagen des Lebens und der Staaten sind; sondern es ist bitterer Ernst, und fängt wohl an, sich zu bewähren, je klarer es in der Weltgeschichte einleuchtet, daß alles andre, ohne dieses Eine, was not ist, nichts helfen und fruchten will" (Conc., S. 351). Das höchste lebendige Positive ist Schlegel: Christus in seiner Kirche, jene große und göttliche Korporation, welche alle andern gesellschaftlichen Verhältnisse umfaßt. Es ist die Korporation, die auch allem Privat- und Staatsrecht den zusammenhaltenden Schlußstein aufsetzt. Die Kirche steht — man beachte die ultramontane Tendenz — über dem Staat. Der göttlichen Korporation der Kirche steht die weltliche der Ehe gegenüber, aber die Ehe, die in dem Sakrament der katholischen Kirche ihre höchste Form erreicht und in dem moralisch geordneten und christlich befestigten Privatleben besteht. Sie ist der unverletzliche und geweihte Boden aller rechtlichen Sitten und des frommen Gefühls, auf dessen uraltem Fundament das ganze übrige Korporations- und Staatsgebäude ruht.

Mit diesen Betrachtungen sind wir schon stark in den Artikel der Concordia hineingedrungen, der sowohl räumlich, als auch dem Inhalt nach der bedeutendste genannt werden dürfte. Fr. Schlegel hat ihn selbst dafür gehalten und war nicht wenig stolz auf ihn.

In fast allen Briefen, in denen er von der Concordia spricht, erwähnt er auch ihn, den er „Signatur des Zeitalters" genannt hat. In dem Brief vom 16. September 1820 (Walzel, Br. v. Fr. Schlegel an A. W. Schlegel, S. 635) fragt er ausdrücklich, wie Windischmann und sein Bruder mit diesem Artikel zufrieden wären, und schon am 17. Juni 1820 schreibt er an Windischmann (Archiv für Literaturgeschichte, Bd. XV, S. 438): „Das Beste, was ich gebe, ist eine — Signatur des Zeitalters."

Schlegel beginnt diesen Aufsatz mit der Darlegung der üblen Anzeichen einer nahenden Katastrophe. Das erste erblickt er in dem allgemeinen inneren Unfrieden, der trotz des festgegründeten äußeren Friedens vorherrsche. Der Grund zu dieser Stimmung stamme aus der Napoleonischen Zeit, wo Wünsche ohne Maß und Ziel aufgetaucht seien. Eine eigentliche Berechtigung zu dem Unfrieden liege aber gar nicht vor; denn nach dem großen Friedensschluß seien alle ausführbaren Wünsche berücksichtigt worden. Die einzige Erklärung des unhaltbaren Zustandes könne man darin finden, daß Gott ihn absichtlich habe entstehen lassen, um die Menschen wieder an sich zu ziehen. Die gefährlichste Art dieses Unfriedens seien die sogenannten uneigennützigen Verbrechen, die keine individuelle Krankheit, sondern ein Zeitphänomen bedeuteten, das innig mit der Revolution, die noch keineswegs beendet sei, in Zusammenhang stehe. Zu diesen beiden zerstörenden Faktoren komme als dritter die Indifferenz der Gesinnung mit allem, was damit zusammenhänge, also vor allem dem religiösen, moralischen und politischen Unglauben. Die Konstatierung dieser üblen Anzeichen genüge aber nicht, das Zeitalter restlos zu verstehen, da müsse man die vorhergehenden Perioden zu Hilfe nehmen. Schlegel tut das, indem er drei Generationen schildert, die alle in seine Gegenwart eingreifen und drei Stadien des revolutionären Übels bezeichnen. Die erste Periode reicht von 1763 bis 1789. Sie bedeutet für Schlegel die Zeit der Vorbereitung, in der die später aufsprossenden Übel schon im Keime vorhanden gewesen wären. Zur eigentlichen Entfaltung seien sie erst durch die nordamerikanischen Grundsätze und Begebenheiten, die in einem magischen Licht nach dem alternden Europa herübergeschimmert hätten, gekommen. Da aber sei durch sie jenes verderbliche Streben nach absoluter Einheit und Freiheit und eine all-

gemeine Unzufriedenheit mit den alternden Zuständen entstanden, die auf der einen Seite maßlose Forderungen, auf der andern eine gewisse „Abendstimmung", ein Sichbereiten auf den bevorstehenden Weltuntergang zur Folge gehabt hätten. Die zweite Periode von 1789 bis 1815 sei die der eigentlichen Revolutionszeit. In ihr seien alle die noch keimenden Gefahren zur vollen Entwicklung gekommen, besonders natürlich das Streben nach absoluter Einheit und Freiheit. Vor allem habe Napoleon die Menschheit in diese verderbliche Bahn gelenkt, auf der endlich die Parteiwut als Macht triumphiert und alle heiligen Güter der Menschen, selbst die Religion, zu ersticken versucht habe. Mit großer Ausführlichkeit kommt Schlegel im weiteren auf die einzelnen Parteien und ihre Forderungen zu reden, auch hebt er sorgfältig die Zeichen der Zeit hervor, an die er seine Hoffnung auf Besserung der allgemeinen Zustände knüpft. Eine Kritik dieser Anschauungen zu bieten, wäre überflüssig. Sie kritisieren sich selbst am besten. Sie zeigen zu deutlich, wie Schlegel von seinen reaktionären und frömmelnden Gedanken gefangen gehalten war. Er sah alles nur durch den Schleier dieser Anschauungen. Darum hatte er kein Verständnis für die Vorgänge jenseits des Weltmeeres, daher rechnete er das flutende Nationalgefühl zu den einreißenden und also verderblichen Zeichen, die man im Notfalle zwar erklären, nie aber für gerechtfertigt anerkennen könne. Daß Schlegel mit diesen Anschauungen selbst unter seinen engsten Freunden keinen Anklang fand, wird noch gezeigt werden.

Ganz im Sinne Schlegels sind auch die übrigen Beiträge der Concordia ausgefallen. Sie sind zum großen Teil schon mit besprochen worden. Hier mag nur noch ganz kurz auf einige wenige eingegangen werden. In einem Artikel Hallers „Über den Grundsatz, das Vaterland ist der Boden" führt dieser ganz ähnliche Gedanken an wie in dem schon besprochenen Aufsatz: „Von der Grundlage des Friedens." Auch hier tritt er für den historisch gewordenen Staat ein, in welchem die Geschichte das Vaterland ist und in dem die moralischen Persönlichkeiten herrschen. Dem rechtlichen Staate stehe der räumliche gegenüber, in dem die physische Masse des Volkes herrsche und in dem durch die Willkür des einzelnen alles Gute, vor allem natürlich die Religion, vernichtet werde. Ganz im

Sinne Schlegels ist auch Adam Müllers Beitrag gehalten: „Die innere Staatshaushaltung, systematisch dargestellt auf theologischer Grundlage.“ Der Geist, der diese Ausführung durchdringt, zeigt sich schon an dem ersten Satz: „Alle Versuche der Menschen, Systeme der geistigen, sittlichen und bürgerlichen Ordnung auf ihre eigne Hand, und ohne höheren Beistand zu gründen, führen unvermeidlich auf zwei gleich gefährliche Abwege.“ Also auch hier spielt die „höhere Hilfe“, nämlich Gott, bei den theoretischen Auseinandersetzungen von Anfang an eine bedeutende Rolle. Der Wertschätzung des historisch Gewordenen, damit meinte Müller natürlich nur das Althergebrachte, entsprach es, wenn er die neueren Systeme verwarf, da sie sich einseitig auf hochmütige Vernunft oder falsche Mystik gründeten. Auch die Lehre vom Gegensatz, von der gelegentlich im Phöbus die Rede war, spielt in dem vorliegenden Artikel eine große Rolle. Müller meint nämlich, die Staatswissenschaft könne nur dadurch zur rechten Erkenntnis gelangen, daß sie sich als eine Einheit aus drei Wissenschaften betrachte. Das Material ihrer Arbeiten biete ihr die Jurisprudenz. Dem Material stehe gegenüber: das Werkzeug (die Klugheit), das schaffe die Politik. Beides könne aber noch nichts Positives hervorbringen. Daher müsse als Drittes, als höhere Einheit, die Kraft von oben, von Gott, kommen; darüber aber berichte die Theologie. Aus der Zeit der Abendblätter stammen Müllers Ansichten über die Adam Smithschen Theorien. Auch hier kämpft er gegen sie und sucht den seinigen, die er schon in Berlin vertreten hatte, zum Siege zu verhelfen. Ein näheres Eingehen auf diese Ausführungen in der Concordia würde aber schon deswegen nicht ratsam sein, weil diese nur ein geringes Bruchstück der Gesamtheit von Müllers staatswissenschaftlichen Ansichten bieten, die er meist nur in außerjournalistischen Publikationen niederlegte. Interessant ist der Artikel für unsre Betrachtung nur deswegen, weil sich gerade an ihn die Hauptpolemik gegen Schlegels Zeitschrift anschließt. Ausführlich wird man darüber durch den Gentzschen Briefwechsel unterrichtet. Dieser einflußreiche Publizist verfocht an andern Orten so ziemlich dieselben Ideen wie Müller. Wenn er es trotzdem unternahm, seinem Freunde einige Ausstellungen zu machen, so tat er das eben nur um Müllers willen. Er konnte diesem auch Ratschläge geben,

da er in seiner Stellung die Stimmung der Regierung viel besser zu beobachten in der Lage war. Am 8. Oktober 1820 schrieb er z. B. an Müller (Briefw. zw. Gentz und Adam Müller): „Mir schien er (gemeint ist der Aufsatz über den Staatshaushalt) und scheint er im ganzen vortrefflich, ob ich gleich einige Stellen darin ... zu Ihrem und zu unser aller bestem unbedenklich gestrichen haben würde." Diese Stellen sind es nämlich gewesen, die eine Menge Beschwerden auf den grünen Tisch geworfen haben. Diese sind teils recht kurioser, teils aber auch recht böswilliger Art. Wenn man da dem kirchlich äußerst strenggläubigen Müller vorwarf, er habe das heilige Wort „Dreifaltigkeit" zum Schaden der ganzen Concordia auf ganz profane Dinge angewandt, so erscheint uns eine solche Beschwerde höchst lächerlich; für jene Zeit und für das Regime Metternich bedeutete das aber in der Tat eine schwere Anklage. Wenn man dann noch hinzunimmt, daß der Vorwurf jeder Grundlage entbehrte, so kann man daraus ersehen, mit wie gehässigen Feinden es Müller zu tun hatte. Man tadelte ferner als „Hauptgravamina" die „theologisch-mystische Sprache", die man dem Charakter eines politischen Journals „höchst unangemessen" fand. Von liberaler Seite mag eine weitere Beschwerde eingelaufen sein. Über diese schreibt Gentz: „Man beschuldigt Sie, Sie hätten das Eigentum der Geistlichkeit nicht nur vorn angesetzt, sondern als das einzige wahre und vollständige geschildert." Weiter ist zu lesen: „Man beschuldigt Sie, Sie hätten nicht nur von allem Allodialbesitz, sondern selbst von dem Besitztitel der Eigentümer liegender Gründe in Ausdrücken gesprochen, welche alle Eigentumsrechte erschüttern und wodurch Sie, obgleich von ganz entgegengesetzten Motiven getrieben, den Revolutionsleuten selbst in die Hände arbeiten." Dieser Ansicht schloß sich auch Gentz an. Der Schwerpunkt bei all den Anklagen lag aber in dem tragikomischen Umstand, daß der gewaltige Fürst Metternich sich einbildete, man betrachte ihn im Publikum als den Stifter und Beschützer der Concordia. Es war begreiflich, daß ihm dann Aufsätze wie der Müllers nicht lieb waren. Gewiß hat er sich Gentz gegenüber mehrfach darüber ausgesprochen. Denn dieser schreibt an Müller die warnenden Worte (Briefw. zw. Gentz und Müller, S. 330): „Wenn dieser Mann (Metternich) nun klagt, daß man ihn von

allen Seiten verläßt, daß die, auf welche er am meisten gezählt hatte, sich in exzentrischen Abwegen verlieren, daß man ihm statt reeller Hilfe phantastische, statt wirksamer Schriften die Concordia darbiete usw. — verdienen diese Klagen nicht einige Rücksichten?" In seiner Antwort weist Müller die Beschuldigung als ungerechtfertigt zurück und meint, auch Gentz könnte über den Inhalt des Artikels nicht geringschätzig denken, wenn er sich nur erst mit Muße hineinversenkt hätte, das gleiche gelte für den Fürsten Metternich. Mit bitteren Worten beschwert er sich aber über die schlechte Behandlung, die sein Aufsatz von seiten der Redaktion erfahren habe, besonders habe auch die unglückliche Teilung geschadet.

Aus all den Worten erkennt man, wie sehr Gentz den Artikel Müllers schätzte. Es ließen sich noch andre Belegstellen dafür anführen. Dabei würde sich zeigen, daß Gentz der Concordia und somit auch den Beiträgen Schlegels sehr sympathisch gegenüberstand. Es sei z. B. die kurze Notiz aus seinem Tagebuche angeführt (Tagebücher von Fr. Gentz: 1874, III, S. 185 v. 18. Mai 1823): „Lektüre eines sehr guten Artikels in dem 6. Heft der Concordia von Schlegel." Auch die öffentliche Kritik äußerte sich nicht ungünstig über Schlegels Zeitschrift. So z. B. der Gesellschafter, der auch für die lange Unterbrechung zwei ganz interessante Begründungen gibt (Bl. Nr. 192 v. 29. Nov. 1820): „Der Fortdruck der Concordia ist gehemmt, wegen eines Aufsatzes von Herrn Adam Müller, worin die Leibeigenschaft in Schutz genommen wird." Und zum andern: „Bekanntlich gibt jedoch Fr. von Schlegel nur deshalb immer ein paar Journalhefte heraus, um die Ideen, die ihm wieder zugeflogen sind, der Lesewelt mitzuteilen; ist dieser Zweck erreicht (und hier scheint es so), dann endet auch das Journal." Selbst das Morgenblatt eiferte nicht gerade gegen die letzte eigentliche romantische Zeitschrift. Am 22. März 1821 sprach es sich darüber aus, daß sich die auf das Blatt gesetzten Erwartungen nicht erfüllt hätten: „Zwar waren Schlegels eigene Arbeiten allerdings des (auch um die altdeutsche Kunst und Poesie hochverdienten) tiefen Denkers und trefflichen Kritikers vollkommen würdig, dagegen haben Franz Baaders ‚Zeichen und Gedanken' und Adam Müllers ‚Versuche über die innere Staatshaushaltung' eine Art Diskordanz in die Concordia hineingebracht und selbst jener Partei

kaum gefallen, deren Feldgeschrei sie zu werden bestimmt schienen." Anzeigen und Auszüge aus den Ankündigungen waren auch in der „Zeitung für die elegante Welt", in den „Wiener Jahrbüchern" und andern Zeitschriften zu finden.

Eine Diskordanz brachte die Concordia auch in das Verhältnis zwischen Fr. Schlegel und den Romantikern, die sich vor dem Versinken in die starrste Reaktion bewahrt hatten. Zu ihnen gehört in erster Linie A. W. Schlegel. Dieser lebte in Bonn und beobachtete mit Schrecken, welche Wege sein Bruder in Wien einschlug. Besonders gegen Ende der zwanziger Jahre kommt das in dem Briefwechsel der beiden recht deutlich zum Ausdruck. A. W. Schlegel fühlt sich in seinen Ansichten eins mit seinem verstorbenen Bruder Moritz Schlegel und schreibt von diesem und von sich an Friedrich (Walzel, Briefw. S. 653f.): „Dieser weise und fromme Mann, der seine Kraft bis zu ihrer gänzlichen Erschöpfung und Auflösung der gewissenhaftesten Erfüllung seines würdigen Berufes widmete, pflegte in den letzten Jahren seines Lebens die wenigen Abendstunden durch Abfassung von Aufsätzen aufzuheitern, die er in seinen Verhältnissen nicht drucken lassen konnte und die er nur Freunden mitteilte ... In einem andern Aufsatze, den ich von seiner eignen Hand besitze, finde ich eine Erwähnung Deiner Concordia: zwar nur flüchtig, aber ganz in meinem Sinn. Sonderbar genug! Sogar in der Benennung Concordia discors, im Gegensatz mit der Ovidschen Discordia concors, sind wir zusammengetroffen. Indem ich also gegen Dich schreibe, glaube ich im Auftrage unsers verewigten Bruders zu handeln und ein gutes Werk zu vollführen, woran er verhindert war. Ich will nicht von den Zeitgenossen und der Nachwelt mißverstanden sein, und lieber die Ruhe und den Frieden meiner vielleicht nur wenigen noch übrigen Lebenstage daransetzen." Fast noch heftiger wurde A. W. Schlegel wenige Monate später, als er am 28. März 1828 an seinen Bruder schrieb (Walzel, Briefw. S. 657): „Dein Besuch wird mir sehr willkommen sein und ich werde mich bemühen, Dir den Aufenthalt hier angenehm zu machen; aber auf das literarische Verhältnis kann dies nicht den mindesten Einfluß haben. Ich habe schon vor zehn Jahren die unwillkommene Erfahrung gemacht, daß Deine mündlichen Äußerungen anders lauten als die gedruckten Buchstaben.

Als ich die Concordia las, fiel ich wie aus den Wolken; vieles darin erfüllte mich mit der höchsten Indignation ... Wie Du sagen kannst, Du hieltest Dich von den Zeitparteien entfernt, ist mir unbegreiflich. Mit den allgemeinen Aussprüchen über das Zeitalter ist es eine mißliche Sache. Von allem, was ich darüber in Deinen neueren Schriften und Briefen gelesen, habe ich immer gerade das Gegenteil gedacht oder auch gar nicht verstanden, was Du willst. Doch ja! Ich verstehe es nur allzu gut."

Aus diesem energischen Widerspruch, den A. W. Schlegel gegen die Ideen seines Bruders erhebt, ist zu ersehen, wie die wenigen überlebenden Romantiker der ersten Zeit sich nicht mehr mit all den Ausläufern ihrer Schule eins fühlten. Die Wendung, die die jüngere Romantik, von nationaler Grundlage ausgehend, zur Reaktion hin machte, konnten sie ebensowenig billigen wie die Verquickung der reaktionären Tendenzen mit den ultramontanen Gesinnungen Adam Müllers und vor allem Friedrich Schlegels. Diesem Verfall konnte zwar nicht Einhalt getan werden, aber A. W. Schlegel hielt es doch für seine Pflicht, gegen solche Bestrebungen zu protestieren, um dadurch den Zeitgenossen und vor allem der Nachwelt zu beweisen, daß die Romantik bis in die neue Zeit hinein bekenntnistreue Vertreter gehabt hat. Der Schaden, den die Concordia anrichtete, war verhältnismäßig gering, viel gefährlicher und umsichgreifender waren die Symptome des Verfalls, gegen die der andre Fels aus frühromantischen Tagen, Ludwig Tieck, vergebens anzukämpfen suchte und von denen im folgenden die Rede sein wird.

Der Verfall der romantiſchen Zeitſchriften.

Der Baum der ersterbenden frühromantischen Journalistik war durch die treue Pflege der jüngeren Romantiker wieder zu neuem Leben erwacht. Sie hatten ihn aus dem alten Erdreich gehoben und in dem Boden frischer, unverbrauchter Ideen Wurzeln schlagen lassen. Auch seine Krone suchten sie kraftvoll zu gestalten und manches edle Reis romantischen Strebens haben sie ihm aufgepfropft und zu herrlicher Entwicklung gebracht. Leider fehlte es ihnen an Kraft und Ausdauer. Als rauhe Zeiten kamen, als emporstrebende Bäume und Sträucher der Umgebung einzelnen romantischen Trieben das belebende Sonnenlicht zu rauben begannen und als die Pflege für die andern Zweige immer mehr Mühe und Sorgfalt beanspruchte, da liefen die jungen Gärtner davon und ließen das gefährdete Bäumchen hilflos stehen. — Bald kamen andre, die sich seiner annahmen; aber die waren unkundig, zum Teil aus einem fremden Lande. Ihnen fehlte das rechte Verständnis für das eigenartige Wesen dieses Baumes. Sie sahen nur das Äußere und suchten den Baum zu möglichst glanzvoller Entfaltung zu bringen. Weithin sollte er seine Zweige erstrecken und das Land beschatten. Darum führten sie ihm mit Ungestüm Nahrung zu, wo sie welche erlangen konnten, aber die rechte fanden sie nicht. So verkümmerten die schon gefährdeten Zweige ganz, andre trieben lange Schößlinge und entstellten die edle Form der Krone. In den Fasern des Stammes stieg zwar noch reichlich Saft empor, aber es war nicht mehr der Lebenssaft romantischen Strebens. Darum wucherte überall nur Blätterwerk hervor, aber die Früchte blieben aus und endlich auch die duftenden Blüten. Den verwilderten Baum aber beachtete niemand mehr, und als ihn endlich der Sturmwind einer neuen Zeit umbrach und vom Erdboden hinwegfegte, erinnerte sich kaum jemand daran, welch stolzer Baum romantischen Denkens und Strebens einst an der verwaisten Stelle liebliche Blüten und gehaltvolle Früchte hervorgebracht hatte.

Dieſes Bild vermag recht wohl in die hiſtoriſche Betrachtung des Verfalls der romantiſchen Zeitſchriften einzuführen, zeigt es doch, welche Faktoren hierbei im Spiele waren. Daß die Zeitverhältniſſe bei der Entwicklung beſtimmter Geiſtesrichtungen mitbeſtimmend ſind, iſt eine altbekannte Tatſache. Inwiefern die rauhere Zeit der ausgehenden Romantik aber beſonders geeignet war, die aufkeimende Saat zu vernichten, wird eingehend dargelegt werden müſſen. Die Gründe des ſchnellen Verfalls lagen aber auch in den romantiſchen Tendenzen ſelbſt inbegriffen. Sie waren ſo eigenartig, ſo duftig, daß ſie in voller Reinheit nur von wenigen Menſchen empfunden werden konnten. Die Hauptgefahr aber beſtand darin, daß die eigentlichen Hüter dieſer Ideen ſie nicht kraftvoll und klar genug vertraten und weiterbildeten, ja daß ſie in gefahrvoller Stunde ihre eigne Sache im Stiche ließen. Je unklarer ſie aber vorher ihre Tendenzen ausgeſprochen hatten, um ſo größer war die Zahl derer, die ſich zur Fortführung dieſer Ideen berufen fühlten. Das aber waren meiſt ſolche, die das eigentliche Weſen des romantiſchen Baumes nicht kannten und ihn bald ganz verwildern ließen.

Unter all den romantiſchen Beſtrebungen ragte eine hervor, die zwar beſonders feſt in den Gedankengängen dieſer jungen Schwärmer verwurzelt war, die aber trotzdem die größte Gefahr in ſich trug, die Ideen der Romantik und damit die Romantik überhaupt zu verwäſſern. Das ſind die Bemühungen um das Volkstümliche in der Literatur. Arnim und Brentano hatten die erſten Proben deutſcher Volkspoeſie herausgegeben, die Brüder Grimm und andre haben Märchen, Lieder und Erzählungen geſammelt, aber immer nur ſolche, die aus dem Volke ſtammten, oder, wie ſie ſagten, die volkstümlich wären. Als aber die Romantiker den Begriff des Volkstümlichen erfaßt zu haben glaubten, begannen ſie ſelbſt Geſchichten und Lieder in dieſem Stile zu ſchreiben. Damit aber ſetzte die Gefahr ein; denn nur den größten Dichtern gelang es, das Empfinden und die Sprache des Volkes in ihren Erzählungen wiederzugeben. Das wurde aber in jenen Tagen nicht erkannt, und daher verſuchten alle die kleinen und kleinſten Romantiker ſolche Erzählungen zu ſchreiben und, was das Schlimmſte war, auch dem Volke vorzuſetzen. So ergoß ſich denn bald eine

große Wasserflut solcher Dichterwerke über die romantischen Zeitschriften jener Tage und spülte alles mit fort, was sich noch aus besseren Zeiten retten wollte.

Diese unkundigen Pfleger romantischer Ideen blieben in den Journalen nicht allein. In der Bevorzugung des Volkstümlichen berührten sie sich nämlich mit fast allen literarischen Kreisen. Die Klassiker hatten diesen Zweig der Poesie schon seit Herder mit großer Liebe gepflegt und manche schöne Blüte und Frucht erzielt. Der volkstümlichen Poesie und Erzählungskunst widmeten sich aber auch alle, die sich damals für Dichter hielten und die unter dem Namen „Wasserpoeten" nicht mit Unrecht zusammengefaßt werden können. Mit diesen vermischten sich die jüngeren Romantiker, ja nach dem Gesetz der gegenseitigen Angleichung vor allem schwächlicher Naturen kam es endlich so weit, daß man die einstigen Romantiker von den Eindringlingen gar nicht mehr unterscheiden konnte, ein typisches Zeichen für den Verfall dieser Geistesrichtung.

Die nächste Folge der allgemeinen Verbrüderung war, daß die ursprünglichen Romantiker nicht mehr so auf die Tendenzen ihrer Schule achteten, wie sie das früher in Kampfstimmung getan hatten. Es wurde eben alles verwässert, und so scheuten sie sich auch nicht vor den letzten Konsequenzen und nahmen auch solche Männer als Mitarbeiter in ihre Reihen auf, die die Frühromantik mit all ihrer Schärfe zu vernichten versucht hatte, dieser letzte Schritt mag den jüngeren Romantikern um so leichter gefallen sein, als ihn Fr. Schlegel in seinem „Deutschen Museum" und in seiner „Concordia" schon getan hatte. Wenn er die Spalten seiner Zeitschriften Dichtern wie Stolberg, Wieland, Mathias Claudius und sogar Böttiger öffnet, so ist es nicht zu verwundern, wenn in den Journalen der Verfallszeit Lafontaine, jener im Athenäum gerichtete Romanschriftsteller, zu den Hauptmitarbeitern gehört. Er hatte schon 1812 mit dem Redakteur und Verleger Eberhard in Halle ein Bündnis abgeschlossen. Dieser führte als Verleger wieder Tiedge in das romantische Zeitschriftenlager ein, und damit der allgemeine Friede vollständig werde, wurde auch mit den schwäbischen Gegnern der Romantik, mit Haug und Weisser, erfolgreich angeknüpft. Das alles aber erregte keineswegs Aufsehen, noch dachte irgend jemand an eine absichtlich erstrebte Aussöhnung alter Gegner. Der romantische Journalismus

war eben so tief gesunken, daß diese alten Gegensätze weder für ihn, noch für die literarisch Gebildeten bestanden. Dabei ist aber nicht zu übersehen, daß die Romantik als Dichterschule nicht auf dem gleichen Tiefpunkte angelangt war. Ihre Vertreter aus besserer Zeit leisteten der journalistischen Verwässerung keineswegs Dienste, aber sie hinderten den Verfall auch nicht. Sie waren eben fortgelaufen und hatten den von ihnen zum zweiten Male zur Entfaltung gebrachten Baum romantischer Journalistik unerfahrenen, fremden Menschen zur Pflege überlassen.

Es wäre indessen ein Unrecht, wollte man diese jugendlichen Journalisten allein für den Verfall der romantischen Zeitschriften verantwortlich machen. Einen wesentlichen Teil der Schuld tragen die Zeitereignisse, die mit unwiderstehlicher Gewalt das noch mit fortrissen, was sonst vielleicht aus besseren Tagen standgehalten hätte. Deutschland war im Jahre 1812 auf dem Tiefpunkt seiner Schmach angekommen. Das Jahr 1813 brachte einen gewaltigen, nur zu kurzen Aufschwung. Nach den großen Kämpfen, die im Drange nach Befreiung so herrlich zum Siege geführt hatten, kam eine Zeit der Reaktion. Das Volk, das endlich einmal seiner nationalen Pflichten bewußt geworden war, dem man in Proklamationen und Liedern das hohe Gut der Freiheit gezeigt und das man für das politische Leben verantwortlich gemacht hatte, um durch all diese Mittel und Versprechungen den Feind aus dem Lande treiben zu können: dasselbe Volk suchten die Herrscher nun systematisch niederzuhalten. Sie wollten es durch allerhand Pomp und schöne Worte wieder in den alten Traumzustand zurückversetzen, aber es gelang nicht; sie weckten dadurch das Volk nur immer mehr, und es sah nun mit offnen Augen, wie es von seinen Herrschern getäuscht worden war. Die unmittelbare Folge dieser Erkenntnis war bittrer Groll, der nach Taten verlangte. Hier und da flammten auch schon die Zeichen der Empörung auf. Friedrich Schlegel klagte bitter über die „uneigennützigen Verbrechen", die ihm den Verfall der Zeit am deutlichsten anzeigten. Noch aber war die Gewalt bei den Fürsten. Diese reichten sich die Hände, schlossen Bündnisse und Verträge, um den gemeinsamen Feind auch gemeinsam niederzuwerfen. Um jeder Aufreizung und Verständigung der Massen vorzubeugen, bemächtigten sie sich vor allem der Presse und sorgten

durch die schärfsten Zensurbestimmungen dafür, daß die Journale in politischer Beziehung nur die Meinung der Regierung vertreten durften. Die Redakteure aber legten unter dieser Bedingung den politischen Griffel aus der Hand, und so wurden die Zeitschriften mit einem Male unpolitisch.

Der menschliche Geist, der sich so geknechtet sah, wurde apathisch. Er ergab sich endlich stumm in das unabänderliche Schicksal und wurde gleichgültig, gleichgültig vor allem gegen die Kunst; denn es fehlte ihm jeglicher Idealismus. Aber Unterhaltung wollte er haben, und an dieses Bedürfnis mußten die Journale jener Tage anknüpfen, wenn sie anders ihr Leben überhaupt fristen wollten. So schwanden alle Artikel allgemein philosophischen Inhalts, die ästhetische Kritik verstummte, die Wogen glätteten sich. Mit der Kritik versiegte auch das Interesse am Theater und an der dramatischen Kunst, die noch in den Kleist-Müllerschen Journalen eine so bedeutende Rolle gespielt hatte. Auch der Sinn für das geschichtlich Gewordene schwand, herrschte doch jetzt die Willkür, aller Entwicklung zum Hohn. Zu gleicher Zeit verkümmerte das Interesse an altdeutscher Literatur. Übrig geblieben war eigentlich nur jene sogenannte volkstümliche Erzählung und eine leichte, mehr tändelnde als sentimentale Poesie. Jene sollte den Menschen aus dem Elend des Daseins entführen, diese die Gegenwart einigermaßen erträglich machen. Dementsprechend sind auch die Titel der einzelnen Zeitschriften wie: „Salina, oder Unterhaltungen für die leselustige Welt", oder „Für müßige Stunden", oder „Die Hesperiden oder Blüten und Früchte aus der Heimat der Poesie und des Gemüts", oder „Wintermonate, für Freunde leichter Unterhaltung und froher Laune"; ja selbst Journale mit ernster klingendem Titel wie etwa „Die Muse" oder „Die Musen" sind nicht andrer Natur.

Wie sehr aber das einst so edle Reis jungromantischer Erzählungskunst verwildert war, ist besonders aus dem Inhalt der Zeitschriften zu erkennen. Doch wäre es unrecht, den einzelnen Schriftstellern die Schuld allein zuzumessen. Auch hier hat die rauhe Zeit der Reaktion edle Formen nicht aufkommen lassen. Die Menschen jener Tage, die sich in jeder Beziehung getäuscht sahen und sich selbst von Gott im Himmel verlassen fühlten, ergaben sich in ihrer Verzweiflung einem Fatalismus, ja einem Gespensterglauben, um wenigstens in

diesem Surrogat einen gewissen Halt oder wenigstens eine Erklärung der Rätsel ihrer Zeit zu finden. Sie glaubten an überirdische Geister, die die Natur durchdrangen und den Menschen bald hilfreich, bald schadend zur Seite standen. In oft ganz zufälligen Ereignissen sahen sie einen Wink des Schicksals, den sie ängstlich beachteten. Unter diesen Umständen ist es offenbar, daß Fatalismus und Gespensterglauben in den Erzählungen eine ganz hervorragende Rolle spielten. Da wechseln die Porträts an den Wänden ihr Mienenspiel, sie stürzen zu geeigneten Momenten von der Wand, wie aus Webers „Freischütz" ja allgemein bekannt ist. Oftmals wird von einem plötzlich eintretenden Fremden erzählt, der schon lange vorher in der Phantasie der Anwesenden herumgespukt hat. Er entpuppt sich dann nicht selten als der Böse, der mit überirdischem Zauber eines der jungen Mädchen in seine Liebesnetze lockt, das er aber am Ende der Erzählung wegen der zufälligen Anwesenheit eines Geistlichen wieder freigeben muß, während er sich in seinem Blute wälzt.

Auch das Edle der äußeren Form etwa Kleistscher Novellen ist gänzlich geschwunden und hat einer Geschmacklosigkeit Platz gemacht, die fast an die Unmöglichkeit grenzt, so z. B. wenn der Klavierlehrer atemlos durchs Zimmer rauscht oder wenn zu lesen ist: „Ein Glück war es, daß sich Mikchen bei dem Namen Joseph schon abgebeugt hatte; denn die Turteltauben (von denen war eben die Rede) hatten das Gesicht und den Busen mit dunkler Rosenfarbe überzogen" (Salina „Anna Maria und Joseph" von Lafontaine I. 1. 23).

Es darf indessen nicht verkannt werden, daß in den Zeitschriften des Verfalls noch hier und da eine Blüte echt romantischer Kunst zu finden war. Auch wirkliche Dichter haben Beiträge geliefert. Rückerts Sonette in den „Müßigen Stunden" sind Perlen, die leider in unedles Metall gefaßt sind. Auch Uhland und Eichendorff haben einzelne Gedichte beigesteuert, wenn sie allerdings auch ihre besten Produkte für die Almanache aufsparten. Selbst bei Schriftstellern wie Friedrich Kind ist ein gewisser Ernst, ein Streben nach dem Guten und Vollkommenen zu erkennen. Seine Ankündigungen sind ein beredter Beweis dafür. Es tönten ihm eben die alten romantischen Grundsätze noch immer in den Ohren, er wollte sich

nach den alten Doktrinen richten und glaubte in seiner Kritiklosigkeit, es den Frühromantikern mindestens gleichzutun. Zwar hätte er an dem Protest eines Recken aus alter Zeit, an Tieck, merken können, wie weit er von den Athenäumstagen entfernt war, aber er und seine Freunde glaubten ihm nicht, sie sahen in ihm nur ihren ärgsten Feind und drängten ihn nach hitziger Fehde aus der Stadt hinaus. Der Kampf freilich hatte sie so geschwächt, daß sie nicht wieder zu Ansehen gelangen konnten. Die Zeit schritt über sie hinweg.

Vor der Betrachtung der Zeitschriften selbst sei noch auf einzelnes hingewiesen. Der sehr allgemeine Charakter der Tendenzen jener Tage bringt es mit sich, daß die ihnen entsprechenden Zeitschriften an Zahl ungeheuer sind. Es kann aber keinesfalls im Interesse dieser Abhandlung liegen, die ganze Schar romantischer Journale aufzuzählen, sondern es wird nur an einigen Typen gezeigt werden, wie der Verfall zum Ausdruck gelangt. Dabei wird es bei den Einzelbetrachtungen darauf ankommen, die charakteristischen Sonderheiten hervorzuheben, die Zeitschriften ihrem Werte nach abzuschätzen und historisch einzuordnen; denn auch hier werden sich noch deutliche Unterschiede zeigen.

Den Übergang von den Zeitschriften der zweiten Periode zu denen des Verfalls bildet ein Journal aus dem Jahre 1818. Es trägt diesen Charakter trotz der vorgeschrittnen Zeit, weil es seinen Geist gleichsam in einer Gesellschaft kunstverständiger Leute noch von der Einsiedlerzeitung her gerettet hat und von der Dekadenz der Zeit fast unberührt geblieben ist, es heißt:

„Die Wünschelruthe".

Die Wünschelruthe.

Ein Zeitblatt.
Herausgegeben von H. Straube und Dr. J. P. von Hornthal.
1818.

Wir haben gesehen, mit welchem Interesse die Romantiker der späteren Zeit sich der Sache des Vaterlandes annahmen. Zwar haben sie nicht wie etwa Schenkendorf und Arndt im Feuer der Begeisterung Heldenlieder gedichtet, die zu gemeinsamen Ausdrücken des Gefühls aller echten Deutschen geworden sind, aber sie haben tiefer gegraben und den Bau des Deutschen Reiches wieder von Grund auf fügen wollen. Als nach dem Wiener Friedensschluß die Reaktion mit aller ihrer Schärfe einsetzte, zertrümmerte sie das stolze Gebäude nationaler Begeisterung mit jähem Schlag. Die Grundmauern, die die Romantiker gebaut hatten, blieben aber fest und wankten nicht, auf sie retteten sich die Besten des Volks und suchten, nachdem sie sich von dem herben Mißgeschick allmählich erholt hatten, auf ihnen das nationale Gebäude wieder aufzubauen. In jener Zeit, wo sich trotz der ernüchternden Reaktion das Nationalbewußtsein wieder regte, wo sich die Gleichgesinnten suchten, um gemeinsam für das Vaterland zu wirken, fällt die Gründung der Wünschelruthe. Sie trat auf den Plan als Organ einer literarischen Gesellschaft in Göttingen, der sogenannten „Poetischen Schustergilde" (vgl. Hüffner, A. v. Droste-Hülshoff, S. 25). Inwiefern die Ziele dieses Zirkels den Tendenzen der jüngeren Romantik entsprachen, erkennt man schon aus den Ankündigungen. Da heißt es z. B.: „Die Liebe zur Poesie und zur freien Kunst überhaupt, die jetzt im deutschen Vaterlande überall sich aus den Herzen in so viele Adern ergießt, haben schon zahlreiche Sammelplätze für deren Vereinigung gefunden. Doch sind wohl noch in mancher Menschenbrust welche vorhanden, und der Rutenschläger braucht nur herumzugehen, so würde die Rute noch unzähliger Arten ihm anschlagen." Daneben machte man aber auch der allgemeinen Verflachung Zugeständnisse, so wenn man an andrer Stelle schrieb, daß man außerdem auch alles das bringen wolle, „was aus Wahrheit, freiem und gutem Geiste entstanden" sei, oder

Ank

eines

Wünsch

Die Liebe zur Poesie und zur frei
lande überall sich aus den Herzen
Sammelplätze für deren Vereinig
Menschenbrust welche vorhanden,
hen, so würde die Ruthe noch un

Jeder ist es sich bewußt, wie
und vielseitig bemüht hat, sich
und Band, Gesellschaften und Ve
die Lust und Neigung in uns,
sprochen, diesen Kreis noch weite
sentlich in geistige Berührung zu
ein Zeitblatt

„Wü
erscheinen zu lassen, das sich selb
das Unsrige gethan, und uns mi
bündniß gestellt haben.

Die freien Künste sind
festeren und bleibenderen Gehal
Flugblattes — sich bewegen will

denen wir
Dom. F
Heeren,
ber, Wi
ren wollen.

Jeder
zur Verbün
schadet der
und zu verg

G

Die A
1818 an in
durch alle gu

Wöche
fert werden
einzusehen,
es zu den P
gangs, welc
Münze.

Diejeni
diese durch B
den Herren

Göt

Ankündigung

eines neuen Zeitblattes:

Wünschelruthe.

Die Liebe zur Poesie und zur freien Kunst überhaupt, die jetzt im deutschen Vaterlande überall sich aus den Herzen in so vielen Adern ergießt, hat schon zahlreiche Sammelplätze für deren Vereinigung gefunden. Doch sind noch wohl in mancher Menschenbrust welche vorhanden, und der Ruthengänger brauchte nur herum zu gehen, so würde die Ruthe noch unzähliger Orten ihm anschlagen.

Jeder ist es sich bewußt, wie man sich in Deutschland in neuester Zeit vielfach und vielseitig bemüht hat, sich in Allem fester aneinander zu knüpfen durch Bund und Band, Gesellschaften und Vereine, Gilden und Innungen. So fanden auch wir die Lust und Neigung in uns, nachdem wir uns vielfältig mit Gleichgesinnten besprochen, diesen Kreis noch weiter auszudehnen, und uns mit dem Vaterlande öffentlich in geistige Berührung zu setzen. Daher wagen wir, von Neujahr 1818 an, ein Zeitblatt

„Wünschelruthe"

erscheinen zu lassen, das sich selbst durch den Inhalt rechtfertigen mag, nachdem wir das Unsrige gethan, und uns mit vielen geistig geachteten Männern dazu in Verbündniß gestellt haben.

Die freien Künste sind der Kreis, in dem unser Blatt — dem wir gerne festeren und bleibenderen Gehalt geben möchten, als den eines schnell vergänglichen Flugblattes — sich bewegen will, und was aus wahrhaft freiem und guten Geiste entstanden, wünschen wir darin zu bringen. Auf welche Weise, werden die dieser Anzeige beigefügten Probeblätter, wenigstens zum Theile, andeuten, und wie wir uns dazu zu rüsten gesucht, die Namen unserer geehrten Mitarbeiter bezeugen, von

denen wir hier aus Vielen nur: Beneke, Bouterwek, F. W. Carove, Dom. Fiorillo, Brüder Grimm in Cassel, L. A. Grimm in Weinheim, Heeren, Krug von Nidda, von Lehr, Graf von Loeben, A. Schreiber, Wilh. von Schütz, G. Schwab, F. G. Welker, Wetzel anführen wollen.

Jeder im Vaterlande von gleicher Gesinnung und Lust ist von uns freundlichst zur Verbündung und Mitarbeit aufgerufen, und so möge denn unser Blatt, unbeschadet der großen Zahl seiner Geschwister, noch Liebe und Theilnahme für sich übrig und zu vergeben finden.

Göttingen im September 1817.

Die Herausgeber der Wünschelruthe.

Die Wünschelruthe erscheint in unserem Verlage, und ist von Neujahr 1818 an im Königreiche Hannover durch die königlichen Postämter, außer demselben durch alle gute Buchhandlungen zu erhalten.

Wöchentlich kommen 2 Blätter heraus, welche wöchentlich oder monatlich geliefert werden können. Die Probeblätter Nro. 1 bis 3 sind in jeder Buchhandlung einzusehen, doch bitten wir, zu bemerken, daß das Papier besser seyn wird, als wie es zu den Probeblättern genommen werden konnte. Der Preis eines halben Jahrgangs, welcher nicht getrennt wird, ist gegen baare Zahlung 2 Rthlr. 4 ggr. Conv. Münze.

Diejenigen, welche dieß Zeitblatt mit Beyträgen beehren wollen, werden gebeten, diese durch Beyschlüsse von Buchhändlern an uns gelangen zu lassen, damit ihnen, oder den Herren Herausgebern keine Kosten dadurch verursacht werden.

Göttingen im September 1817.

Vandenhoeck & Ruprechtsche Buchhandlung.

Gedruckt in Jacob Grimms Nachlass

s Vielen nur: Beneke, Bouterwek, F. W. Carove,
, Brüder Grimm in Cassel, L. A. Grimm in Weinheim,
von Nidda, von Lehr, Graf von Loeben, A. Schrei-
n Schütz, G. Schwab, F. G. Welker, Wetzel anfüh-

terlande von gleicher Gesinnung und Lust ist von uns freundlichst
id Mitarbeit aufgerufen, und so möge denn unser Blatt, unbe-
Zahl seiner Geschwister, noch Liebe und Theilnahme für sich übrig
iden.

im September 1817.

Die Herausgeber der Wünschelruthe.

helruthe erscheint in unserem Verlage, und ist von Neujahr
greiche Hannover durch die königlichen Postämter, außer demselben
chhandlungen zu erhalten.

ommen 2 Blätter heraus, welche wöchentlich oder monatlich gelie-
. Die Probeblätter Nro. 1 bis 3 sind in jeder Buchhandlung
tten wir, zu bemerken, daß das Papier besser seyn wird, als wie
ättern genommen werden konnte. Der Preis eines halben Jahr-
ht getrennt wird, ist gegen baare Zahlung 2 Rthlr. 4 ggr. Conv.

welche dieß Zeitblatt mit Beyträgen beehren wollen, werden gebeten,
üsse von Buchhändlern an uns gelangen zu lassen, damit ihnen, oder
sgebern keine Kosten dadurch verursacht werden.

im September 1817.

Vandenhoeck & Ruprechtsche Buchhandlung.

wenn der Verleger ankündigt, daß mit Neujahr 1818 ein „neues, die freien Künste und alles Bedeutsamere im Leben umfassendes Zeitblatt" erscheine (Intell.-Bl. 1 zu Nr. 11 vom 13. Jan. 1818 des Morgenblattes).

In ihrer Eigenschaft als Organ einer literarischen Gesellschaft erinnert die Wünschelruthe einigermaßen an die Einsiedlerzeitung, nur daß sie sich zu ihrem Vorteil auf eine größere Vereinigung und deren Freunde stützen konnte. Daraus erklärt es sich, daß das Unternehmen von vornherein finanziell gesicherter war, auch brauchte man der Mitarbeiter wegen nicht in Sorge zu sein. Außerdem war es auch nicht nötig, Männer als Herausgeber zu suchen, deren Namen allein schon eine große Zugkraft auf das Publikum ausübten. Daß man das auch nicht getan hat, läßt sich daraus erkennen, daß man die Redaktion den beiden Mitgliedern H. Straube und Dr. J. P. von Hornthal übertragen hat. Außer ihnen war noch ein Dritter, Ungenannter, lebhaft an der Herausgabe beteiligt, nämlich der jugendliche Göttinger Student Christiani aus Kopenhagen, der auch selbst zwei ganz anmutige Gedichte, „Liebeslied" und „Licht und Leben", beigesteuert hat.

Außer diesen drei Männern lieferten eine ganze Menge genannter und nichtgenannter Dichter und Schriftsteller Beiträge. Unter ihnen war auch das bedeutendste Mitglied der „Poetischen Schustergilde", der Freiherr August von Haxthausen. Neben ihm finden wir fast alle literarischen Größen jener Zeit, so die Brüder Grimm, Achim von Arnim, Clemens Brentano, Ernst Moritz Arndt und andre. Schon lange vor dem Erscheinen des Blattes konnte im September in der Ankündigung eine große Zahl der Mitarbeiter aufgeführt werden. Dort hieß es, man wolle aus vielen nur nennen: Beneke, Bouterwek, F. W. Carove, Dom. Fiorillo, Brüder Grimm in Cassel, L. A. Grimm in Weinheim, Heeren, Krug von Nidda, von Lehr, Graf von Loeben, A. Schreiber, Wilhelm von Schütz, G. Schwab, F. G. Welker und Wetzel. Die zweite Anzeige im Intelligenzblatt zum Morgenblatt vom 13. Januar 1818 zeigte dann einen ganz achtenswerten Zuwachs, außer den schon genannten noch die Namen: Arnim, Brentano, Fouqué, Hensel, Franz Horn und Ludwig Jahn.

Ein Blick auf diese Liste der Mitarbeiter kennzeichnet die Wünschel-

ruthe bereits als romantische Zeitschrift, und Namen wie Achim von Arnim, Brentano und Grimm weisen besonders auf die Einsiedlerzeitung hin, als deren allerdings verblaßtes Abbild sie erscheint. Dieser jungromantische Charakter zeigt sich vor allem auch an den Beiträgen, die sich trotz aller Mannigfaltigkeit unter die bekannten Schlagwörter „altdeutsch" und „volkstümlich" zusammenfassen lassen.

Wenn nun zunächst von den Beiträgen über altdeutsche Kunst oder besser Poesie geredet werden soll, so mag vorher noch darauf hingewiesen werden, daß sie sich von den entsprechenden Aufsätzen in den frühromantischen Zeitschriften in einem wesentlichen Punkte unterscheiden. Dort handelte es sich vor allem um gelehrte Auseinandersetzungen etwa über das Nibelungenlied, dessen Alter, dessen Dichter usw. In der Wünschelruthe stehen die gelehrten Fragen durchaus im Hintergrund, man freut sich vielmehr an dem Sammeln der altdeutschen Literatur und bietet sie, mit kurzen Bemerkungen versehen, dem Leser dar. Zu diesen Beiträgen gehören in erster Linie die: „Losen Blätter zu der Sammlung von Minnesingern gehörig" von Benecke. Dieser Mann, dem es — wie Lachmann in seiner Vorrede zur zweiten Ausgabe des Iwein sagt — gelungen ist, durch seine „Beiträge zur Kenntnis der altdeutschen Sprache und Literatur" in der Zeit vor Grimms Grammatik zuerst ein ganz neues Verständnis für mittelhochdeutsche Poesie zu eröffnen, hat auch in der Wünschelruthe das Wort ergriffen, um hier kurz auseinander zu setzen, wie sich die Zeitverhältnisse in der Literatur widerspiegeln und wie vor allem die Helden vergangener Tage einen weitgehenden Einfluß auf die Dichtung ihrer Zeit ausübten. Er weiß das an mittelhochdeutsch zitierten Gedichten über Karl den Großen trefflich nachzuweisen. Im Anhang (auf Seite 217) führt Benecke eine weitere Anzahl mittelhochdeutscher Gedichte an und zeigt dabei ein sicheres Empfinden für alle die kleinen Flecken, die durch das viele Abschreiben den zarten Blüten altdeutscher Lyrik anhaften, er versucht ferner den kunstvollen Strophenbau durch Ausrücken der entsprechenden Zeilen auch schon dem Auge und damit dem Verständnis deutlicher zu machen. Auch Proben aus Walther von der Vogelweide, allerdings nicht von Benecke, sind in der Wünschelruthe vertreten. Drei Sprüche sind es, die von

Philipp von Schwaben reden und die mit der Bemerkung versehen sind: „Das ist, was man jetzt Sonett nennt."

Auch über altdeutsche Kunst finden wir einen außerordentlich umfangreichen Artikel, der sich durch fünfzehn Nummern hindurchzieht. In bezug auf die Wahl des Stoffes steht er im Gegensatz zu frühromantischen Ausführungen über bildende Kunst. In der Europa z. B. und schon im Athenäum haben wir von Gemäldebesprechungen gelesen, aber da handelte es sich meist um die Lobpreisung von Bildern der italienischen Renaissance. Kam man dann doch auf die germanische Kunst zu sprechen, so zeigte sich für diese nicht das rechte Verständnis. Etwas anders verhält es sich im „Deutschen Museum", aber auch da zeigt sich noch lange nicht jene Begeisterung für die altdeutsche Kunst wie in der Wünschelruthe. Jene ausgedehnte Abhandlung beschränkt sich fast ausschließlich auf die Kunst der rheinischen Malerschulen. Diese werden durchgesprochen und die bedeutendsten Kunstwerke eingehend betrachtet. Dabei wird auch dargelegt, wie ausländische Malerschulen auf die verschiedenen rheinischen eingewirkt haben. So wird bei der Besprechung der Wallrafschen Gemäldesammlung die älteste deutsche Kunst in ihrer Beeinflussung durch den byzantinischen Stil näher betrachtet. Literaturgeschichtlich interessant ist unter den Bildbesprechungen die des Kölner Dombildes. Dieses steht dem Verfasser des Artikels wie „ein Epos der bildenden Kunst" vor Augen, ihm kommt es vor, „als habe das ganze Volk es gemalt und all seine großen Erinnerungen aus einer heiligen Vorzeit hineingelegt. Es gleiche so ganz dem Nibelungenlied; denn Alter und Schöpfer der beiden Werke würden wohl ewig dunkel bleiben." Gerade dieser Artikel mag durch die Neuheit des Stoffes und die Art der Behandlung gewiß großen Eindruck in jener Zeit gemacht haben. Sogar ein Mann wie Heinrich Heine, der den Romantikern genug zugesetzt hat, muß von diesem Aufsatz gepackt worden sein, da er die Wünschelruthe rühmend „eine Zeitschrift für Erweckung altdeutscher Kunst" nannte (vgl. Deutsche Rundschau, Bd. 107, S. 267). Ja es ist sogar die Vermutung ausgesprochen worden, daß die Schilderung des Dombildes mit Einfluß gehabt habe auf Heines schönes Lied „Im Rhein, im schönen Strome", doch kam die Anregung dazu auch aus einem „Taschenbuch für Freunde alt-

deutscher Zeit und Kunst" vom Jahre 1816 stammen, das etwa dieselben Ziele verfolgte wie die Wünschelruthe. Heines Begeisterung für dieses Zeitblatt hat sich übrigens auch noch in andrer Weise geäußert, nämlich in dem Sonett „an Heinrich Straube", das wir jetzt in seinem „Buch der Lieder" finden.

Eine Übergangsstellung von den Beiträgen über das Altdeutsche zu denen über das Volkstümliche nimmt der Artikel: „Über die altdeutschen Volks- und Meisterlieder" ein. Der Verfasser spricht ausführlich von dem Charakter des Volksliedes und besonders von dessen Entstehung. Er meint, das Volkslied sei durchaus epischer Natur und mit dem Volke und seiner Geschichte entstanden. Es verändere sich im Laufe der Jahre und passe sich den einzelnen Zeiten an, es habe gewiß eine Zeit gegeben, „wo noch die Nibelungen, die Sagen, Märchen und Lieder des deutschen Volkes einander ergänzten und ineinander übergingen, und durchdrungen von einer Naturreligion den ganzen Kreis des sich selbst bewußten menschlichen Gemüts erfüllen". Dieser ursprüngliche Zustand sei aber zerstört worden, und zwar durch den Einfluß der lateinischen, der romanischen Bildung. Daher sei es auch gekommen, daß man im Mittelalter nie auf die alten deutschen Stoffe zurückgegriffen habe, wie etwa auf die Nibelungen, sondern sich meist den französischen Sagen, so vor allem der des Königs Artus, zugewendet habe. Im Schluß des Artikels finden wir, dem Charakter der Zeitschrift entsprechend, Volkslieder angeführt und kurze Besprechungen daran angeknüpft.

Mit diesem Artikel sind wir zu den Beiträgen gelangt, die das Volkstümliche zum Gegenstand ihrer Besprechung machen, oder besser selbst Proben dieser Literatur bieten. Solche Sammlungen gibt es eine große Menge in der Wünschelruthe, und es wäre unmöglich, sie hier alle anzuführen. Von dem zuletzt besprochenen Artikel herkommend, richtet sich unser Blick naturgemäß zunächst auf die Volkslieder. Diese fehlen in fast keiner Nummer und sind aus allen Teilen des deutschen Vaterlandes und darüber hinaus gesammelt, so aus dem „Norddeutschen", aus dem „Hessischen", aus dem „Schottischen", aus dem „Niederländischen" und aus dem „Paderbornschen", ja Ernst Moritz Arndt hat gleich einen ganzen Zyklus von Volksliedern von der Insel Rügen geliefert. Gleich in der Nummer vom 4. Januar stehen einige recht be-

W ů n

H. S

Wünschelruthe.

Herausgegeben

von

H. Straube und Dr. J. P. v. Hornthal.

Jan. bis Jun. 1818

und Zugabe Nro 1 — 4

Die kürzeste Thorheit ist die beste [illegible]

Göttingen,
bei Vandenhoeck und Ruprecht

achtenswerte Volkslieder, die einer Anmerkung zufolge einer alsbald erſcheinenden Sammlung von Volksliedern mit Melodien von Aug. v. Haxthauſen entnommen ſind. Dieſen Liedern ſtehen eine Menge gereimter Rätſel zur Seite, die gewiß durch ihre gefällige Form und durch den nie verſiegenden Humor allen Leſern eine willkommene Beilage geweſen ſind. Dem volkstümlichen Zug nach Humor iſt noch auf andre Weiſe Rechnung getragen, ſo werden oft kleine Geſchichten aus dem Leben erzählt, die des Humors nicht entbehrten, außerdem iſt manchen Blättern eine Spalte eingefügt, „Schulfrüchte“ überſchrieben, die man heutzutage etwa Katheder-blüten nennen würde.

In dem Streben nach Volkstümlichem ging man ſogar ſo weit, den Dialekt zu benutzen. So teilt Dr. C. J. B. Iken einen „Niederſächſiſchen Volksſpruch“ aus der Gegend von Bremen mit. Beſonders benutzte man aber die Leitſätze der einzelnen Nummern dazu, dem Volk in ſeiner Sprache Wahrheiten ans Herz zu legen. Es ſeien zum beſſeren Verſtändnis hier einige angeführt. „Dat Blot krüppet wo et nich lopen kann.“ „Vogels von einerlei Feddern fleiget gern tohope.“ „Gott ſtüert de Böme dat ſe nich in den Himmel waſſet.“ Neben ſolchen Sprüchen alter Volksweisheit finden ſich natürlich auch alte Märchen und Sagen des Volkes. Auch die Brüder Grimm haben einige mitgeteilt, ſo „Von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen“ und „Eine arme Spinnerin baut dem Herrn das Haus“. Außer dieſen können noch drei andre Märchen angeführt werden, nämlich „Das Märchen vom Ritter und vom Vogel“ von W. v. Schrödter, „Das Märchen vom Ring und dem Schatten“ von Carove und „Das Märchen vom Schneider, der in den Himmel kam“, das ſich in etwas andrer Faſſung in Grimms Kinder- und Hausmärchen findet. Auch örtliche Sagen wurden mitgeteilt, ſo zwei aus Lübeck „Der erwürgte Bürge“ und „Des Malers Verſuchung“, außerdem auch ein Stück eines dramatiſchen Märchens „Fortunatus und ſeine Söhne“ von Thomas Dekker.

Daß ſich zu den Märchen und Sagen bald auch ſolche Erzählungen geſellten, die geeignet waren, dem Leſer einen Einblick in das Volksleben zu geſtatten, iſt ſelbſtverſtändlich. So teilt Aug. Wernicke eine Geſchichte von „Hans Wohlgemut“ mit, zu der er ausdrücklich bemerkt: „Eine Erzählung aus dem Munde des

Volkes." Ja man scheute sich sogar nicht, dem verbildeten Geschmack gewisser Volksschichten Rechnung zu tragen, und bot Geschichten wie „Der Alchimist", die an Überschwenglichkeit der Phantasie bereits auf die Erzählungen hinweisen, die wenige Jahre später die Journale füllen.

Zu der Gruppe der Erzählungen, und zwar der guten, gehört auch eine, die später in der Literatur als Quelle zu einer ziemlich allgemein bekannt gewordenen Novelle gedient hat, es ist „Die Geschichte eines Algierer Sklaven", die A. Freiherr v. Haxthausen mitgeteilt hat, und die bezeichnende Anmerkung trägt: „Die hier niedergeschriebene Geschichte ist wörtlich wahr; viele hundert Leute in der Gegend, wo der Unglückliche lebte, können das bezeugen." Annette v. Droste-Hülshoff hat diesen Stoff, der ihr aus ihrer Jugendzeit bekannt war, zu der bekannten Novelle „Die Judenbuche" benutzt, die einzelnen Erinnerungsbilder indessen mit bewundernswerter dichterischer Schaffenskraft umgestaltet (vgl. Deutsche Rundschau 26, S. 441 f.).

In der Ankündigung der Wünschelruthe war ganz allgemein gesagt worden, daß das Blatt sich der Poesie und Kunst widmen solle, und in bezug hierauf bot schon die Liste der Mitarbeiter manchen verheißungsvollen Namen. Die Gedichte, die der Herausgeber Christiani geliefert hat, sind schon genannt. Auch von Hornthal sind einige ganz schlicht empfundene Lieder abgedruckt, ein Wanderlied: „Ich bin ein junger Wandersmann" und ein andres Lied: „Wenn ich so einsam in der Kammer sitze." Von Arnim sind die beiden Gedichte „Zur Weihnachtszeit" und „Die heiligen Zeichen". Auch zwei der schwäbischen Dichter, Justinus Kerner und Gustav Schwab, haben Beiträge geliefert. Von Gustav Schwab finden wir das Gedicht „Erguß im Liede", in dem er sehr innig die Schmerzen schildert, die ein von seiner Geliebten Verlassener empfindet. Auch Wilhelm Müller hat einige seiner Wanderlieder zur Veröffentlichung dargeboten. Es sind das zwar nicht diejenigen, die uns durch die Vertonung unsrer bedeutendsten Komponisten am meisten bekannt sind, aber auch sie zeigen die Frische, die allen seinen Wanderliedern eigen ist; sie heißen: „Froher Auszug", „Auf der Landstraße", „Das Türmchen in der Ferne". Die mit dem Pseudonym Sigurt Albrok unterzeichneten Gedichte:

„Das Auge“ und „Der Liebesgruß“ sind von Werner v. Haxthausen, der schon mehrfach genannt worden ist. Aus der großen Menge der übrigen Gedichte mag in erster Linie das rührende „Fieberliedlein“ von Martin Opitz genannt werden, dann Schreibers „Friedrich Barbarossa und Konradin“, sowie das Gedicht von Lehr „Wo keine Bibel ist im Haus, da sieht es öd und traurig aus“, zwei Gedichte, die auch heute noch bekannt sind.

Einer Zeitschrift „für Kunst und Poesie“ entsprach es ferner, wenn die Wünschelruthe in ihren einzelnen Nummern eine Rubrik, „Leben, Literatur und Kunst“ überschrieben, führte. Dort wurden die Tagesneuigkeiten besprochen, die sich einigermaßen mit den Zielen des Blattes in Einklang bringen ließen, so findet man Berichte über Ausstellungen und Ausgrabungen, Ankündigungen von literarischen Neuerscheinungen und vor allem Buchbesprechungen. Hier mag nur einiges angeführt werden und zwar zuerst eine Kritik Wilhelm Grimms (vgl. Kleinere Schriften 1881, S. 569 f.) über ein Buch: „Die Predigten des Mathesius über Luther“ (verkürzter Titel), das mit einer Vorrede versehen von Achim v. Arnim herausgegeben worden war.

Auch auf Uhland kommt gelegentlich einer Kritik des Dramas „Ernst, Herzog von Schwaben“ die Rede. Der Referent findet neben sehr schönen Stellen auch solche, denen die Vollendung fehle, die seine Gedichte zeigten; und der Satz „Das Buch wird ihm wohl nicht schaden“ ist auch nicht mißzuverstehen. Sehr gelobt wird im Gegensatz hierzu Tiecks „Deutsches Theater“. Unumwunden wird der Freude darüber Ausdruck gegeben, daß der „treffliche Dichter“ sich nun auch einmal den Schauspielen seines Vaterlandes zugewendet habe, nachdem er für andre Länder in dieser Beziehung schon viel geleistet. Ganz ausführlich wird der erste Teil von Arnims „Kronenwächtern“ besprochen. Es wird hier vor allem gelobt, daß der Verfasser den Geist jener Zeit, in der der Roman spiele, mit so „hervorragender Selbstentäußerung“ geschildert habe. Ja, der Rezensent glaubt, tiefblickend genug zu sein, um den Einfluß der Arnimschen Goethestudien und zwar besonders das Studium der „Wahlverwandtschaften“ in den „Kronenwächtern“ zu erkennen.

Bei all diesen Ausführungen merkt man nur zu deutlich, daß die Zeiten der ästhetischen Kritik für die Kreise der Romantiker vorbei

sind. Meist begnügen sie sich mit einfachen Anzeigen, und versucht wirklich einmal einer eine eingehende Rezension, so mißglückt die meistens vollkommen und tritt in allzuschroffen Gegensatz zu den Schlegelschen Kritiken. Der gleiche Niedergang zeigt sich auf dem Gebiete der poetischen Übersetzungen. Auch diese sind bereits von den Leistungen eines A. W. Schlegels weit abgerückt. Deutlich zeigt sich das z. B. in den Übertragungen englischer Dichtungen, so in dem Bruchstück aus: „Much ado about nothing" und einzelnen kleineren Gedichten von A. Heinrich Zwicker, weil hier der Vergleich mit der Frühromantik zu nahe liegt. Auch die Übertragungen aus den Literaturen südlicher Länder sind von ähnlichem Wert. F. W. Carove hat eine Reihe „Romanzen aus dem Altspanischen" geboten und sie „in strenger Übersetzung, dem verehrten Herausgeber der ‚Silva de romances viejos', meinem Freunde Jakob Grimm gewidmet". In den Schlußheften der Wünschelruthe treffen wir ziemlich umfangreiche Übersetzungsproben aus Torquato Tassos „Befreitem Jerusalem". Die Verdeutschung stammt von dem gelehrten A. L. Follenius, der unter Verfolgungen demagogischer Umtriebe viel zu leiden gehabt hat und schließlich in der Schweiz als Professor der deutschen Sprache und Literatur ein Unterkommen fand.

Bedeutend interessanter ist eine Gruppe Übersetzungen, die zum ersten Male neugriechische Volksdichtungen zu Gehör bringt. Der Wert dieser Verdeutschungen ist außerordentlich groß. Das Lied „Abendeinsamkeit" z. B. zeigt eine Tiefe, wie selten eine Übersetzung. Ganz ergreifend und innig aber sind die Klagegesänge verstorbener Kinder, die sich in manchem mit Novalis' Hymnen an die Nacht berühren und von denen der Herausgeber sagt: „Sie sind von so wunderbarer Tiefe, daß wir ihnen nichts Ähnliches zur Seite zu setzen wüßten." Besondres Verständnis für diese Poesien wird dem Leser aufgehen, der die alten griechischen Begräbnissitten kennt. Wenn man nämlich die Toten hinaus ans Grab getragen hatte, traten die Leidtragenden nacheinander hervor und küßten den Verblichenen. Dann bildete man einen Kreis um die Bahre, aus dem dann alte Frauen hervortraten und einen Klagegesang anstimmten, in dem sie gleichsam in Vertretung des Toten Abschied von der Welt nahmen. Da diese Gesänge wahrscheinlich noch der heidnischen Zeit entstammen, so fehlt in ihnen die Hoffnung auf

ein ewiges Jenſeits, und das gibt dieſen Klagen etwas ſo unſagbar Wehmutvolles; „weil wir ſo uns trennen werden und uns nimmermehr begegnen.“ Erwähnt ſeien noch zwei Gedichte andrer Art, die auch Lord Byron überſetzt hat, nämlich ein „Romaiſches Liebeslied“ und eine „Elegie aus dem Romaiſchen“, beide hier von C. J. Iken überſetzt. Das letztere iſt ein Liebesgeſang, den die jungen Mädchen aller Stände in Athen einer alten Volksſitte gemäß in ſanftklagender Weiſe als Rundgeſang vortragen. Daß unter den Überſetzungen in der Wünſchelruthe auch einige von Gedichten altklaſſiſcher Dichter vertreten waren, ſoll hier nur erwähnt werden.

Unter den kunſttheoretiſchen Artikeln ſind nur wenige von Bedeutung, und auch dieſe tragen die Zeichen des Verfalls an ſich. Der Aufſatz über „Die Sagen vom mythiſchen Virgil“ iſt nur ein Bruchſtück aus Val. Schmidts „Beiträgen zur romantiſchen Poeſie“. Beachtenswerter iſt ſchon J. Kreuſers Aufſatz „Über die Einführung des Chores auf unſrer Bühne“. Der Verfaſſer ſieht in dem Chore ein typiſches Element der antiken Tragödie, das rein aus der griechiſchen Volksſeele herausgeboren ſei und daher nicht ohne weiteres in die Dramen andrer Völker und Zeiten übernommen werden könne. In einem zweiten Artikel über dieſen Stoff wird erläuternd ausgeführt: In der alten Tragödie ſtand der Chor wie ein Vermittler, wie ein Prieſter, zwiſchen dem Prinzip der Kunſt, alſo der Gottheit, und dem Volke. Das neuere Schauſpiel unterſcheidet ſich von dem alten aber ſchon dadurch, daß es nicht nur jenes einſeitige Verhältnis des Menſchen zu Gott darſtellen will, ſondern es ſucht das Leben von allen Seiten, in allen ſeinen Beziehungen zugleich aufzufaſſen, über denen allen dann Gott ſteht. Aber auch unſer Schauſpiel geht über das Leben hinaus, indem es zwar auch den Gegenſatz zwiſchen Gut und Böſe, Hoch und Niedrig, Tragiſch und Komiſch uſw. behandelt, aber ſo, daß die höhere Welt nicht wie in der Wirklichkeit mit der niederen verbunden erſcheint, ſondern von ihr frei und ſcharf getrennt wird. Zu dieſer Welt wird der Menſch durch die Dichtung hinaufgezogen, und dadurch wird ſie ihm zu einer wirklichen Welt. Trotzdem kann der Menſch die Ideen nicht faſſen, wenn er ſie nicht mit der Erſcheinung vergleicht. „Soll nun, von dieſem doppelten Leben bedingt und wieder erklärend, doch von ihm geſchieden, ein drittes ihm entgegengeſtellt

werden, ſo muß von jenem, als einer zweiten Natur wieder die Idee aufgeſucht werden. Und ſo würde der Chor bei uns Darſtellung des Ideals für eine ideale Welt, die Poeſie der Poeſie; und wie ein zuſammenhängendes Traumleben neben den Handlungen des Tages, ginge er neben dem Schauſpiele her, in ſteter Beziehung ſeiner Erſcheinungen untereinander und zu denen des Schauſpiels, dieſe aber nicht unmittelbar, ſondern ſymboliſch, in der Sprache des Traumes andeutend." Dies iſt der Gedankengang dieſes zweiten Artikels, im letzten Stück ſogar wörtlich angeführt, damit man ſich auch durch ein Zitat von den ſchwierigen Spekulationen und vor allem von der vielleicht dadurch bedingten, an ſich ſchon zwiſchen Himmel und Erde ſchwebenden Sprache einen Begriff machen kann.

Eine bedeutend leichtere Lektüre waren die „Briefe über das neue Theater", wenngleich ſie beim Publikum auch nicht viel mehr Verſtändnis gefunden haben, und zwar deswegen, weil ſie den Leſer durch die Miſchung von Scherz und Ernſt und vor allem durch eine Menge unverſtändlicher Anſpielungen zu keinem rechten Standpunkt gelangen ließen. Die Briefe mußten daher vorzeitig abgebrochen werden. Für uns ſind ſie dadurch intereſſant geworden, daß als Verfaſſer derſelben Achim v. Arnim und Clemens Brentano ermittelt worden ſind und wir nun die „Satire auf Frivolität und Verſtändnisloſigkeit des Theaterdirektors und des Publikums" (vgl. Bibl. Repertorium, Sp. 337) ganz anders verſtehen können. Den Anlaß zu dem Artikel gab Arnim, der ſich in ſeiner Eigenſchaft als dramatiſcher Dichter ſchwer gekränkt fühlte und daher mit einigen Gleichgeſinnten in offenen Briefen die beſtehenden Theaterverhältniſſe verſpotten wollte. Schließlich fand er aber nur Brentano. An dieſen ſchrieb er am 28. Januar 1816: „Um unſerm theatraliſchen Briefwechſel näher zu rücken, ſo müſſen die Charaktere erſt feſtgeſetzt werden, aus denen wir ſchreiben. Ich übernehme einen ſehr beſchäftigten Theaterdirektor, der nichts als Schwierigkeiten, Verſtöße etc. ahndet. Du mußt einen vorwitzigen Poeten darſtellen, der Gott und die Welt und alles, was ihm außerdem durch den Kopf geht, auf die Bühne bringen will und im Zorn, wenn das nicht geht, über alles andre herfällt. Dabei muß von beiden Seiten keine Grobheit geſchont bleiben, doch immer ſo, daß man

sieht, wenn die Kerls sich in Briefen recht gezankt haben, so besaufen sie sich am Abend um so derber. Zur Unterhaltung kann eine Liebschaft mit der ersten Schauspielerin eingeflochten sein, bei der beide nichts ausrichten, weil ein dicker, reicher Jude bei ihr Hahn im Korbe ist. Die Abenteuer finden sich von selbst."

Als die Briefe nach dem vorgefaßten Plan schon ein gut Stück gediehen waren, schickte sie Arnim an die Herausgeber der Wünschelruthe und fügt erläuternd bei (Literarische Mitteilungen. Festschrift zum zehnjährigen Bestehen der Literaturarchiv-Gesellschaft in Berlin, S. 77): „Sie erhalten hier für Ihr Blatt den Anfang einer von mir entworfenen Theaterkorrespondenz, zu welcher viele berufen waren, aber bis jetzt nur einer, nämlich Clemens Brentano, tätig wurde, sie sollte die Hindernisse und Hoffnungen der Schauspielkunst in einer Art Historie entwickeln. Ich selbst übernehme als advocatus diaboli die bequemste Rolle, nämlich die eines modernen Theaterdirektors, fand aber bei der Ausführung, daß sich wirklich mehr für die armen Leute sagen ließ, als mancher meint. Brentanos Brief des Poeten ist an einer Stelle vom poetischen Feuer etwas verbrannt, die Worte lassen sich ohne Mühe erraten und ergänzen. Wir bitten, diese Briefe ohne Namen mitzuteilen, wir wollen uns erst am Schluß nennen."

Nach diesen Vorbemerkungen braucht auf die Briefe selbst nicht eingegangen zu werden, sie richten sich ganz streng nach den angeführten Verabredungen. Gesagt werden mag nur, daß man auch hier, wie schon in der Einsiedlerzeitung, die geringe Befähigung der jüngeren Romantik zur Kritik erkennt. Ihre Satire wird nur zu leicht zur kraftlosen Tändelei, in deren Rahmen sich dann pathetische Zornesausbrüche über die Verachtung eines Calderon oder Shakespeare um so wunderlicher erweisen.

Noch an einer andern Stelle hat die sonst so friedliche Wünschelruthe polemische Töne angeschlagen, und zwar ist sie dabei nach dem Vorbild des „Literarischen Reichsanzeigers" im Athenäum verfahren. Es handelt sich um den Theaterdichter Kotzebue. In einer Anzeige wird dem Publikum (S. 52) mitgeteilt, daß Kotzebue von dem Kaiser von China zum Fahnenjunker der gesunden Vernunft angestellt worden sei, an welche Mitteilung nun eine Menge bissiger Bemerkungen über den Vielgeschmähten angeknüpft wird. Erich

Schmidt vermutet (Seufferts Vierteljahrsschrift Nr. 2, S. 476), daß Brentano der Urheber dieser Bosheit sei.

Rechnen wir diese beiden zuletzt besprochenen Beiträge ab, so zeigt die Wünschelruthe einen äußerst friedliebenden Charakter, und das mag seinen Grund besonders darin gehabt haben, daß es möglichst viele Leser zu gewinnen galt. Dem gleichen Streben mögen wohl auch alle Zugeständnisse an den niederen Instinkt der ungebildeten Lesewelt entstammen, die sich in der Wünschelruthe schon ziemlich häufig finden. Hierhin sind zunächst die Menge der Rätsel zu rechnen, die vorhin als ein Zeichen volkstümlichen Geistes aufgefaßt worden sind, die aber, und manche besonders, deutlich auch den hier genannten Zwecken dienen. Auch der Humor der Schulfrüchte dürfte zum großen Teil hierher zu rechnen sein. Ganz auffällig aber ward den Wünschen gewisser Leser Rechnung getragen, indem man besondre Spalten öffnete und unter der Überschrift „Seltsame Fügungen des Geschickes" eine Menge grausiger Geschichten zu erzählen wußte, die eben nur geeignet waren, weichherzige Leser zu Tränen und Stoßgebeten zu rühren oder bei andern niedere Triebe zu kitzeln.

Durch eine solche Praxis setzte man sich naturgemäß in Gegensatz zu den literarisch Gebildeten, die die Wünschelruthe ursprünglich gegründet hatten. Da man aber trotz aller Bemühung um Popularität in der Hauptsache auf diese Abnehmer angewiesen war, so mußte die Zeitschrift mit der Entfremdung dieser Leser eingehen. Daß das Journal in der Tat kaum über die Mauern Göttingens hinaus verbreitet gewesen ist, ist schon daraus zu erkennen, daß sich in fast keiner größeren Zeitschrift eine Rezension derselben findet. Nur die „Zeitung für die elegante Welt" widmet dem Göttinger Zeitblatt nach einer kurzen Anzeige (im Intell.-Blatt Nr. 2 zu Nr. 30 vom 10. Februar 1818) eine etwas eingehendere Besprechung (Nr. 76 vom 18. April 1818 unter Korrespondenz aus Göttingen), die aber schon mehr ein Todesurteil desselben, wenn nicht gar die Vollstreckung desselben war. Dort wird berichtet, daß Göttingen jetzt ein neues Zeitblatt habe, und — so fährt die Rezension wörtlich fort — „wie man gewiß weiß, jetzt schon die längste Zeit gehabt habe. Einige unsrer jungen Leute redigieren nämlich eine Zeitung, die sie die Wünschelruthe nennen. Sie sagten

in der etwas pomphaften Ankündigung, ihr Blatt möge eine Wünſchelruthe werden, die überall die befreundeten Herzen aufſuchen ſolle, doch ſcheint ſie nicht viel gefunden zu haben, und das alte Wort, ſuchet, ſo werdet ihr finden, möchte auch künftig hier eine Ausnahme leiden. Die Herausgeber ſind die entſchiedenſten Anhänger der neuen nebelhaften Myſtik, und da ihre Erzeugniſſe das Meiſte ihrer Blätter füllen, ſo können ſie ſich erklären, wie ſelbſt im Orte dies Zeitblatt in einen gewiſſen Mißkredit gekommen iſt". Dieſe Kritik iſt anonym erſchienen und zeugt von Parteilichkeit. Wenn der Verfaſſer von „einigen unſrer jungen Leute" redet, ſo erinnert das ſehr lebhaft an Steigenteſchs verwirrten Aufſatz: „Ein Wort über deutſche Literatur und Sprache", wo dieſer Arnim und Brentano verächtlich „unbärtige Knaben" nennt. Ein rein äußerlicher Grund für das Eingehen der Wünſchelruthe iſt in der Zeitſchrift ſelbſt genannt. Dort heißt es (29. Juni): „Die Schwierigkeiten, welche durch die Trennung der Herausgeber verurſacht werden, verhindern die weitere Fortſetzung der Wünſchelruthe, indem nur noch einige Blätter als Zugabe ſofort folgen werden."

Nach halbjährigem Beſtehen ging die Wünſchelruthe ein. Sie ſollte den ganzen Kreis der freien Künſte und des wiſſenſchaftlichen Strebens berühren und das Vaterländiſche und Deutſche würdigen und aufſuchen — ſo ſteht in der Anzeige, die man W. Grimm zuſandte (Juſt. Kerners Briefwechſel mit ſeinen Freunden, I, S. 213). Sie hat vor allem den altdeutſchen Beſtrebungen und der Hebung des Sinnes für das Volkstümliche, für das Deutſche alſo, gedient. Wenn ſie dabei auch das vorgeſteckte Ziel nicht vollkommen erreicht hat, ſo iſt ſie doch ein Bauſtein, wenn auch ein kleiner, an dem Gebäude unſrer nationalen Einheit geworden, wie manche heute längſt vergeſſene Erſcheinung jener Zeit, und in dieſem Sinne hat auch die Wünſchelruthe ihren Beruf nicht verfehlt.

Salina,

oder Unterhaltungen für die leſeluſtige Welt.

Von A. G. Eberhard, A. Lafontaine u. a.
1812. 1816.

Wenn wir in der Wünſchelruthe eine Zeitſchrift erkannt haben, die ihrer Tendenz, wenn auch nicht dem Inhalt nach, der Einſiedlerzeitung an die Seite zu ſtellen war, ſo bedeutet die Salina ſchon einen gewaltigen Niedergang. Zeichen des Verfalls, wie ſie allerdings auch in der Wünſchelruthe hier und da bemerkbar wurden, treten hier ſtark hervor. Das Ziel dieſes Journals iſt ein beredtes Zeugnis dafür. Man will „Unterhaltung für die leſeluſtige Welt" bieten und kapituliert damit vor der Geſchmackloſigkeit der breiten Maſſen. Während es den Redakteuren frühromantiſcher Zeitſchriften ſchmerzhaft geweſen war, wenn ſie dem Publikum, der Not gehorchend, kleine Zugeſtändniſſe machen mußten, ſo kann man das von den Herausgebern dieſer Zeitſchrift nicht ſagen. Es waren dem Titel nach A. G. Eberhard, Lafontaine und andre, in Wirklichkeit lag aber Eberhard das Geſchäft der Redaktion allein ob, und dieſer führte es nach ſeiner Art, bis es ihm nicht mehr gefiel. Aus ſeinem Briefwechſel mit Fouqué iſt zu erſehen, von welchen Rückſichten der Herausgeber bei der Gründung dieſer Zeitſchrift ausging und wie das Publikum jener Tage beſchaffen war. Fouqué ſchreibt an Eberhard (Heinr. v. Kleiſt, ſämtl. W. v. Zolling I, CXL): „Laſſen Sie, — dies würde mein Rat ſein — den unbekannten Kranken als Bruchſtück erſcheinen, welches vielleicht als eine Art von Rätſel dem großen Publikum nicht unbehaglich ſein dürfte." Die Redaktion ſcheute ſich alſo nicht, dem Publikum zuliebe zu ſolchen Mitteln zu greifen. Ja ſie tat das um ſo unbekümmerter, als ſie auf einem erhabenen Standpunkt zu ſtehen glaubte, von dem aus ſie auch gefahrlos einmal einen Griff in die Tiefe der Geſchmackloſigkeit tun könnte. Leider ſtand ſie aber in Wirklichkeit nicht an dieſem erhabenen Orte. Trotzdem ſchreibt Fouqué in vollem Bewußtſein ſeines vermeintlichen Wertes in demſelben Briefe: „Ich weiß nur zu gut, wie ſauber man vorzüglich zu Anfang eines literariſchen Unternehmens mit dem großen unpoetiſchen Publikum, welches zur

realen Existenz eines solchen Unternehmens so unentbehrlich ist, umgehen muß. Zudem, wer etwas Gutes und Tüchtiges will, soll die Leute nicht vor den Kopf stoßen, sondern sich wenigstens so lange ihrer Art und Weise fügen, bis sie sich einigermaßen dran gewöhnen, um die gleiche Gefälligkeit zu erzeigen."

Mit solchen Prinzipien gründete Eberhard sein Journal, und da er bei einer Unterbrechung von vier Jahren nie recht über ein gewisses Anfangsstadium hinauskam, so mußte er den Lesern immer zu Gefallen sein. Christian August Gottlob Eberhard war 1769 zu Belzig geboren. Er verlebte seine Kindheit in Halle und kehrte auch später in diese Stadt zurück, wo er 1812 bei Renger die Salina als Monatsschrift herausgab, die von dem Publikum, wie er selbst schreibt (Gesammelte Schr. v. A. G. Eberhard I, 160ff.), nicht unbeachtet blieb. Besonders die Zeitung für die elegante Welt beschäftigte sich wiederholt mit dem neuen Journal (Intell.-Bl., Nr. 23 v. 29. Okt. 1811, und Nr. 225 vom 23. Dez. 1811). Von andern Zeitschriften brachte nur das Morgenblatt eine Anzeige.

Trotz aller prinzipiellen Zugeständnisse an das Publikum enthielt die Salina doch eine ganze Reihe Artikel, die an frühromantische Zeit erinnerten. Zwar verstummte in dem Blatt die Stimme der Kritik ganz, nicht aber die der Satire oder Polemik. Interessant sind in dieser Beziehung besonders die Rechtfertigungen Kleists. Dieser war ebenfalls zur Mitarbeit aufgefordert worden (Ausg. Zolling I, CXL), machte aber noch vor dem Erscheinen der Zeitschrift seinem Leben ein Ende. Seine unselige Tat wurde naturgemäß von Freund und Feind lebhaft besprochen. So schreibt Fouqué am 19. Oktober 1811 (Zolling CXL ff.) in einem Briefe an Eberhard eine Art Nekrolog, in dem er mit aufrichtiger Freundschaft des Verblichenen gedenkt. Er schließt seinen Brief mit den Worten: „Bis hierher, mein geliebter Freund, habe ich für Ihre Zeitschrift geschrieben, und vergönne es Ihnen, daß alles Obige mit meiner Namensunterschrift abgedruckt werde." In andrer Weise äußerte sich das Morgenblatt. Dort hatte der Antiromantiker F. C. Weisser schändliche Schmähworte gegen Kleist geschrieben und behauptet, daß Kleist am Tage vor dem Tode seine Feigheit mit „Wein und Rum und Kaffee bekämpfen mußte", daß er erst

am Nachmittage seinen Entschluß ausgeführt habe. Seine Leidensgefährtin nannte er „seine geistige Buhlschwester" und dem Dichter machte er den Vorwurf, daß er „als Schriftsteller einen den Deutschen ewig heiligen Namen mit großer Unehre geführt" habe. Gegen diese Verleumdung und Verdrehung der Tatsachen tritt Eberhard mit dankenswerter Entschiedenheit auf und veröffentlicht seine beiden Artikel: „Appellation an die Ankläger und Richter Heinrichs von Kleist." Er selbst, sagt er, kenne nur Kleists „Käthchen von Heilbronn" und sei von diesem Drama ergriffen, aber es sei ihm dieser Dichter von den mannigfachsten Seiten gerühmt worden. Er verdiene darum nicht, wie ein Verächtlicher behandelt zu werden; wenn er auch am Ende eine strafbare Verirrung beging. Vor allem aber dürfe man schon deswegen den Stab nicht über ihm brechen, weil man ihn über seine Tat nicht verhören könne. Wenn aber Kleist auch durch eine nicht zu rechtfertigende Tat aus dem Leben geschieden sei, so sei es ganz unbegründet, ihn aus diesem Grunde auch als Dichter und Schriftsteller anzugreifen, „Sind denn nicht Menschen genug auf eine ähnliche Weise aus der Welt gegangen, die von unsrer sogenannten Schule und von allem romantisch-poetischen Mystizismus so wenig wußten, als wir alle von den poetischen Schulen im Mond oder im Uranus... Was kann die gesamte deutsche Nation für die Verkehrtheit eines Haufens von Schriftstellern, die sich gar nicht einmal rühmen kann, die Siegespartei in Deutschland zu sein?" Es ist klar, daß Eberhard in dem ersten Satze dieses Zitates sich mit der romantischen Schule eins fühlt und diese vor Angriffen verteidigt. Wen er aber mit dem Haufen von Schriftstellern meint, ist unklar, wahrscheinlich doch auch die Romantiker; denn mit diesen ist Kleist in letzter Zeit eng befreundet gewesen. Die Geringschätzung, die in dem Ausdruck liegt, kann man Eberhard ruhig verzeihen, muß man ihm doch Dank wissen, daß er so herzhaft für den beschimpften Kleist eingetreten ist. Auch die ferneren Angriffe erwiderte er in Nachträgen mit derselben Entschiedenheit.

Mehr in seinem Element zeigt sich Eberhard, wenn er satirische Artikel schreibt. Schon das erste Heft bringt einen solchen, von dem Fouqué sagt, daß er seine größte Lust daran gehabt habe. Es sind das die „Ideen für Bücherfabrikanten". Hier polemisiert

Eberhard unter dem Pseudonym Ernst Scherzer, gegen die Schreibseligkeit seiner Zeit und gegen die sinnlosen Gedanken, die in den Büchern in erstaunlicher Breite ausgeführt werden. Solchen Bücherfabrikanten gibt er weitere Titel an, so „die Kunst der Künste, oder deutliche und gründliche Anweisung, wie man über jeden Gegenstand aus jedem Gebiet menschlichen und übermenschlichen Wissens mit Dreistigkeit sprechen, schreiben und aburteilen kann, ohne etwas davon zu verstehen". Seinen Zeitgenossen zu Nutz und Frommen fügt Eberhard die Anmerkung hinzu: „Dieses Werk könne vielleicht überflüssig erscheinen, weil ohne dasselbe schon viel von dieser Art geleistet worden ist." Außerdem werden folgende Büchertitel empfohlen: „Magnus oder der Scharfrichter, wie er sein sollte. Nebst Ideen zu einer ästhetischen Veredlung der Galgen und Rabensteine", und „Not und Hülfsbüchlein für Selbstmörder, enthaltend eine Kritik aller möglichen Todesarten ..." Etwas mehr Humor in seiner Polemik zeigt Eberhard in dem Artikel: „Blick ins 39. Jahrhundert." Dort knüpft er, ebenfalls unter dem Pseudonym Ernst Scherzer, an Schlegels Satz vom Geschichtsschreiber als „rückwärts gekehrten Propheten" an, wünscht sich aber lieber einen Blick in die Zukunft. Der Wunsch wird gewährt, und es eröffnet sich ihm urplötzlich das 39. Jahrhundert. In launiger Weise schildert er, was ihm zu Gesicht kommt, und spottet vor allem über die Altertumsforscher, die sich durch jeden wertlosen Fund zu höchst phantastischen Vermutungen hinreißen ließen. Mehr heftig als humoristisch wird Eberhard in seiner „Rüge schriftstellerischer und buchhändlerischer Schamlosigkeit". Hier wendet er sich gegen die Buchhandlungen, die schlechte, ja schlüpfrige Literatur unbedenklich in ihren Verlag nehmen, wie das letzterschienene Werk „Napoleon Bonapartes geheime Liebschaften, von ihm selbst erzählt" zeige. Bei dieser Gelegenheit fällt auch ein hartes Wort gegen die Zensurbehörden, die solche Schamlosigkeiten ungehindert zum Druck zuließen, während oft ganz harmlos gemeinte freiheitliche Gedanken ohne weiteres verboten würden. Eberhard redete da aus eigener Erfahrung; denn ihm waren eines Aufsatzes wegen, der an und für sich ganz unbedenklich erscheinen mußte, große Schwierigkeiten bereitet worden. In dem Artikel „Über Einquartierung" hat er nämlich den Standpunkt vertreten, daß es ungerecht sei, bei Einquartierungen immer

nur die Hausbesitzer zu bedenken, während manche Mieter, die diese Last viel eher tragen könnten, stets frei ausgingen. In seinen Erlebnissen schildert Eberhard selbst, welche Unannehmlichkeiten ihm dieser Aufsatz gemacht habe. Er schreibt (Ges. Schr. I, 160 ff.): „Ich befand mich, als dieser Aufsatz erschien, eben in Leipzig. Ein Polizeidiener erschreckte noch abends zehn Uhr meine Frau durch die Frage nach mir; und es hatte einige Tage fast das Ansehen, als ob man mich, wie einen Volksaufwiegler, verurteilen und bestrafen wollte. Ein mir gänzlich unbekannter junger Mann, der in dem Bureau des damaligen Unterpräfekten Piantaz arbeitete, schickte mir, ohne alle Veranlassung von meiner Seite, durch einen dritten den Bericht zu, welchen Herr Piantaz ganz im knechtischen Sinne der damaligen Zeit über meinen Aufsatz an den Minister des Inneren in Kassel geschrieben hatte. Er sagte darin, daß ein Aufsatz dieser Art, in einer Zeit, wo stilles Dulden des Bürgers erste Pflicht sei, seine Aufmerksamkeit habe auf sich ziehen müssen usw. Das Resultat war endlich, daß mir durch die Polizeibehörde die Fortsetzung der Salina untersagt, nach einigen Wochen indessen aber wieder erlaubt wurde, doch mit der Verwarnung, mich ähnlicher Aufsätze ja in Zukunft zu enthalten. Dabei kam es mir in jener Zeit auch manchmal so vor, als ob Briefe, die ich von der Post erhielt, geöffnet gewesen wären." Angesichts dieser Tatsache ist es schon begreiflich, wenn sich die Redakteure der damaligen Zeitschriften in politischer Beziehung die strengste Reserve auferlegten.

Weniger gefahrvoll war für Eberhard die Kritik literarischer Zustände. Gegen die damals auftauchenden Schicksalstragödien schrieb er sein „Erdbeben, oder der Schulmeister und seine Frau. Skizze zu einer Schicksals- und Chorkomödie in zwei Aufzügen von Hilarius Reimbold". Zur Verständigung schickte er die Worte voraus: „Indem zu erwarten steht, daß die Idee des Schicksals und des Chores der Alten, sowie das Spiel mit poetischen Formen in den Tragödien der jetzigen heidnisch-christlichen Deutschen, sich als immer unentbehrlichere Mode einschwärzen wird: so muß man endlich wohl daran denken, auch die Komödie mit solchem Schmuck auszustatten und dadurch in der poetisch-dramatischen Kunst einen wichtigen Schritt vorwärts zu tun," und einen Fingerzeig zu geben, „wo noch ein ganz neuer Lorbeer zu brechen sei". Sehr witzig fährt

Eberhard fort: „Nun übereile sich niemand mit dem Urteilsspruch, daß diese Skizze keinen komischen Effekt mache! Das soll und darf sie nicht! Denn da es zum Charakter der neusten Schicksals- und Chortragödie zu gehören scheint, daß sie keine tragischen Effekte mache, weder rühren, erschüttern, noch Tränen hervorlocke; so muß — als ein durchgeführter Gegensatz — die Schicksals- und Chorkomödie notwendig das Lachen verschmähen und den Wechsel poetischer Formen durchaus dem Wechsel komischer Situationen vorziehen." Nach diesen Vorbemerkungen kann man sich ein Bild von der Komödie machen. Die auftretenden Personen sind der Schulmeister, seine Frau und eine Gräfin. Die Chöre werden gebildet aus den Abc-Schützen und den Kaffeeschwestern der Lehrersfrau. Die Handlung ist eine Karikatur, die in ihrer Übertreibung fast zur Karikatur ihrer selbst wird. Der Schulmeister wird während der Unterrichtszeit von den lärmenden Abc-Schützen (1. Chor) aus dem Schlafe geschreckt. Er gerät darüber in Wut und schlägt alle Schüler mit seinem Stocke tot. Da kommt ein Erdbeben. Das Schulhaus versinkt mitsamt dem Schulmeister. Die Witwe desselben gibt in der zweiten Szene eine Kaffeegesellschaft. Da entsteht plötzlich in unmittelbarer Nähe ein Vulkan, und hoch im Bogen wird aus diesem der Magister ausgespieen. Er hat in der Hölle die alte Schuld eines Vorfahren gebüßt und ist nun wieder in Gnaden entlassen worden. In der allgemeinen Bestürzung sieht man zwei scheue Pferde mit einer Kutsche quer über das Feld laufen. Der Schulmeister läuft ihnen entgegen und bringt sie zum Stehen, indem er ihnen seine Perücke entgegenwirft. Durch seine Entschlossenheit hat er die Insassin der Kutsche, die Gräfin, gerettet, die für das fernere Leben ihres Retters sorgt. Wie grob und plump uns auch heute diese Satire erscheinen mag, für jene Zeit ist sie offenbar noch zu zart gewesen; denn Eberhard erzählt selbst (Ges. Schr., 160 ff.), daß ihn im Jahre 1815 Müllner, einer der schlimmsten Schicksalstragödiendichter, besucht und ihm in allem Ernst sein Lob über dieses Werk ausgesprochen habe.

Die weiteren polemischen Artikel mögen nur noch kurz behandelt werden. In seiner „Probe einer treffenden Kritik" kämpft Eberhard für seine eigene Haut. Es handelt sich dabei um sein Gedicht „Die Feuerprobe", in dem das Morgenblatt zu starke Anlehnungen an

„Johanna Sebus“ von Goethe gefunden zu haben glaubte. Mit gleicher Energie, ja mit noch größerer Heftigkeit verteidigte Eberhard seinen Freund Tiedge, und zwar vor allem gegen die Angriffe, die dieser seiner Urania wegen zu erleiden hatte (vgl. Nr. 11 des Freimütigen vom Jahr 1811). Tiedge wurde dadurch immer mehr an Eberhard gebunden. Dieser nahm auch einige seiner Gedichte in die Salina auf, so „Die Schwalben“ und „Wehmut der Liebe“, und brachte eine glänzende Ankündigung von Tiedges Schäfergedichten „Das Echo oder Alexis und Ida“.

Die wenigen satirischen Artikel, die noch zu erwähnen wären, sind meist ganz harmlos, aber doch unterhaltend. In dem Aufsatz „Romantisch-merkantilische Poesie“ spottet der Herausgeber über die Art der Reklame, die auch die Poesie nicht verschmähe. Ausführlich erzählt er von dem Prospekt, den man dem „Eau de Ninon de Lenclos“ beifüge, und zeigt im einzelnen, wie man im Deutschen eigentlich noch viel geschmackloser verfahre. Einige andre Artikel wie „Ein Uhrsurrogat“ sind ebenfalls ganz witzig.

Wenn man die hier besprochenen satirischen Aufsätze ihrem Werte nach untersucht, so muß man zwar zugeben, daß einige, wie z. B. die „Appellation an die Ankläger und Richter Heinrichs v. Kleist“, tiefen Ernst und eine hohe Auffassung von der Kunst aufweisen, aber es fehlt das innere Erleben, die innerliche Überzeugung; denn sonst hätte ein Verteidiger Kleists es wohl nicht unterlassen, auch andre Werke dieses Dichters als bloß das „Käthchen von Heilbronn“ zu lesen, um sich bei seinem Urteil nicht auf die Ansichten seiner Freunde stützen zu müssen. Dieser Mangel an Kraft und Überzeugung tritt bei den weiteren Artikeln polemischer Art noch deutlicher zutage; ja man erkennt sogar, wie Geschäftsrücksichten den ästhetisch-kritischen Standpunkt beeinflussen. Bedenkt man ferner, daß diese kritischen Beiträge in den späteren Heften immer seltener wurden, so sieht man klar, daß auch dieser Rest frühromantischen Geistes nur zu bald aus den romantischen Zeitschriften der Verfallszeit verflüchtete. Der freigewordene Platz aber wurde ausgefüllt durch die Werke des gefährlichen Bundesgenossen Eberhards, durch die Erzählungen des Mannes, um dessen Namen sich die Zeichen des Verfalls am deutlichsten konzentrieren, Lafontaines.

August Heinrich Julius Lafontaine zeigte von Jugend an ein

ausgesprochenes Erzählertalent und ist außerordentlich produktiv gewesen. Seine Werke wurden vom Publikum mit wahrer Gier verschlungen, und auch Leute wie Kleist haben einiges gern gelesen, ja daraus gelernt. Die Kraft Lafontaines versagte indessen bald, und schon das Athenäum brachte jene vernichtende Kritik A. W. Schlegels über den „schreibseligen" Lafontaine. Noch bedeutend schlechter waren die Erzählungen dieses Schriftstellers, die in der Salina erschienen. Sie stehen auf jenem Tiefpunkte, der in dem einleitenden Teil gekennzeichnet worden ist. Das Eingreifen geisterhafter Mächte, die unsichtbare Gewalt der Zuneigung zwischen Menschen, die sich noch gar nicht gesehen haben, die merkwürdigsten Zufälle usw. spielen eine große Rolle. Charakteristisch für Lafontaines Eigenart ist gleich die erste Erzählung, die in der Salina erscheint, „Anne Maria und Joseph" überschrieben. Hier wird die Vereinigung eines unschuldigen Mädchens mit einem verrufenen Subjekt, das schon im Zuchthaus wegen Totschlags gesessen hat, geschildert, wobei sich natürlich am Schluß unter allgemeinem Tränenfließen herausstellt, daß der junge Mann an all den ihm zur Last gelegten Verbrechen unschuldig ist. Das Unmotivierte der ganzen Erzählung erregt unsern Widerwillen aber immer noch nicht so als der entsetzliche Stil, der geradezu in Geschmacklosigkeiten schwelgt. Proben sind ebenfalls in der Einführung mitgeteilt worden. Hier mögen noch einige andre folgen . . . Da redet der Oheim zu dem Neffen „mit dem Ernst der langen Erfahrung und mit der Majestät des väterlichen Ansehens", oder wir lesen: Anne Maria fand Josephs Mutter „unter der starren Last einer stummen Verzweiflung", ja an einer der tragischsten Stellen heißt es: Die Nachricht von dem Krieg „durchbohrte mit fragenden Dolchen Mikchens Herz". Außer einem Briefroman, „Der Jäger", hat Lafontaine noch zwei andre Erzählungen in der Salina veröffentlicht, die nicht ganz auf dem tiefen Niveau stehen wie die erste, besonders auch was den Stil anbelangt. Die „Heiratsabenteuer des Grafen von Aich" sind fast mehr lehrreich als unterhaltend. Anmutiger ist eine andre Erzählung: „Der Adelsbrief". Ein junger Baron verliebt sich fast schon als Kind in ein armes Förstermädchen; nach selbstlosester Entsagung auf beiden Seiten bringt endlich ein erwirkter Adelsbrief des Kaisers die beiden Treuen zusammen.

Mit Erzählungen dieser Art steht Lafontaine in der Salina nicht allein, er hat eine ganze Reihe gelehriger Schüler und selbständiger Konkurrenten. Allen voran geht da Fouqué. Titel wie „Das Schauerfeld" führen an sich schon eine beredte Sprache und die „Geschichte vom Kaiser Julianus und seinen Rittern" ist ganz besonders gruselig. In der Salina begegnet uns auch zum ersten Male Friedrich Laun, der mit seinem wahren Namen Friedrich August Schulze hieß. Auch er besaß nicht geringes Erzählertalent. In seiner sehr schalkhaft und humorvoll vorgetragenen Erzählung „Kriegslist" wird gezeigt, wie eine alte Kammerjungfer ihren treulosen Liebhaber durch List bestraft. Düster und traurig ist die Geschichte von den „Glückswürfeln". Hier tritt der Teufel leibhaftig auf und bietet drei Verbrechern, die um ihre Freiheit würfeln sollen, Glückswürfel an. Wohl wird der Held der Geschichte durch diese gerettet, aber das böse Gewissen quält ihn in fürchterlicher Weise. Auch als Satiriker zeigt sich Laun in Eberhards Zeitschrift. Sein Beitrag „Herr von Donnerstag, eine rechte Stadtklatschgeschichte" zeugt davon.

Da die leselustige Welt aber nicht ausschließlich von Beiträgen dieser Art unterhalten werden wollte, so mußte der Herausgeber auch für Abwechslung sorgen, ohne dabei zu hohe Anforderungen an das Publikum zu stellen. Besonders geeignet schienen ihm da kleine biographische Skizzen. So finden wir „Beiträge zur Biographie Johann Jacob Engels", oder „Anekdoten von Kant", oder „Wilhelm Tischbein", oder „Berchta, Mutter Karls des Großen", oder „Mitteilungen aus Braunschweig, in Beziehung auf den letztverstorbenen Herzog" u. a. Noch beliebter waren aber Reisebeschreibungen. Eberhard hat selbst einen langen Aufsatz „Erinnerungen an Rügen" geliefert. Unter andern beschreibenden Aufsätzen seien hier noch erwähnt: „Die Schneeschuhläufer in Norwegen", „Noch einige Reiseerinnerungen" (Mecklenburg), „Die schwedischen Alpen" und „Der Araber Bedovi oder Beduin".

Zur Unterhaltung der Leser und zur Hebung der Zeitschrift hat die Salina auch eine Menge poetischer Beiträge eingefügt. Einige derselben sind schon genannt worden. Hervorgehoben sei hier noch das Begrüßungslied „Salinas Gruß" und das Gedicht Fouqués, „Lied" überschrieben. Fouqué begrüßte die Aufnahme desselben

mit besondrer Freude, weil es, wie er an Eberhard schreibt, „auf unsre heitere und immer von wechselseitig freundschaftlicher Teilnahme durchwärmte Vergangenheit hindeutet“ (Heinrich von Kleist, Zolling I, CXL f.). Auch Übersetzungen aus dem Französischen und Englischen sind vertreten. Luise Brachmann, die uns noch oft begegnen wird, hat mehrere Gedichte, so z. B. „Der furchtbare, gerufene Gast“, beigesteuert, und selbst die beiden Schwaben Weisser und Haug haben Frieden mit Eberhard geschlossen und sind, jener durch sein „ernsthaftes Heldengedicht: Der fromme Herr Gemahl“, und dieser mit Liedern in anakreontischer Manier, als Vertreter humoristischer Poesie zugegen. Rätsel und Epigramme beschließen die einzelnen Hefte, und selbst Musikbeilagen treten ziemlich häufig auf.

Dieser allgemeinen Charakteristik entspricht im allgemeinen auch der zweite Jahrgang der Salina, der der schweren Kriegszeiten wegen erst 1816 erscheinen konnte. Trotzdem spiegelte sich aber die veränderte Zeitlage in dem neuerweckten Journal wider. Da war es vor allem der Haß gegen Napoleon, den man nun ungestraft offenbaren durfte. Gleich das Einleitungsgedicht fordert von dem neuen Jahre, daß es die Menschen nicht wieder um den Frieden prellen solle, und wettert dann kräftig auf Napoleon. In einem weiteren Artikel, „Lückenbüßer“ überschrieben, berichtet Eberhard, die Engländer ließen auf St. Helena Napoleon ein schönes Haus bauen. Er wolle nun Vorschläge machen, wie man das Haus sinngemäß zieren könne. Der Fußboden solle mit den Bildnissen und den Schmeichelreden seiner Kreaturen beklebt werden, die er dann selbst mit Füßen treten und verunzieren müßte. Die Decke solle mit den Hirngespinsten seiner politischen Pläne, die Seitenwände mit den Proklamationen, Spottgedichten und Zerrbildern, die seit seiner Flucht aus Rußland von seinem Freunde Rostopschin und andern ihm zu Ehren zutage gefördert worden sind, ausgestattet werden. Sein Bett müßte ein Sarg sein, die Matratzen mit Flinten, die Kopfkissen mit Pistolen angefüllt, und zwar mit allen auf den Schlachtfeldern von Leipzig und Belle Alliance zusammengelesenen. Einen Kronleuchter könne man, statt aus Glasperlen, aus größeren und kleineren Totengebeinen symmetrisch zusammensetzen, und zu seinem Trinkgefäße gäbe es wohl nichts Passenderes als einen Schädel mit dem Namen Enghien beschrieben. Wenn Eberhard

die Gehässigkeit dieser Ausführungen auch durch die Bemerkung abzuschwächen sucht, sie seien in Weinlaune entstanden, so geben sie doch recht deutlich die Stimmung jener Tage wieder. In gleicher Weise taten das auch eine Reihe kleiner Spottgedichte und Erzählungen, von denen nicht näher geredet werden mag. Im Zusammenhang mit dieser Zeitstimmung stehen einzelne Schilderungen der Kriegsjahre und die Verherrlichung des endlich errungenen Friedens. Am ausführlichsten, wenn auch nicht am deutlichsten, schildert Eberhard die schweren Tage der Unterdrückung und die endliche Befreiung in dem Märchen „Der Zauberfisch". Ganz ähnlich wie in dem „Märchen vom Fischer und seiner Frau" kommt ein armer Mann zu großem Reichtum und ungemessener Macht, er wird Graf, König und endlich gar Kaiser. Aber das gereicht ihm zum Unsegen. Er wird hartherzig und grausam gegen alle Untertanen, die er so lange knechtet, bis sie endlich gemeinsam aufstehen und gegen ihn ziehen. Im Kampfe geht das Wunderschwert in die Hände seiner Feinde über, und dadurch gerät er ins tiefste Elend. Eberhard sagt selbst, daß er hier die „Idee von Napoleons selbstverschuldetem Sturz" offen habe darlegen wollen.

Als sich aber allmählich die allgemeine Begeisterung legte und sich der Haß gegen Napoleon nunmehr gegen die vielen kleinen „Napoleons" im eignen Vaterlande richtete, verloren die Artikel der eben besprochenen Art an Interesse. Sie aber waren es hauptsächlich, die den zweiten bedeutend schwächeren Jahrgang der Salina dem Publikum erst schmackhaft gemacht hatten. Der Herausgeber aber, der nicht auf die Erträgnisse des Journals angewiesen war, fand es äußerst unbequem, andre passende Beiträge aufzutreiben. Zwar hatte er unter den Eingängen eine Menge Romane, aber die hätte er brechen müssen, was gegen sein Prinzip war. Dazu kam noch die Aufdringlichkeit unreifer Poeten und Poetinnen, deren Arbeiten er nie für die Aufnahme geeignet hielt. Dann aber verlangten sie die kritischen Bedenken zu hören, die den Redakteur zu seiner Verweigerung veranlaßt hätten. All diese Gründe und sonstige redaktionelle Unbequemlichkeiten bewogen Eberhard, die Salina eingehen zu lassen. Vielleicht hätte er später eine Fortsetzung versucht, aber der ungeheuer angeschwollene Strom der Zeitschriften ließ ihm die Lust dazu vergehen (vgl. Eb. Schr. I, S. 166 ff.).

Die Musen.

Eine norddeutsche Zeitschrift.
Herausgegeben von Friedrich de la Motte Fouqué und Wilhelm Neumann. 1812—1814.

Mit dieser und einigen der folgenden Zeitschriften lernen wir den Mann näher kennen, der schon in den Zeitschriften der jüngeren Romantik, vor allem in den Berliner Abendblättern, als Repräsentant des Verfalls auftrat, nämlich Friedrich de la Motte Fouqué. Es ist sehr interessant zu beobachten, wie dieser die Fäden, die er in Kleists Journal angeknüpft hat, in den eignen Zeitschriften weiterzuspinnen sich bemühte. Die Berliner Abendblätter zeigen Fouqué als den Vertreter des positiven protestantischen Christentums. Auch als Redakteur der Musen wahrt er durchaus diesen Standpunkt. Als vorsichtiger Mann hat er ferner nie gewagt, in der politischen Kleistschen Zeitung seine politische Überzeugung zu vertreten, obgleich er als Junker ebenfalls Ursache dazu gehabt hätte. Wenn er in den Musen die gleiche Taktik verfolgt, so ist das nicht nur verständlich, sondern fast entschuldbar, da die Zensurschwierigkeiten immer größer wurden. Auch in bezug auf Kritik hat sich Fouqué stets die größte Reserve auferlegt. In den Berliner Theaterkämpfen hat er nie seine Stimme ertönen lassen. In den Musen tritt die Kritik sehr zurück und beschränkt sich nur auf wenige Erscheinungen, die man zum großen Teil rückhaltlos anerkannte. Aber selbst unter diesen Spalten ist der Name des Herausgebers fast nie zu finden. Der Hauptunterschied zwischen den Abendblättern und den Musen besteht darin, daß die Abendblätter ein Blatt waren, das aus den Zeitverhältnissen herausgeboren worden war und das das Kampforgan einer der vornehmsten vaterländischen Parteien wurde. In ihm spielten sich die hauptsächlichsten Kämpfe derselben gegen die Regierung ab. Es ist eine Zeitschrift, die zu einer unentbehrlichen Quelle der Geschichte jener Tage geworden ist. Zwei Jahre darauf ließ Fouqué seine Musen erscheinen. Wenn die Jahreszahl des Erscheinens verloren gegangen wäre, würde man dem allgemeinen Charakter der Zeitschrift nach mit der Datierung in starke Verlegenheit kommen. Die Musen sind alles andre, nur kein Produkt

der Jahre, in denen sie erschienen. Wenn man dabei bedenkt, daß es sich hier gerade um die Jahre 1812—14 handelt, so muß das ganz besonders verwundern. Nur einmal schlugen die Wellen der Begeisterung in Deutschland zu hoch, als daß sie nicht auch die Bollwerke dieser weltfremden Zeitschrift überwunden hätten. Das war am Ende des Jahres 1813 und am Anfang des Jahres 1814. Aber auch da gedenkt das Blatt nur in kleineren Gedichten der großen Tage. Den Anfang jener Kämpfe besingt Zacharias Werner in seinem „Kriegslied für die zum heiligen Kriege verbündeten Heere". Mehr ausführlich als schön schildert Giesebrecht in 59 Stanzen „Die Schlacht bei Leipzig". Zur allgemeinen Begeisterung haben damals gewiß Ludwig Uhlands „Vorwärts! fort und immer fort", Philippine von Calenbergs „Deutsches Kriegslied im Jahre 1813" und „Ich bin ein deutsches Weib" beigetragen. Auch Schenkendorfs wehmutsvolles Gedicht „Auf Scharnhorsts Tod" fand nachträgliche Aufnahme in den Musen. Ja endlich, als nichts mehr zu fürchten war, raffte sich auch Fouqué zu dem Lied: „Der Nachtwächter am Schlusse des Jahres 1813" auf, in welchem er seinen Landsleuten beruhigend zuruft: „Hört ihr Herrn, und laßt euch sagen, der Feind ist übern Rhein geschlagen!" Außer diesen auch erst 1814 erscheinenden Gedichten werden die Zeitereignisse kaum einmal berührt.

Dieser gewollten Farblosigkeit der Musen entsprach naturgemäß die Auswahl der Mitarbeiter. Adam Müller, der unerschrockene, ja wagehalsige Wortführer der Junkerpartei in bezug auf politische Dinge, Männer wie Brentano, Arnim u. a., die in den übrigen Streitfragen oft recht harte Worte fanden, hatten in den Musen keinen Platz. Hier herrschte allgemeiner Friede, hier fehlte aber auch jede ausgesprochene Tendenz, jedes scharf gefaßte Ziel, und so kam es, daß z. B. Fichte, der Gegner der Abendblattpartei, nicht nur vor Angriffen verschont blieb, sondern selbst ausführlich zu Worte kam — allerdings wohl auch zu Reklamezwecken. Diese letzte Vermutung dürfte um so richtiger sein, da seine äußerst schwer zu verstehenden „Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten" und die allerdings leichter faßlichen Ausführungen „Über Macchiavell als Schriftsteller" gar nicht in den Rahmen der Zeitschrift passen. Auch Fr. Schlegels kleine poetische Gegenleistung für Fouqués

Unterstützung des „Deutschen Museums", sein Gedicht „Der heilige Dulder", kennzeichnet sich mit seiner katholisierenden Tendenz als ein Fremdling aus einer andern Welt.

Alle andern Mitarbeiter aber fügen sich trefflich in den Kreis, der sich um Fouqué gesammelt hatte. Zu nennen wäre hier zunächst Friedrich Wilhelm Neumann, der Mitredakteur. Er war 1781 in Berlin geboren, hatte sich zunächst längere Zeit dem Kaufmannsstande gewidmet und erst später noch studiert. Schon 1803 wurde er mit Varnhagen bekannt und dadurch in jenen Zirkel eingeführt, der den Chamisso-Varnhagenschen Musenalmanach zum größten Teil mit Beiträgen versorgte. Später wurde Neumann auch mit Fouqué eng befreundet und gab mit ihm die Musen heraus. Varnhagen scheint diese ungleiche Freundschaft der beiden um Neumanns willen nicht sonderlich behagt zu haben, wenigstens schreibt er an Rahel (Briefwechsel zwischen Rahel und Varnhagen II, 242): „Ich wünsche übrigens nicht, daß Neumanns festes und eigentümliches Schreiben, das immer Hand und Fuß hat, sich von Fouqués schneller Tätigkeit, die fast nur Füße hat, außer Atem bringen lasse." Die Befürchtung war indessen unnötig. Neumann, der selbst in Berlin wohnte, war von den Redaktionsgeschäften so überhäuft, daß er nur ganz selten einmal einen Artikel für seine Zeitschrift verfaßte. Wenn man an Fouqués Stellung in der literarischen Welt denkt, so wird man es erklärlich finden, daß die Zahl der übrigen Mitarbeiter außerordentlich groß war; denn Fouqué stand mit fast allen größeren und kleineren Dichtern und Schriftstellern in Verbindung. Von Fichte und Fr. Schlegel ist schon geredet worden. Görres hat sich selbst zur Teilnahme angeboten (Briefe an Görres II, 408 f.), Uhland nicht unbedeutende Beiträge geliefert. Auch Kerner und Hebel sind aufgefordert worden. Die übrigen sind weniger bedeutend und werden bei einzelnen Artikeln Erwähnung finden.

Unterstützt von einer so illustren Schar von Mitarbeitern, konnte Fouqué es wagen, selbst im Jahre 1812 eine Zeitschrift zu begründen. Sie hat trotzdem noch genug unter den Stürmen der Zeit zu leiden gehabt. Die Chézy schreibt über die Musen (Unvergessenes II, 12): „Diese fanden kein großes Publikum", und Mayer berichtet etwa dasselbe, wenn er sagt, die Musen werden „nicht allgemein genug gelesen" (Karl Mayer, L. Uhland II, 2, 25).

Selbst in der literarisch gebildeten Welt scheint gar kein Verlangen nach Zeitschriften der vorliegenden Art vorhanden gewesen zu sein. Ziemlich unverblümt spricht sich wiederum Varnhagen darüber aus. Er schreibt (Briefwechsel zw. Rahel und Varnhagen, 1874, II, 242): „Neumann hat mir die Ankündigung eines neuen Journals geschickt, das er mit Fouqué herausgeben wird. Mir scheint, nicht das Publikum, sondern die Schriftsteller haben ein Bedürfnis zu Journalen; es ist das Herausgeben eines solchen Blattes ein Bild des gemächlichen, angenehmen Regierens, des Leitens und Anordnens andrer und dergleichen mehr. Und vollends eine Quartalschrift! Ein wöchentliches, recht ordinäres Klatschblatt wäre mir lieber." Auch Uhland war mit der Anlage und dem Zwecke der Zeitschrift recht wenig zufrieden. Ziemlich verstimmt schreibt er über die Musen an seinen Freund Kerner (K. Mayer, L. Uhland I, 284): „Ich kann solche Journale nicht recht leiden, die so Verschiedenartigem geöffnet sind. Die Poesie läuft darin häufig nur nebenher, und sie hören auf, ehe sie noch in unsrer Gegend bekannt wurden." Auch die größeren Zeitungen jener Tage machen nicht viel Rühmens von den Musen. Das Morgenblatt tadelt wiederholt eine gewisse Einseitigkeit, und auch die „Zeitung für die elegante Welt" bespricht nur das erste Quartal 1812. Eine Folge von alledem mag es sein, daß die Musen in den Jahren 1813 und 1814 nur noch in drei Heftchen erschienen und dann ganz eingingen.

Fragen wir uns zunächst, indem wir an die Zeitschrift selbst herantreten, welchem Ziele sie entgegenstrebte. In den Ankündigungen im Morgenblatt (Int.-Bl., Nr. 10 zu Nr. 70 v. 21. März 1812), in der „Zeitung für die elegante Welt" (Int.-Bl. v. 17. März 1812) und in der „Allgemeinen Literaturzeitung" (Halle, Nr. 74 v. 25. März) war zu lesen: „Die Musen. Eine norddeutsche Zeitschrift usw. Der gewählte Titel zeigt die Bestimmung und den Umfang dieser Sammlung, welche zwar den Kreis der Wissenschaft und Kunst im Ganzen zu umfassen suchen, dennoch aber dasjenige ausschließen wird, was durch eine zu streng wissenschaftliche Form, oder dadurch, daß es ein abgesondertes Gebiet des Wissens im Detail behandelt, nur für eine kleinere Anzahl von Lesern geeignet sein würde." Im ersten Stücke des Jahrganges 1813 fügte man ergänzend hinzu: „Als wir die Herausgabe dieser Zeitschrift unternahmen, hatten wir dabei

Die Muſen.

Eine norddeutſche Zeitſchrift.

Herausgegeben

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué

und

Wilhelm Neumann.

Erſtes Quartal.

Berlin,
in der Salfeldſchen Buchhandlung.
1812.

Selbſt in
nach Zeit
Ziemlich
Er ſchreib
„Neuma
das er mi
kum, ſond
es iſt das
lichen, an
und dergl
wöchentli
Uhland n
wenig zu
ſeinen Fr
ſolche Jou
ſind. Di
auf, ehe
größeren
den Muſe
ſeitigkeit,
nur das er
daß die A
Heftchen e

Fragen n
treten, wel
im Morge
in der „Ze
und in der,
war zu leſe
wählte Tit
welche zw
umfaſſen
durch eine
ein abgeſo
eine kleine
Stücke de
wir die He

den Zweck, sie zu einer Sammlung zu machen, in welcher solche Erzeugnisse der Wissenschaft und Kunst, die, der Beachtung und Erhaltung würdig, durch Vereinzelung leicht hätten übersehen werden können, niedergelegt und demjenigen Publikum überliefert werden sollten, für welches sie ihrer Natur nach bestimmt waren."

Dem allgemein gesetzten Ziel der Zeitschrift, den Kreis der Wissenschaft und Kunst im Ganzen zu umfassen, entsprach diese insofern, als sie in der Tat die größte Mannigfaltigkeit bot; sie entsprach ihm nicht, da sie auch Erzählungen und dergleichen aufnahm, die sich schwerlich in diese beiden Rubriken unterordnen ließen. Was den Passus anlangt, daß man keine hochwissenschaftlichen Artikel bringen wollte, so hat die Redaktion allerdings Wort gehalten, sich aber leider etwas zu sehr nach dem entgegengesetzten Extrem bewegt und dem Publikum zu große Zugeständnisse gemacht.

Es ist eine häufig beobachtete Tatsache, daß in den Zeiten des Verfalls einer literarischen Schule ihre Mitglieder besonders von sich reden machen. Sie preisen sich als die endlich erschienenen Propheten und geißeln eine Menge Fehler, ohne dabei zu merken, daß gerade sie selbst diese Fehler mit Vorliebe begehen und für ihre Verbreitung sorgen. Das zeigt sich auch in den Musen und zwar in dem Familiengemälde „Die Ehen werden im Himmel geschlossen" von C. W. Contessa. In diesem allegorischen Drama kommen alle die Klagen der vermeintlichen Poeten zum Ausdruck. Die Poesie ist personifiziert als eine arme Schneiderswitwe, die verachtet, wenn auch viel genannt, mit ihren beiden noch unversorgten Kindern, der Tragödie und dem Lustspiel, in einem elenden Dachstübchen ihr Leben fristet. Mit einem Sarkasmus, den man in der Fouquéschen Zeit fast nicht mehr kannte, spricht die arme Mutter von ihren bereits versorgten Kindern. Die Ode sei seit Klopstocks Tode in Unmündigkeit verfallen und darum im Waisenhaus untergebracht worden. Die Satire sei im Taubstummeninstitut, um dort das gefährliche Sprechen vollends zu verlernen. Idylle und Epos seien im Spital, und die Fabel habe sich eingepuppt, um vielleicht einmal wieder in besserer Gestalt lebendig zu werden. Tragödie und Lustspiel, die einzigen Lebenden, würden von der Welt nicht verstanden. Nur die Oper, auch ein Kind der Poesie, habe Erfolge, aber — man beachte den Haß der Dichter auf diese Zwitter-

gestalt — die Mutter will nichts von ihr wissen, denn diese sei das Kind einer schwachen Stunde. Auch Theaterdichter und Schauspieldirektor müssen dazu beitragen, das Bild zu beleben und das allgemeine Elend der Poesie in jener Zeit recht deutlich zu kennzeichnen, damit der Dichter, der alle diese Mängel erkennt, um so höher aus dem niedrigen Niveau hervorrage. Nur schade eben, daß gerade diese Selbstgerechten einen großen Teil der Schuld an diesen Zuständen sich auf die eigene Rechnung schreiben mußten. Auch sie weilten in ihrer Eigenschaft als Satiriker in dem Taubstummeninstitut, um dort das Reden endgültig zu verlernen. Auch sie redeten viel von Tragödie und Lustspiel, ohne selbst etwas Anerkennenswertes zu schaffen. So ist es gekommen, daß die Musen in dem vorliegenden Artikel eine Selbstkritik, eine Satire auf ihre eignen Mitarbeiter geliefert haben.

Außer dem angeführten allegorischen Drama findet sich nichts von der Art einer Satire, ja selbst der Boden der Kritik ist recht spärlich bestellt. Der einzige Mitarbeiter, der hier etwas an frühere Zeiten erinnert, ist Varnhagen von Ense. Aber auch er hatte sich einen Stoff gewählt, bei dem der Standpunkt von vornherein unzweideutig festgelegt war. Seine Arbeit bestand nur in einer näheren Darlegung desselben. Er besprach in mehreren größeren Abschnitten Goethes „Dichtung und Wahrheit". Dabei zollte er Goethe uneingeschränktes Lob und gab vor allem seiner Freude darüber Ausdruck, daß der Dichter nicht ein verhülltes Bild seines Lebens geboten hätte, wie man das nach dem Titel hätte annehmen können, sondern daß er so frei, so schlicht und bescheiden geschrieben habe, obwohl der Ruhm zweier Jahrhunderte auf ihm ruhe. Nachdem Varnhagen einige Vorwürfe zurückgewiesen hat, geht er auf den Inhalt näher ein und hebt nicht ohne Geschick eine Menge trefflicher Einzelheiten hervor. Auch Seegemund hat ein Gedicht „An Göthe" zu den Musen beigesteuert, so daß die Musen eine von den wenigen späteren Zeitschriften sind, in denen Goethes gedacht und ihm uneingeschränktes Lob gespendet wird. Neben Goethe erinnert die Zeitschrift sich auch der Persönlichkeit Friedrich Schlegels. Das Erscheinen seiner Gedichte mag die erste Ursache gewesen sein. Die Kritik derselben läuft ebenfalls auf ein ungeteiltes Lob hinaus. Seine Poesie erscheine in der öden Sandwüste der Zeit wie ein

Fels, der mächtig und gewaltig aus ihr hervorrage. Mit mehr Verständis vermochte Friedrich Horn in seiner „Andeutung" dem Geiste Friedrich Schlegels näher zu treten; denn er verstand mit viel Geschick, die einzelnen Phasen in der geistigen Entwicklung dieses Wandelbarsten unter den Romantikern anzudeuten.

Die übrigen kritisierenden Artikel sind gegen die eben besprochenen nur kleine Plänkeleien, meistens Geistern gegenüber, die schon in jener Zeit zu den unbedeutenden gehörten. Von Theaterkritiken ist in den Musen nur eine einzige anzutreffen, nämlich die „Über die Aufführung der Schauspiele des Calderon de la Barca auf dem Theater zu Bamberg". Sie ist schon deswegen interessant, weil sie von einem recht seltenen Gast der romantischen Zeitschriften, von E. T. A. Hoffmann, verfaßt ist. Er preist zunächst die trefflichen Calderonübersetzungen A. W. Schlegels, um dann des Bamberger Theaters mit größter Anerkennung zu gedenken.

An diesen weniger kritischen Beitrag lassen sich eine Reihe andrer anschließen, die mehr wie literarhistorische Studien anmuten. Hierher gehört als der bedeutendste Artikel der von Uhland „Über das altfranzösische Epos", in dem er auszuführen und zu belegen sucht, daß sich in der alten französischen Sprache ein Zyklus wahrhaft epischer Gedichte, welche sich um Karl den Großen und seine Genossenschaft bewegen, gebildet habe. Zuerst spricht er von dem allgemeinen Umriß dieses Fabelkreises, dann macht er die einzelnen dazu gehörigen Gedichte namhaft und handelt darauf von Versarten, Stil und dem musikalischen Vortrag dieser Poesien. Der sehr interessante Artikel ist reichlich mit Anmerkungen versehen und wurde in einem späteren Heft der Musen durch eine reiche Auswahl von Proben ergänzt. Wilhelm Neumann veröffentlichte in den Musen „Originalschriften Luthers, Melanchthons und Friedrich Wilhelms des Großen", und Majer die beiden Eddalieder „Wegtamsquida oder das Lied von Wegtamr" und „Thrymsquida oder Hamarsheimt". Daß sich auch Fouqué dieser Sagenwelt zugewandt hatte, ist hinlänglich bekannt, auch in den Musen zeugen die Beiträge „Zauber und Liebe" und „Elfenkinder, ein Zauberspiel" davon. Mehr der grammatischen Forschung gehört ein Beitrag Kannes an. Er ist „Germanische Trümmer" überschrieben und führt aus, nur die nordischen Germanen hätten die große Sagengeschichte gerettet,

die das gesamte Volk einst aus Asien mitgenommen habe. In Deutschland hätte man meist alles vergessen, nur einzelne Namen und Redensarten wären übrig. Von diesen behandelt Kanne folgende Ausdrücke in besondern Kapiteln: 1. Ins Bockshorn jagen, 2. der Mahlgesang, 3. Wolfgang, 4. Isegrim, 5. Lenz.

Unter den wissenschaftlichen Artikeln, die Fouqué angekündigt hatte, finden sich auch seinem Standpunkt entsprechend solche über Religion und deren Wissenschaft. Das sei besonders hervorgehoben, weil Aufsätze dieser Art hier zum ersten Male in romantischen Zeitschriften auftreten. Philipp Buttmanns Beitrag: „Über den Mythos der Sündflut" ist eine quellenkritische Studie, die von rationalistischen Tendenzen stark beeinflußt ist. Streng positiv dagegen ist Christian Gottfried Schniebes Artikel: „Stimmen des Christentums. Darstellung des Christentums als Glaube", in dem sich der Verfasser wiederholt auf Schleiermachersche Ideen beruft, ihn sogar zitiert, ohne jedoch seinen Namen zu nennen. Die zahlreichen Aufsätze über historische Gegenstände sind teils selbständige Studien, teils Kritiken von Neuerscheinungen und bieten nichts für die Zeitschrift Charakteristisches.

Anders verhielt es sich mit den mehr literarhistorischen Beiträgen, in denen man unter dem Titel „Gedenkblätter Verstorbener" oft recht wertvolle Einzelheiten aus dem Leben berühmter Männer, ja sogar verloren gegangene Gedichte oder Aufzeichnungen verschiedenster Art veröffentlichte und so der Nachwelt erhielt. Franz Horn bot „Erinnerungen an Ph. Jakob Spener" dar, in denen er eine kurze Biographie dieses Mannes brachte und ihn dann als einen Pietisten im schönsten Sinne des Wortes charakterisierte. Mehr durch anekdotenhafte Erzählungen suchte Varnhagen von Ense das Andenken bedeutender Männer zu ehren. In dieser Art schrieb er die beiden Artikel „Vetter Rameau" und „Hülsen". Auch Wieland widmete man nach seinem Tode einen recht herzlich gehaltenen Artikel und dokumentierte damit eine Aussöhnung mit einem der größten Feinde der Romantik. Selbstverständlich, daß man auch den Mitarbeiter Fichte nach seinem Tode durch einen ausführlichen Nachruf auszeichnete. Fichte wird in diesem als Philosoph, Lehrer und Schriftsteller gepriesen. Von seiner Philosophie wird unter anderm gesagt, daß sie die einzige gewesen sei, in der Ethik nicht fehle.

Seine Philosophie sei als wahrhaft christlich anzusehen, „sie hat den Kreislauf alles philosophischen Strebens in sich geschlossen, und der gegenwärtige und künftige Geist der Spekulation wird entweder mit sich selbst irgendwie in Widerspruch geraten oder dieser Lehre huldigen müssen". In der abgedruckten Grabrede auf ihn von Dr. Marheinecke heißt es: „Ist es nicht vor allem der göttliche Geist, der in dem seinigen wirkte und durch den er wiederum auf andre wirkte?"

Außer auf einige altklassische Studien, die auch dieser Zeitschrift nicht fehlen, sei unter den wissenschaftlichen Beiträgen noch auf einen Aufsatz des Professors Wolfart hingewiesen, der sich der sogenannten Nachtseite der Naturwissenschaft hingegeben hatte. In seinem geistreichen Artikel „Über Lebensmagnetismus" geht er auf all das Wunderbare in der Natur ein und prophezeit in romantisch-phantastischer Weise von einer noch unbekannten Urkraft, die allen Einzelerscheinungen wie Mineralmagnetismus, Galvanismus und Elektrizität zugrunde liege.

Neben den angeführten theoretischen Beiträgen nehmen in den Musen auch die poetischen einen ansehnlichen Raum ein. Da die mitwirkenden Dichter meist Lyriker waren, so haben sie auch entsprechende Beiträge geliefert. Einige dieser Poeten sind schon anläßlich der politisch gefärbten Gedichte genannt worden; so z. B. auch Ludwig Uhland. Er hat außer seinem Gedicht „Vorwärts" auch noch einige andre, so z. B. „Traum" und „Das Ständchen" geliefert, außerdem das ergreifende Gedicht „Das traurige Turnier" und das bekannte „Siegfrieds Schwert". Daß Fouqué eine Anzahl poetischer Beiträge mitteilte, ist zum Teil schon erwähnt worden. Auch die Chézy und Seegemund haben sich als Dichter gezeigt. Hervorgehoben sei, daß auch die Brüder Stolberg sich nunmehr in den Musen zeigen, nachdem ihnen Fr. Schlegel in seinem „Deutschen Museum" die Tore zu den romantischen Zeitschriften geöffnet hatte. Das Gedicht „An die Königin Louise von Preußen. Zur Feier ihres Geburtstages, den 10. März 1810", ist ein Beitrag aus dem Nachlasse Heinrichs von Kleist. Dieses Gedicht war für ein „Hof-zeremoniell" bestimmt, das die Regierung aber absagte. Kleist sah sich daher genötigt, seiner Dichtung eine zweite und später eine dritte Fassung zu geben, die aber die erste an Wert keineswegs

erreichen. Die zweite Bearbeitung ist in den Musen abgedruckt (vgl. Steig. Neue Kunde zu Kleist 92f.).

Zu den wissenschaftlichen und poetischen Beiträgen treten als dritte Gruppe die Erzählungen, die allerdings noch in verhältnismäßig geringer Zahl vorhanden sind. Ihrem Inhalt nach weisen sie indessen auch schon bedenkliche Kennzeichen des Verfalls auf. Am besten sind noch zwei Erzählungen aus dem Italienischen. Die erste ist überschrieben: „Eine altitalienische Geschichte" von Fouqué. Da wird erzählt, wie ein junger Edelmann ein wunderschönes reiches Edelfräulein liebt, von ihr aber nicht erhört wird. Darüber wird er so betrübt, daß er auf einer Insel unweit der Wohnung seiner Angebeteten in ein Kloster geht und Meßner wird. Da erwacht in dem Mädchen auf einmal eine ungestüme Liebe zu dem einst Verschmähten. Von ihrem Garten aus schwimmt sie in der Nacht zu dem Geliebten hinüber und kehrt erst am Morgen zurück. Als ihre Brüder das erfahren, leiten sie die Schwimmende von einem Kahn aus durch das Licht, das der Meßner sonst als Richtpunkt aufhängt, irre, und locken sie ins offne Meer, wo sie ertrinkt. Auch die zweite Novelle „Herkules Torelli" ist gut geschrieben, wenn sie auch die erste nicht erreicht. Diesen Erzählungen stehen zwei andre, die Fouqué selbständiger schaffen mußte, schon sehr an Wert nach. Es sind dies „Andreasabend" und „Asträas Erscheinung". Zwei weitere Novellen „Verlegenheiten" von Pirch und „Der Brautring" von Apel stehen etwa auf derselben Stufe. Ganz bedenklich nach dem Grausigen neigen sich aber „Der Todesengel" von Contessa und „Das warnende Gespenst" von Varnhagen. Die letztere mußte um so ärmlicher erscheinen, als sie allzu deutliche Anleihen bei Heinrich von Kleist aufwies. Steig schreibt darüber (Kleists Berliner Kämpfe 530): „Nicht geniert hat sich der Dichter Varnhagen, als er, unmittelbar nach Kleists Tode, das Schloß, das Gespenst, den Hund, den Degen, den Wagen, die Abfahrt als Ingredienzen für seine Novelle ‚Das warnende Gespenst', dem ‚Bettelweib von Locarno' abborgte."

Wirft man einen Rückblick auf den Inhalt der Fouquéschen Musen und bedenkt man dabei, daß in ihnen auch der bildenden Kunst in zwei allerdings nur beschreibenden Darstellungen gedacht ist, so muß man immerhin gestehen, daß diese Zeitschrift für jene

Tage eine ganz beachtenswerte Leiſtung bedeutet, namentlich wenn man die Zeitſchriften derſelben und der ſpäteren Jahre mit ihr vergleicht. Wenn man aber die Muſen etwa an ihren Vorläufern oder gar an frühromantiſchen Zeitſchriften meſſen will, ſo fällt dieſer Vergleich allerdings ſehr zuungunſten Fouqués aus, man müßte aber ein ſolches Beginnen als unhiſtoriſch verwerfen. Daß die Muſen trotz aller Fehler, und trotzdem von manchen Seiten verſichert wurde, daß ſie zu wenig geleſen würden, über eine nicht geringe Lebenskraft verfügten, beweiſt doch vor allem die Tatſache, daß ſie das ſchlimme Jahr 1812 überſtanden und ſich auch noch in den Jahren 1813—14 erhalten haben. Sie haben ſich damit einer Lebensdauer erfreut, wie ſie länger von keiner andern größeren romantiſchen Zeitſchrift erreicht worden iſt.

Für müßige Stunden.

Vierteljahrsschrift.
Herausgegeben von Fouqué u. a.
1816.

Diese Zeitschrift steht an Wert tief unter den „Musen" und spricht ihren allgemeinen Charakter und damit ihren Wert schon in dem Titel unverhohlen aus. Man sieht aus dieser Offenherzigkeit, wie in jenen Tagen das Streben nach dem Höheren in der Kunst so ganz vergessen war. Die Kunst wurde allein den Mußestunden zugewiesen, und damit wurde stillschweigend von ihr verlangt, daß sie keine oder wenigstens keine hohen Anforderungen an die Menschen stellen dürfe. Hat man es als eine der höchsten Errungenschaften der zweiten Blüteperiode unsrer deutschen Dichtung aufzufassen, daß Poesie und Kunst den Nebenstunden entrissen und beide zum Selbstzweck gemacht wurden, so bewegt sich diese Zeitschrift wieder rückwärts nach dem überwundenen Standpunkt zu. Der durch Arbeit ermüdete Geist soll — so heißt es in dem Vorwort — in müßigen Stunden heiter angeregt werden, um sich im leichtern Spiele der geistigen Kräfte neue Spannung zu größeren Anstrengungen sammeln zu können; das von den Sorgen des Lebens gedrückte Gemüt soll sich im freien Aufschwingen des Gedankens über die beengende Wirklichkeit erheben und zu neuem Kampfe stärken.

Die „Vierteljahrsschrift" erschien in Form von Bändchen, in den Jahren 1816—1821 wurden sieben Stück ausgegeben. Dadurch verschob sich naturgemäß der Charakter einer Zeitschrift, sie wurde mehr zu einem Jahr- oder Taschenbuch. Jedes Bändchen erschien in dunkelbraunem Umschlag, dessen Vorderseite das übliche Symbol jener Journale, eine Harfe, zeigte. Ankündigungen und Besprechungen waren in den damals gelesensten Zeitungen, in der „Zeitung für die elegante Welt", im „Morgenblatt", in der „Jenaer Allgemeinen Literatur-Zeitung" und in den „Heidelberger Jahrbüchern" zu finden; alles auch Zeichen dafür, daß man es nicht mit einer romantischen Zeitschrift im früheren Sinne zu tun hatte.

Wenn das Journal indessen doch besser ausfiel, als man nach seinen eignen einleitenden Worten annehmen mußte, so hat es das

glücklichen Zufällen in bezug auf die Mitarbeiter zu verdanken. Das Titelblatt nennt als Herausgeber eine ganze Menge Personen, die nur Beiträge lieferten und gewiß nur zu Reklamezwecken auch als Herausgeber zeichneten. Der eigentliche Redakteur war wieder einmal Fouqué. Außer ihm sind auf dem ersten Blatt genannt: Caroline de la Motte Fouqué, J. C. Hohnbaum, C. Hohnbaum, C. W. Justi, A. Lafontaine, G. Reinbeck, Freimund Reimar, Fr. Sickler, K. E. Schmid und andre. Dem Publikum gegenüber wirkten Namen wie Fouqué und Lafontaine natürlich ungemein. Wir knüpfen heute unsre Sympathien an den Namen Freimund Reimar, das Pseudonym für Friedrich Rückert. Er hat für das erste und zweite Bändchen eine ziemlich reichhaltige Sammlung von Sonetten und Liedern beigesteuert. Wenn man Rückerts Gedichte auch nicht ausnahmslos anerkennt, wenn man ferner beachten muß, daß Rückert hier keineswegs sein Bestes geboten hat, so wird man trotzdem beim Lesen seiner Gedichte in Fouqués Zeitschriften angenehm berührt. Man fühlt wieder einmal den balsamischen Hauch wahrer Poesie, erkennt aber dann erst recht, wie sehr die übrigen Beiträge der Zeitschrift dagegen zurückstehen.

Den romantischen Bestrebungen früherer Tage entspricht ein Artikel von J. G. L. Kosegarten. Dieser Forscher war ein namhafter Orientalist und 1817 als Professor nach Jena berufen. Unter anderm beschäftigte er sich eingehend mit dem Studium des Arabischen. In den „müßigen Stunden" veröffentlichte er eine Frucht dieser Studien, nämlich die Übersetzung „Der Abschied des Schanfari". Dieser läßt er eine kurze erläuternde Einleitung vorausgehen, die von dem tiefen Verständnis zeugt, mit dem dieser Gelehrte die Poesien fremder Völker zu verstehen wußte. Er weist darauf hin, daß die alten Dichtungen der Araber Lieder der Wüste seien, düster und glühend wie diese. Es spräche aus ihnen der ernste, düstere Sinn des Sohnes der Wüste, der unter steten Entbehrungen ein flüchtiges Leben friste, der zu jeder Stunde vom Tode bedroht, durch den Hunger und das Schwert des Bluträchers bedrängt sei und nur nach dem Ruhm der Tapferkeit und des Edelmuts strebe. Es gelte von diesen Liedern im allgemeinen, was Goethe treffend im Westöstlichen Diwan von den sieben Preisgedichten, Moallakat genannt, insbesondre sagt, nämlich, daß in ihnen dargestellt werden:

Ehrbegierde, Tapferkeit, Liebesſchmerz, Wohltätigkeit, Aufopferung, ſämtlich grenzenlos. Dieſes „grenzenlos“ zeigt ſich denn auch in dem verdeutſchten Gedichte von Koſegarten. Sein arabiſcher Dichter ſcheint ein Unrecht begangen zu haben, wofür er von ſeinen Brüdern Vorwürfe hören muß; aber ſein empfindliches Ehrgefühl vermag das nicht zu ertragen. Darum nimmt er Abſchied von den Mitmenſchen und freut ſich ſchon auf die Geſellſchaft der Wölfe und andrer wilder Tiere, die ihm willkommener ſein ſoll als die der böſen Menſchen. Auch am Ende des Gedichtes fügt Koſegarten noch einige Betrachtungen an, in denen er feinſinnig auf einzelne dichteriſche Schönheiten hinweiſt. Ebenfalls in den Orient verſetzt uns eine Studie von Carl Hohnbaum, die den eigentümlichen Titel „Molltöne“ trägt und einige höchſt ſinnige und ergreifende Erzählungen aus einer indiſchen Mythe darbietet.

Auch Proben aus Shakeſpeares Sommernachtstraum ſind vertreten. Sie ſind aber nicht von einem Romantiker, ſondern im Gegenteil, von dem heftigſten Gegner dieſer Schule, von J. H. Voß, dem Vater, geliefert. Die Überſetzung, „Pyramus und Thisbe“, iſt dem fünften Aufzuge entnommen und reicht vom Auftreten des Prologs bis zum Rüpeltanz. Was von den Voßſchen Überſetzungen überhaupt zu ſagen iſt, gilt auch von dieſer. Sie können mit den Schlegelſchen keineswegs verglichen werden. Daraus, daß trotzdem die Voſſiſche angenommen wurde, iſt zu erſehen, wie weit es mit dem Geſchmack gekommen war und wie wenig ſich auch Fouqué ſeinen früheren Freunden von der Abendzeitung her verpflichtet fühlte, da er hier deſſen Gegner einen Ehrenplatz in ſeiner Zeitſchrift einräumt.

Waren die bisher genannten Beiträge mehr oder weniger deutliche Anklänge an frühromantiſche Beſtrebungen, ſo ſind die übrigen, abgeſehen von einigen unſchuldigen Märchen um ſo deutlichere Zeichen des Verfalls. Obenan ſtehen in dieſer Beziehung die Beiträge der Baronin de la Motte Fouqué. In ihnen kommt die ganze Lächerlichkeit dieſer „romantiſchen“ Erzählungskunſt ans Licht. Auf den erſten Beitrag „Der Raguſaner“ bin ich ſchon in der Einleitung zu ſprechen gekommen, als ich einige Belege für die Spukgeſchichten jener Tage anführte. Ähnlich nervenaufregend wirkt ihre zweite Erzählung: „Der Traum“. Der Zweck

ſcheint geweſen zu ſein, die Leſer auf die Bedeutung der Träume hinzuweiſen. Denn es wird von einem jungen Mädchen erzählt, das in der Nacht laut aufſchreit, weil ihr träumt, ſie werde ermordet. Am andern Morgen wird ſie mit Botſchaft nach einer entfernten Stadt geſchickt. Die Erinnerung an den Traum läßt ſie erbeben. Ihre Furcht erweiſt ſich auch als gerechtfertigt; denn bald wird ſie wirklich überfallen. Sie wäre auch tatſächlich ermordet worden, wenn nicht ein Fremder, der ſich dann natürlich als ihr Oheim entpuppt und der, wie ſich zeigt, ſehr zur rechten Zeit aus Sachſen nach Norddeutſchland gereiſt war, ſie gerettet hätte. Zu all dieſen Ungeheuerlichkeiten kommt noch ein Stil, der in Verbindung mit dieſen geradezu an das Lächerliche grenzt. Wer ſollte z. B. ernſt bleiben, wenn er in der Schauergeſchichte den wunderbaren Satz lieſt: „Ein einziges Hüttchen von ärmlichem Anſehen und dürftiger Umgebung fällt niederſchlagend ins Auge und ſtört den Eindruck durchgehender Wohlhabenheit.“ Eine dritte Erzählung dieſer Dichterin, „Die Beichte“, mag hier nur erwähnt werden. Dieſen Machwerken ſtellen ſich zwei andre würdig an die Seite, nämlich „Caſtello“, eine Geſchichte von F. L. Bührlein und „Liſt wider Liſt“, eine Novelle aus dem Spaniſchen von Beauregard Pandin, in denen zwar das Geſpenſterhafte fehlt, in denen es aber trotzdem wunderbar genug zugeht.

Eine gewiſſe Erholung im Gegenſatz zu den angeführten Erzählungen bieten die wenigen Märchen, die ihrem Inhalte nach faſt zu den lehrhaften zu zählen ſind. In „Selenens Monatsregierung“ tritt das beſonders zutage. Selene, die altkluge Tochter Titaniens, bittet ſich von ihrer Mutter ein Stück Land aus, das ſie nach ihrer Meinung beſſer regieren will als die Mutter. Sie meint nämlich, man dürfe den Menſchen das erwünſchte Glück nicht ſo ſchnell wieder verſagen, ſondern es ſie möglichſt lange genießen laſſen. Titania gewährt ihrem Kinde die Bitte für eine Probezeit von einem Monat. Natürlich geht alles drunter und drüber, und die „Moral von der Geſchicht'“ iſt: tadle nicht das Regiment kluger und verſtändiger Leute, und: lang genoſſenes Glück iſt an und für ſich ſchon Unglück. Das zweite Märchen, „Der arme Claus“, war zur Belehrung für faule Menſchen beſtimmt und für ſolche, die ähnlich wie der Claus, mit geſchenktem Golde nur ſich und

andre zugrunde richten und die nur durch Arbeit glücklich zu werden vermögen.

Erwähnt werden mögen noch an dieser Stelle zwei Beiträge des Dramatikers Reinbeck, da sie zum Teil ein Spiegelbild der Zeitstimmung sind. Sie bilden beide eine zusammenhängende Erzählung, deren erster Teil überschrieben ist: „Der deutsche Krieger in Rußland". Hier schildert Reinbeck sehr anschaulich den Einzug Napoleons in Moskau, dann die alte Kaiserstadt selbst und das Leben und Treiben in dem Hauptlager und in den Einquartierungen. Danach setzt die eigentliche Handlung erst ein. Ein junger deutscher Offizier hält sich etwas abseits von dem großen Trubel und macht den stillen Beobachter. Auf seinen einsamen Pfaden gelingt es ihm durch Zufall, eine russische Fürstin vor der Schändung durch französische Soldaten zu retten. Alle Dankeserweisungen des Vaters weist er stolz zurück und nimmt nur das Bild der Geretteten als Talisman an. Auf dem schrecklichen Rückzuge überlebt er als einziger seiner Kameraden eine eisige Nacht, gerät aber in die Gefangenschaft der Kosaken. Der Anführer dieser erkennt in dem Bild die Züge jener Gräfin und schickt den Deutschen als Gefangenen in das gräfliche Haus, wo ihm während seines längeren Aufenthaltes reichlich vergolten wird. Die Fortsetzung dieser Erzählung bildet Reinbecks zweiter Beitrag: „Der deutsche Krieger in Frankreich". Hier werden wir an das Ende des Krieges geführt. Napoleon ist zum zweiten Male in Paris von den Verbündeten besiegt und gefangen genommen worden. Es wimmelt daher in der französischen Hauptstadt von Truppen der verschiedensten Nationen. Auch jener junge Offizier aus Rußland ist in Paris und lernt den höchst unwürdigen Gemahl der Frau kennen, die er gerettet hat. Dieser ist ein fanatisch gesinnter Pole und zugleich unbedingter Anhänger Napoleons. Da er sieht, wie dieser nun endgültig zu Boden geworfen ist, stürzt er sich von einer Säule herab und stirbt. Seine Gemahlin ist ihm nachgereist. Sie leidet unsäglich unter dem Zwiespalt ihres Herzens. Als Gemahlin eines polnischen Fürsten kann sie die Neigung zu ihrem Retter nicht erfolgreich bekämpfen. Sie geht daran zugrunde. Noch einmal darf sie den edelmütigen Deutschen, der ebenfalls von Liebe zu ihr erfüllt ist, sehen, dann stirbt sie. Soviel Mängel diese Erzählung auch haben mag, so läßt sich doch ein edler

Gedanke und eine wirklich erschütternde Tragik nicht verkennen, und gerade ein solcher Lichtblick muß in der Verfallszeit besonders gewürdigt werden. Reinbeck ragt überhaupt etwas über die Durchschnittspoeten seiner Zeit hervor. Davon zeugen auch seine Gedanken anläßlich einer Übersetzungsprobe, überschrieben „Ein Spaziergang Fénelons nach dem Französischen des Andrieux im Almanac des Dames pour 1810". Hier führt er in einer Vorbemerkung aus: Pfeffel habe diese im Französischen geradezu musterhaft erzählte Anekdote schon zu übertragen versucht und in Pfeffels Manier auch mit Glück. Ihm erscheine es aber eines Versuches wohl wert, ob nicht auch der Charakter der Einfachheit mit zu übertragen sei, wobei man sich nicht sklavisch an die Worte halten dürfe, da man so niemals eine poetische Übersetzung schaffen könne. Wenn Reinbeck der Versuch dieser Art auch nicht ganz gelungen ist, so muß man doch in einer so platten Zeit seine Absicht ehren. Ebenfalls etwas mehr in die Tiefe ging ein Aufsatz, den der Marburger Theologe K. W. Justi geliefert hat: „Wilhelm der Weise, Landgraf von Hessen". Dieser Beitrag ist eine auf angeführtem Quellenmaterial ruhende biographische Skizze, die ihres wissenschaftlichen Charakters wegen sich etwas fremdartig in Fouqués Journal ausnimmt.

Poetische Beiträge scheinen nach Ansicht der Herausgeber, abgesehen von den Rückertschen Gedichten, nicht sonderlich geeignet zu sein, „in dem Ermüdeten neue Kräfte zu wecken", wenigstens finden wir deren herzlich wenig in dieser Zeitschrift. Zu nennen wären höchstens zwei Legenden, die erste „Sankta Musa" ist „Grimm" unterzeichnet und handelt von der Berufung und Heimführung der Jungfrau Musa durch die Gottesmutter Maria; die zweite ist überschrieben: „Die Westminsterabtei in London" von Hohnbaum. Bei dieser Gelegenheit mag auch einer Schöpfung Fouqués gedacht werden. Sie ist „Knecht Ruprecht" überschrieben und soll wahrscheinlich ein Theaterstück sein, von dem man aber nicht weiß, ob der Inhalt oder die Form das schlechteste sei.

Mit den späteren Bändchen nahmen die Beiträge Fouqués und seiner Frau immer mehr zu und brachten dadurch die Zeitschrift auf ein immer tieferes Niveau. Endlich sah auch Fouqué die geringe Lebensfähigkeit seines Journals ein und ließ es eingehen. Er muß über seinen Mißerfolg sehr betrübt gewesen sein; denn er

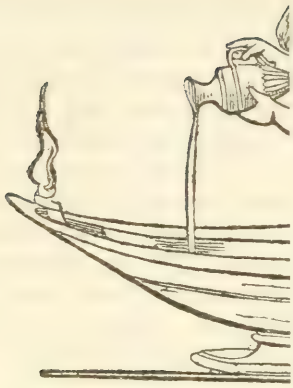
wagt ſich lange Zeit nicht wieder an ein journaliſtiſches Unternehmen. Erſt gegen Ende der zwanziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts raffte er ſich zu einer neuen Zeitſchrift auf. In der Zwiſchenzeit aber müſſen wir uns den journaliſtiſchen Publikationen einer neuen literariſchen Partei zuwenden, die beſonders in Dresden ihr Weſen oder beſſer: ihr Unweſen trieb.

Die Zeitschriften der Dresdner.

(Harfe, Muse, Hesperiden, Wintermonate.)

Es ist eine auffallende Übereinstimmung, daß in den drei Perioden, in denen hier die romantischen Zeitschriften betrachtet werden, stets eine Gruppe von Romantikern, ein Freundeskreis oder wie man es nennen will, im Mittelpunkt der Bestrebungen steht, unbekümmert dessen, daß außer ihnen noch andre mitarbeitende Faktoren wirken. In der Zeit der Frühromantik konzentrierte sich die journalistische Tätigkeit von Anfang an um die Brüder Schlegel und ihre Ideen. In der zweiten Periode hatte sich in Berlin eine hitzige politische Partei zusammengefunden, die mit größter Energie in das Staatsräderwerk einzugreifen suchte. In der Zeit des Verfalls fand man sich in Dresden zusammen, aber diesmal ganz friedlich als ein „Liederkreis" und nicht als eine „Liedertafel" oder „Tischgesellschaft" mit politischen Tendenzen. Diese dritte Gemeinschaft war eine äußerst friedliche Gesellschaft, die Muße genug fand, sich auch journalistisch lebhaft zu betätigen. Will man ihre Zeitschriften genauer verstehen, so muß man unbedingt etwas tiefer in das Wesen dieser Dresdner Schule eindringen. Bei der Lösung dieser Aufgabe mag der Gegensatz behilflich sein, in den sich diese Gemeinschaft zu den beiden früheren gesetzt hat. Da fällt zuerst in die Augen, daß es den Dresdnern an einem festen Ziel fehlte. In den Statuten war natürlich viel von einem solchen zu lesen, und auch sonst war man äußerlich vielleicht am besten von den drei Gemeinschaften organisiert, trotzdem aber mangelte es an einem festen Halt. In den ersten Freundeskreisen war es der gemeinsame Kampf, die gemeinsame Kampfparole gewesen, die die Einheit stärkten. Unter dem Schutze des eignen Journals stürmte man gegen den Feind an, um eine Bresche in seine Reihen zu schlagen. In Dresden hatte man zwar auch ein Organ, „Die Abendzeitung", aber sie hatte nichts Kriegerisches an sich, sie war nur ein Tummelplatz für die Mitglieder des Liederkreises, die die eigne Belustigung als Endzweck aller Bestrebungen sahen. Als echte poetische Dilettanten zeigten

ſie auch die Gewohnheit, die Leiſtungen des Nachbars über die Maßen zu bewundern, allerdings in der ſtillen Vorausſetzung, daß dieſer Gleiches mit Gleichem vergelten werde. Das geſchah denn auch reichlich, und ſo ſtiegen die Weihrauchopfer in wohlgefälliger Menge empor. Bald aber ſah man ſich nicht mehr allein. Man bekam Zuſchauer, die neugierig am Zaune lauerten. Gefährlich unter ihnen waren nur die Zenſoren, die befriedigte man ſchnell, indem man nicht nur alles politiſch Anſtößige vermied, ſondern nebenbei auch der Regierung Weihrauch ſtreute. Das ſchauluſtige Volk aber trat bald aus ſeiner Reſerve heraus und klatſchte zu gewiſſen Leiſtungen Beifall. Das machte die Dichterlinge eitel und ruhmgierig, und ſie trachteten jetzt nur noch danach, den Leuten zu gefallen. Die neue Parole war: Gut iſt, was bei der Menge Beifall findet. Nur einmal ſah man am Zaune einen Mann ſtehen, deſſen ſäuerliche Miene verdächtig war. Man ſuchte ihn mit in das Spiel hereinzuziehen. Es gelang zwar, aber der Fremdling tanzte anders, und ſchon gelang es ihm, die Achtung und den Beifall der Menge zu gewinnen, als die Poeten ihren größten Feind und Nebenbuhler in ihm erkannten. Da auf einmal einten ſie ſich zum erſten und einzigen Kampfe, der endlich auch dahin führte, daß man den Eindringling hinausdrängte. Dieſer Mann war Ludwig Tieck. Er hatte noch die gute Zeit geſehen und iſt es auch geweſen, der damals faſt als einziger die Geſchmackloſigkeiten dieſer Schule erkannte. Heutzutage erſcheint es jedem unbegreiflich, wie die Dresdner ſo mit Blindheit geſchlagen ſein konnten. Ein Blick in die dicken Bände der Abendzeitung bringt ſchon erſtaunliche Dinge vor Augen. Man hatte die Zeitſchrift — ſie wurde von Kind und Hell herausgegeben — lediglich zur Unterhaltung gegründet, weshalb man ſich auch zuerſt an die Frauen wandte, übrigens eine Gepflogenheit, die bei Fouqué wiederkehrt. Der eigentliche Leiter des Unternehmens war Theodor Hell, der ſeine Sache mit Meiſterſchaft verſtand. Ihm gelang es vor allem, in kurzer Zeit faſt alle bedeutenden Schriftſteller zur Mitarbeit zu gewinnen, ſo Alexis, Fouqué, Houwald, Laun, Caſtelli, Clauren, Stephan Schütze aus Weimar, Langbein, Krug von Nidda, Conteſſa, Weisflog und natürlich die eigentlichen Dresdner. Auch die Korreſpondenzen aus den meiſten deutſchen Städten waren von



Abend-

1.

Dienstag, am 1. J

Dresden, in der Arnoldi
Verantw. Redacteur: C. G. Th.

Des neuen Jahres guter Morgen.

Guten Morgen, neues Jahr!
Das zu meinem Lager tritt,
Und mich wie die Mutter weckt,
Wenn das Kind mit Aeuglein klar
Nach ihr aus die Händchen streckt.
Guten Morgen, neues Jahr!

Zu der Hoffnung weckst du mich.

lbend- Zeitung.

1.

Dienstag, am 1. Januar 1822

Dresden, in der Arnoldschen Buchhandlung.
Verantw. Redacteur C. Th. Winkler.

Des neuen Jahres guter Morgen.

Guten Morgen, neues Jahr!
Das zu meinem Lager tritt,
Und mich wie die Mutter weckt,
Wenn das Kind mit Aeuglein klar
Nach ihr aus die Händchen streckt.
Guten Morgen, neues Jahr!

Zu der Hoffnung weckst du mich.
Bietest mir die Knospen schon,
Die entfalten sollen reich
Sich zu Bäumen dann durch dich.
Weil deine Hand so weich!
Denn zur Hoffnung weckst du mich.

Weckst zur Liebe mich auch auf.
Offen ist das Herz und voll.
Ach herein, du Himmelsgunst,
Krönе mit den Lebenslauf,
Liebe für Natur und Kunst!
Denn zu ihr weckst du mich auf.

Und du weckst mich zum Vertrauen.
Thürmen auch sich Wolken auf,
Gottes Sterne stehn doch fest,
Und strahlt wieder auf die Aun.
Liebe wie der Hoffnung ist,
Und zu beiden tritt Vertrauen.

Und so: guten Morgen dir
Wiederum, du neues Jahr!
Was du bringst zu Gottes Huld,
In ihm sind wir geborgen mit
Jahr, neu rein von Schmerz und Schuld,
Guten, guten Morgen dir!

Th. Hell.

Die Patrizier

Eine Erzählung aus dem ersten Drittel des sechszehnten Jahrhunderts.

Von C. van der Velde.

Es war im Jahr 1760 am siebenzehnten Mai alten Stils, am Montage nach Cantate, als Frau Althea, die Witwe des von Nez auf Bögendorf, in ihrem Quartiere zu Schweidnitz saß. Noch umwallte der schwarze Trauerschleier ihr schönes bleiches Gesicht und mit wehmüthiger Zärtlichkeit blickten ihre blauen Augen durch Thränen auf das einzige Pfand einer kurzen, glücklichen Ehe, ihren vierjährigen Heinrich, der auf ihrem Schoße saß und in kindischem Spiele die goldenen Locken der Mutter unter der Witwenhaube hervorzuziehen suchte. Vor ihr stand ihr alter Oheim, Herr Gottlieb von Schindel, der, den vollen Silberpokal in der Hand, sich im Trostgründen erschöpfte, den Schmerz der geliebten Nichte zu lindern.

Es ist löblich von Euch, sprach er mit gutmüthigem Eifer, daß Ihr den Verlust Eures Herrn also beweint, und ich kann die Witwen selber nicht leiden, die, gleich grünem Holze, an dem einen Ende weinen und an dem andern brennen, weil man kann auch des Guten zu viel thun, und Ende gänzliche Hingebung an die Schwermuth ist so wider die Vernunft, als wider Gottes Gebot.

bedeutenden Männern verfaßt worden. Die Hauptmasse der Zeitung bestand indessen aus Erzählungen, die zum Teil von Plattheiten strotzten. Den Gipfel der Geschmacklosigkeit erreichte man in ganz ernsthaft gemeinten Nachahmungen klassischer Poesien. Hardenbergs schönes Lied „Auf grünen Bergen wird geboren der Gott, der uns den Himmel bringt" dichtete man in ein Austerlied um und sang „In grünen Wellen ward geboren das Tier, das Hamburgs Post uns bringt". Geradezu brutal erscheint es aber, wenn man ein junges Mädchen nicht anders von den Schäden des Tanzens zu überzeugen glaubte, als daß man seine Worte den Rhythmen von Körners „Vater, ich rufe dich" anpaßt und sagt:

„Mutter, ich freue mich!
Pagen, Kadetten, Studenten und alle
Flüchtige Tänzer sind heute beim Balle.
Freundliche Mutter, ich bitte dich,
Schmücke zum Balle mich!" ...

Vielleicht hat Max Maria von Weber als Zeitgenosse den Charakter dieser Zeitschrift am besten dahin zusammengefaßt (Karl Maria von Weber, ein Lebensbild von Max Maria von Weber, 1864): „Weichheit und unklare Sentimentalität, Romantik mit Hirtenstab und Haarbeutel, gesuchter Humor ohne Tiefe, Lüsternheit ohne Leidenschaft, Impotenz der Erfahrung, Unmännlichkeit des Ausdrucks, bei oft sehr ausgesprochenem Talente, vieler Formengewandtheit, gutem Wissen und Willen, waren die charakteristischen Züge."

Betrachtet man die Männer, die sich zu solchem literarischen Tun und Treiben vereinigten, so erkennt man sofort wieder den Unterschied zu der eigentlichen Romantik. Da fehlte es an dem festen Blick, an dem nötigen Selbstbewußtsein, an dem Feuer, das im Innern loderte. Der ursprüngliche Wochenzirkel von 1801 vereinigte sich später mit einer Menge ähnlich Gesinnter zu einer neuen Vereinigung, für die man keinen besseren Namen zu finden wußte als „Dichtertee", ja auch der spätere Name „Liederkreis" klingt sehr philisterhaft. Wenn man dann hört, daß sich die edlen Mitglieder der Gesellschaft stets schon vor neun Uhr abends trennten, so ist das ein rührendes Zeichen ihres hausväterlichen Sinns, aber keinesfalls den Gepflogenheiten der Frühromantiker zu vergleichen,

die das Leben in vollen Zügen auszukosten suchten (vgl., wie auch im folgenden: H. A. Krüger, Pseudoromantik, 1904).

An der Spitze des Dresdner Kreises stand Friedrich Kind. Er war 1768 in Leipzig geboren und hatte dort seine Jugend verlebt. Schon sein Vater, ein Rechtskonsulent, war literarisch tätig gewesen. Sein Sohn Friedrich genoß in Leipzig seine volle Bildung. Seine erste Frau, die ihm in aller Stille im Dorfe Leutzsch bei Leipzig angetraut worden war, verlor er bald wieder. In Dresden gewann er viele Freunde und begründete mit ihnen den Wochenzirkel und später den Liederkreis. Zu seinen ersten Bekannten gehörte der Hofrat Karl Gottfried Theodor Winkler, der sich als Schriftsteller Theodor Hell nannte. Er besaß bedeutende organisatorische Talente, so daß er nächst Kind die angesehenste Persönlichkeit war, von der man sich gern anweisen ließ. Der Studienfreund dieses Mannes war der Dresdner Rechtsanwalt Friedrich Adolf Kuhn. Beide hatten in ihrer Jugendzeit mit Novalis verkehrt, waren aber trotz solcher Anregung nicht fähig, irgendwelche eignen Empfindungen poetisch darzustellen. So blieben sie zeit ihres Lebens nur elende Nachahmer romantischer Manier. Zu dieser älteren Gruppe gehörten ferner der preußische Legationssekretär Lautier und der Dresdner Kreuzschullehrer Seyfried. Bei der Gründung des Liederkreises wurde dieser alte Stamm durch eine Menge jüngerer Mitglieder erweitert, unter denen sich auch achtbare Romantiker aus der zweiten Periode befanden. Es sei hier nur an Karl August Förster erinnert. Dieser war Professor am Kadettenhaus und hätte bei seiner nicht unbedeutenden Begabung recht segensreich auf seine Freunde wirken können, wäre er nicht zu bescheiden und zu zurückhaltend gewesen. Noch jünger als er war der Dresdner Rechtsanwalt Eduard Heinrich Gehe. Er war ein Jugendgespiele des schon dahingegangenen Theodor Körner gewesen und charakterisiert sich als ein Dichter, der die romantischen Eigenheiten mit den Ideen der mehr klassischen Dichtung zu verschmelzen suchte. Am deutlichsten offenbart sich das in seinen Trauerspielen, wie sie in der „Harfe" und der „Muse" zu finden sind. Was aber einem Genie wie Kleist nicht geglückt war, das konnte natürlich einem viel minderbegabteren wie Gehe erst recht nicht gelingen, ja seine Kritiklosigkeit führte schließlich dahin, daß seine

Schöpfungen sich zu einem Konglomerat aus den Schwächen der beiden genannten Schulen gestalteten. Der eigentlichen Romantik ferner stand Gottlob Adolf Ernst von Nostiz und Jänckendorf, der seine Publikationen mit dem Pseudonym Arthur vom Nordstern zu unterzeichnen pflegte. Er stand den jüngeren Romantikern schon wegen seiner politischen Anschauung feindlich gegenüber; denn er huldigte einer ganz liberalen Staatsauffassung und hat sich durch seine Bemühungen um das Zustandekommen der sächsischen Verfassung große Verdienste erworben. Als Dichter war er kein Original, zeigte aber eine anerkennenswerte Gewandtheit. Zu dem Liederkreis gehörten ferner auch Leute, die nicht Dichter waren. Unter diesen ist auch Karl August Böttiger zu nennen, der in der Abendzeitung die süßlichen Ankündigungen bzw. Rezensionen schrieb und als Kritiker wie auch als Archäolog sehr geachtet war; ferner Karl Maria von Weber, der durch seine Kompositionen sich der Nachwelt am längsten erhalten wird, und Therese aus dem Winkel. Auch sie war keine Dichterin, wohl aber eine hervorragend talentierte Malerin und Kopistin, die es leider nicht unterlassen konnte, sich auch schriftstellerisch zu betätigen, was sie aber vorsichtigerweise nur unter ihren Pseudonymen „Comala" oder „Theorosa" tat. Als Vertreter des ältesten Adels waren der Graf von Loeben, Freiherr von der Malsburg und der Graf von Kalkreuth in den Liederkreis eingetreten. Von ihnen ist Loeben entschieden der interessanteste. Er stammt noch aus der Zeit der jüngeren Romantik. Es wird zu zeigen sein, wie sich das bei seiner Redaktion der Hesperiden äußert.

Es ist natürlich klar, daß die Redakteure der Dresdner Zeitschriften ihre Beiträge nicht nur aus dem Freundeskreise bestritten haben. Sie haben vielmehr ihre Arme nach allen Richtungen ausgestreckt und eine Menge andrer Mitarbeiter herangezogen, Mitarbeiter, die sich allerdings nach ihrer Meinung schon bewährt hatten. Unter ihnen seien nur die hauptsächlichsten genannt, wie Friedrich Laun, Fouqué, Langbein, Haug, Contessa, Gubitz, Jariges, Justi, Krug von Nidda, Prätzel, Louise Brachmann, Friederike Lohmann, Fanny Tarnow, Helmina von Chézy u. a. Eine ungeheure Menge wirkte zusammen, um die Zeitschriften zustande zu bringen, von denen nun die Rede sein soll.

Die Harfe.

Herausgegeben von Friedrich Kind.
1815—1819.

Nächst der Dresdner Abendzeitung ist die „Harfe" diejenige Zeitschrift, die den Geist der Dresdner Romantiker am besten charakterisiert. Sie ist fast ebenso flach wie jene. Dabei wahrt sie — allerdings wohl nur zum Schein — einzelne romantische Tendenzen, um sonst ihren ureignen Gefühlen nicht den geringsten Zwang anzutun. Der Zweck der Zeitschrift entspricht ganz dem Verhalten der Zeit. Auf Unterhaltung der Leser ist es abgesehen. Auf dem Umschlag der „Wintermonate" ist zu lesen: „Unter diesem Titel (Harfe) gebe ich eine Sammlung von Gedichten, Erzählungen, biographischen Skizzen, dichterischen Reisen und ähnlichen Aufsätzen heraus." Wenige Zeilen später wird die „Harfe" als eine Fortsetzung der Beckerschen Guirlanden angekündigt und in die Reihe der belletristischen Zeitungen und Taschenbücher eingereiht, die in jenen Tagen trotz oder vielleicht gerade wegen ihrer Nüchternheit und Plattheit die breite Masse mit ihrer Unterhaltung fesselten. Auch die Mitarbeiter sollten mit geringer Ausnahme dieselben sein wie bei dem Beckerschen Taschenbuche. Die Buchhändleranzeige nannte als Mitarbeiter des ersten Bandes: L. Brachmann, Fr. und Carol. Fouqué, Gramberg, Haug, Th. Hell, Justi, Krug von Nidda, F. Laun, Prätzel, St. Schütze und Kind als Herausgeber.

In einem Punkt unterschied sich die „Harfe" doch von den Durchschnittsjournalen, und das war ein Punkt, der auch uns heute die Zeitschrift wertvoll macht. Man versprach nämlich unter anderm „Manches noch Unbekannte aus dem Erdenwallen, teils noch lebender, teils verstorbener Dichter und Künstler, meist von ihnen geschildert". Freilich ist dabei zu bedenken, daß man unter „Dichtern" natürlich auch die Mitglieder des Liederkreises meinte und ihnen gegenüber mit Lobeshymnen nicht zurückhielt. Aber es fanden sich doch auch einige wertvolle Beiträge, so z. B. der von Louise Brachmann: „Einige Züge aus meinem Leben in Beziehung auf Novalis". Die Verfasserin schildert hier zunächst in trefflicher

Weise die edlen Charaktereigenschaften des Dichters und dankt ihm dann vor allem für die Fürsorge, die er ihr als seiner kleinen Schülerin habe zuteil werden lassen. Über Novalis' Bruder, Karl von Hardenberg, hat Loeben einige dankenswerte Einzelheiten berichtet. Er zeigt, wie auch auf diesen der Hardenbergische Geist tiefreligiöser Frömmigkeit übergegangen sei, was ja auch seine Vermählung mit der Tochter des Grafen Leopold von Stolberg beweise. Dem Grafen Christian von Stolberg hat Fouqué ein enthusiastisches Loblied gesungen, in dem er vor allem den kühnen Flug der Muse dieses Mannes bewundert. In dem Gedichte von Buri „An die Nachtigall" wird auch Wielands gedacht, von dem es heißt, daß er sich der Nachtigall gleich zum Himmel emporgeschwungen habe, als sein Lied zu Ende war. Wichtiger als diese Beiträge sind die „Reliquien" einzelner Dichter, die nur durch die Publikationen in der „Harfe" der Nachwelt erhalten worden sind. Hierher gehören zunächst einzelne Briefe Gellerts. Drei von ihnen sind in der Erzählung von Friederike Lohmann „Die Ähnlichkeit" eingeschaltet und bringen sogar eine Nachbildung von Gellerts Handschrift. Weitere drei Briefe sind an den Pastor Moritz Wilhelm Schlesier gerichtet und bieten einen trefflichen Einblick in Gellerts immer hilfsbereites Wesen. Auch von den Epigrammatikern Kästner und Lichtenberg sind Briefe veröffentlicht. Am wertvollsten unter den Reliquien sind aber unstreitig einzelne Gedichte von Hoswald, Kästner und Herder. Das eine Gedicht Herders stammt noch aus seiner Jugendzeit. Es ist überschrieben „An einen jungen Ehemann in Riga. Königsberg, den 16./21. August 1767". Herder besingt hier in ziemlich sinnlicher Weise die Freuden, die das junge Paar erwarten (vgl. Herders Werke ed. Suphan, Bd. 29, S. 293 f.). Die zweite Reliquie von Herder ist ein Gedicht „An Comala", die Besungene ist ein Mitglied des Liederkreises, nämlich Therese aus dem Winkel.

Der Sinn für die eigentliche Romantik, wie er sich hier in der Verehrung der beiden Brüder Novalis zeigt, kommt noch an andern Stellen der Zeitschrift zum Ausdruck. So hat man z. B. Übersetzungen aus fremden Literaturen aufgenommen. Allen voran Bruchstücke aus der Übertragung der Dichtung, die auf die Romantiker stets eine große Anziehungskraft ausgeübt hat, aus Ariosts „Rasendem

Roland". Streckfuß hat in der „Harfe" den 24. Geſang wiedergegeben. Aus dem Engliſchen hat Arthur vom Nordſtern unter dem Titel „Der Minſtrel" verſchiedene Gedichte, unter anderm von Walter Scott und Lord Byron, überſetzt und veröffentlicht und dadurch weſentlich zur Verbreitung dieſer fremdländiſchen Poeſien im Volke beigetragen. Selbſt einige Früchte orientaliſcher Studien vermochte die „Harfe" zu bieten. Ludwig Breuer ließ einige „Perſiſche Proben" erſcheinen. Das erſte Märchen „Der Papagei" iſt aus dem Tooti Nameh oder Papageienbuche des Mohammed Kadery entlehnt, das zweite: „Geſchichte vom Diebe" aus „Bahar Danesh" oder dem „Garten der Weisheit" des Einajut Ullah.

Selbſt kritiſchen Beiträgen ging die „Harfe" nicht ganz aus dem Wege. Eine Satire Fr. Kuhns verſuchte ſogar ziemlich heftig gegen die beſtehenden literariſchen Zuſtände zu polemiſieren, allein es fehlte dieſem Schriftſteller durchaus an Kraft und Witz, ſo daß nur ein ſchwaches Machwerk entſtanden iſt. Er nennt es „Die Suppenanſtalt auf dem deutſchen Parnaß. Ein Götterſpiel" und praktiziert in ihm außer mit einem Winzer auch noch mit ſämtlichen Muſen, einer Schar Hexen, ſichtbaren und unſichtbaren Geiſtern und Dichtern. Die Satire der „dramatiſchen Szene" beſteht darin, daß die Hexen einen Brei kochen wollen und ſich hierzu erſt Material holen. Sie ſtehlen auf ihrem Raubzuge allerhand literariſche Dinge. Die eine bringt allerhand Dramen, die andre alle möglichen Erzählungen aus allen Ländern und Zeiten, die dritte vor allem lyriſche Gedichte beſonders aus dem Süden. Alles das werfen ſie in den Keſſel und kochen einen Brei daraus, von dieſem geben ſie den bettelnden Poeten, und dieſe ſchaffen dann etwas „Neues" daraus.

Romantiſch, aber mehr im Sinne der Dresdner, ſind einige andre Beiträge, vor allem der von Thereſe aus dem Winkel (Comala) „Die Genien der Inſtrumente". Die Verfaſſerin ſchwelgt geradezu in Phantaſtereien und erzählt, ſie lauſche von ihrer Jugend an beſonders gern auf die Inſtrumente, die eine wunderbare Geiſterſprache zu ihrem Gemüte redeten. Einſt ſei ihr die Göttin Harmonie erſchienen. Dieſe habe ſie auf eine lichte Wolke gewieſen und geſagt, dort ſeien ihre Lieblinge, dort werde ſie in ihren eigentümlichen Geſtalten die Geiſter der Inſtrumente ſehen, welche auf wunderbare Weiſe ihre innigſten Gefühle den Herzen der Ein-

geweihten mitzuteilen wüßten und welche die Phantasie der hohen Meister ihrer himmlischen Kunst zu erwärmen, zu durchdringen, und ihren Werkzeugen zu verleihen verstünden, durch welche diese ihre Ideen verständlich machen könnten. Es folgt nun die Beschreibung der einzelnen Genien in einer redseligen Breite, die auch schon jener Zeit (vgl. Ztg. f. d. eleg. Welt, 1815, Nr. 114) über das Maß des Erlaubten hinaus gegangen ist. Dabei soll aber nicht geleugnet werden, daß in dem Aufsatz manches tief Empfundene mit viel Poesie ausgesprochen worden ist. Ganz exzentrisch dagegen ist Kinds „Caprice": „Des Dichters Sommernacht", ähnlich mißglückt auch Fouqués „Abenteure" „Der Normann auf Lesbos", in der er die Erhabenheit des nordischen Rittertums und den Sieg des Christentums über das Böse mit Hilfe von bösen Geistern und „Larven" darzustellen sucht.

Das wenig Erfreuliche, das von diesen Beiträgen zu berichten ist, verliert noch durch die Tatsache an Wert, daß gerade diese Artikel es sind, die den Zusammenhang mit der früheren Romantik repräsentieren. Die weiteren Artikel lassen sich leicht unter die drei Worte zusammenfassen: Reisebeschreibungen, Erzählungen, Gedichte. Die Reisebeschreibungen nehmen einen ziemlich großen Raum ein und treten zum ersten Male in den Zeitschriften in diesem Umfange hervor. Einen großen Teil von ihnen hat wieder F. Krug von Nidda geliefert. Seine Schilderungen stehen im innigen Zusammenhange mit seinen „Briefen aus Kiow" in den „Wintermonaten". In seinem Berichte „Drei Tage am Gestade der Weichsel und des Dnjepr's" schildert er einige Erlebnisse aus seiner russischen Gefangenschaft. Der Artikel liest sich ganz angenehm und ist für jene Zeit eine anerkennenswerte Leistung. Wenn die „Zeitung für die elegante Welt" dem Verfasser den Vorwurf macht (1814, Nr. 256), er hätte seine Details natürlicher und anspruchsloser vortragen sollen, so klingt das sehr persönlich. Seine Heimreise aus Rußland schildert Krug von Nidda in seinen „Wanderbildern während meiner Fahrt vom Dnjepr bis zur Narew im Sommer 1813". Hier versichert er sogar ausdrücklich, mit diesen Beschreibungen nur seinen engeren Bekannten eine Freude machen zu wollen. In Niddas Reisebildern sehen wir auch einmal den politischen Hintergrund jener Tage, den man natürlich auch in der

Harfe möglichst zu verdecken suchte, aufleuchten. Dasselbe gilt auch von den äußerst ausführlichen „Reiseszenen" von Steph. Schütze. Dieser schildert in eingehender Weise seine Erlebnisse im Blutjahre 1813 mit all den Ängsten, Hoffnungen und Geduldsproben, wie er sie auf seinen Reisen durch ganz Westdeutschland beobachten konnte. Weniger durch die Zeitereignisse beeinflußt sind Messerschmids „Erinnerungen aus einer Reise im August 1816". Hier sucht der Verfasser seinen Gefühlen Ausdruck zu geben, die ihn bei der Besichtigung jener Stätten bewegt haben, die deutschen Dichtern, wie Körner, Gleim, Klopstock, Lessing und vielen andern geweiht sind. Die „Briefe von der See" aus London und Lissabon und die Briefsammlung: „Einige Tage in Lissabon" sind rein erzählender, persönlicher Art und haben keinen zeitgeschichtlichen Hintergrund. Sie weisen in ihrem ganzen Charakter schon stark auf die Gruppe von Beiträgen hin, die in der Harfe am reichlichsten vertreten sind, auf die Erzählungen.

Auch diese erheben sich nicht über das allgemeine Niveau der Harfe. Das zeigen schon die Namen der Autoren. Unter ihnen hat sich Fr. Laun durch seinen Fleiß hervorgetan. Seine Erzählung „Der Solitair" ist für das Publikum der Harfe gewiß ganz unterhaltend gewesen. Dasselbe gilt auch von zwei andern Beiträgen, dem „Oheim als Neffen" und der „Haarlocke". Am lesenswertesten ist noch das „Fürstenurteil". Vielleicht liegt das daran, daß dieser Erzählung ein geschichtlich verbürgtes Ereignis zugrunde liegt. Die Handlung spielt in der Zeit, in der die Niederlande um ihres Glaubens willen hart bedrängt wurden. Der Statthalter eines Ortes lernt eine schöne Frau kennen und lieben und benutzt seine Amtsgewalt bei Gelegenheit einer Empörung, den Gemahl jener Frau aus dem Wege zu räumen. Bald darauf kommt der Herzog Karl der Kühne von Burgund in die Stadt und hört von dem Verbrechen. Er bestraft den Statthalter mit dem Tode. Das Grausenhafte jener Zeit spiegelt sich, vermischt mit manchen noch grausigeren Unwahrscheinlichkeiten, auch in der Erzählung wider, aber trotz alledem ist sie nicht ohne tiefere Wirkung. Das Elend eines Krieges schildert ebenfalls ganz geschickt Friederike Lohmann in ihrer „Belagerung von Leipzig im Jahr 1546 und 1547". Auch hier erlebt der Leser recht anschaulich die Schrecknisse solcher Tage

Die Harfe.

Herausgegeben

von

Friedrich Kind.

Erſtes Bändchen.

Leipzig

bei Georg Joachim Göſchen 1815.

Har
von
Dieſ
jahr
wie
konn
ſchm
ſucht
der A
wie
ſind.
Bric
perſi
Sie
von
auf
A
Hart
hat ſ
„De
halt
dem
wert
daß
liegt
ihres
eines
ſeine
jener
Herz
dem
Gra
grau
aber
eines
in ih
hier

mit und sieht, wie das Elend bis in die innersten Familienschicksale eindringt. Zwei andre Erzählungen derselben Verfasserin sind „Die Ähnlichkeit" und „Die Eiche am See". Die meisten Erzählungen hat Louise Brachmann für die „Harfe" geliefert. Sie traf den Ton der Dresdner Romantik am sichersten. Davon zeugen nicht nur das Märchen „Reinholde" und das Familienbild „Xavier", sondern vor allem „Der geächtete Ritter", in welcher Erzählung sie eine altschwäbische Volkssage bearbeitet. Da wird der Leser in die mondbeglänzten Nächte geführt, wo die geächteten Seelen in jeder Mitternachtsstunde zu ihrer eignen Pein von dem verödeten Schloß hinab an den See steigen müssen, um sich dort in das nasse Grab zu betten. Die Erzählung „Die Taube" lenkt wieder mehr in die Bahn der sonst üblichen Manier. Der Vorfall, daß eine Taube die Grüße zwischen zwei Liebenden, die getrennt bleiben müssen, vermittelt, ist schon oft zu einer Geschichte benutzt worden. Von der Kritik am meisten anerkannt wurde Caroline Fouqués Beitrag „Treu bis zum Tode" (vgl. Ztg. f. d. eleg. Welt 1814, Nr. 256), in dem mit hinreißender Kraft der Enthusiasmus dargestellt wird, „womit ein hochgesinntes Weib ihr ganzes Leben dem Geliebten widmet, der Trennung zum Trotz, welche weltliche Verhältnisse notwendig machen". Auch diese Fabel, daß ein Fürst ein Weib innig liebt, aber aus politischen Rücksichten es nicht heimführen kann, ist nicht originell, wohl aber sucht Caroline Fouqué den Stoff dem Leser so packend wie nur möglich zu gestalten und verleugnet dabei nirgends ihre Neigung zum Geheimnisvollen und Geisterhaften. Von Frauen, die Erzählungen zur Harfe geliefert haben, wäre noch Benedikte Naubert zu nennen. Sie ist im Januar 1819 gestorben, man hat ihr daher im letzten Band einen Nachruf gewidmet. Die männlichen Erzähler haben bei weitem nicht so viel für die Harfe geschrieben. Nur Kind hat zwei Beiträge dieser Art geliefert. Außer seiner „Unschuld der Hirtin" hat er noch ein romantisches Idyll und zwar mit all der ihm eigentümlichen Leichtigkeit, um nicht zu sagen Oberflächlichkeit, verfaßt. Der Stoff stellt sich auch wieder als ein alter Bekannter vor. Von einem Mägdlein wird ein Fisch gefangen, an dessen einer Flosse der bewußte Ring hängt. Natürlich bringt dieser dem Kinde Glück, das in diesem Falle sogar von Dauer ist. — Endlich mag hier noch

einiger mehr humoristischer Erzählungen gedacht werden, so Prätzels „Versöhnung im Taubenschlag“. Ein junges Mädchen zieht durch ihre Reize gleichzeitig zwei gegeneinander verbitterte Feinde an. Sie lockt beide mit List zu derselben Stunde in ihre Stube und versteckt den einen vor dem andern und schließlich beide vor ihrem wirklichen Geliebten im Taubenschlag. Die kuriose Situation bewirkt die Aussöhnung der Gegner. Das Humoristische ist dem Verfasser indessen nicht besonders geglückt, vor allem sind die einzelnen Momente, besonders der letzte im Taubenschlag, gar nicht genügend ausgenützt. Daß ferner Theod. Hells Erzählung „Die Liebe auf dem Dache oder mein Liebeszug in Neapel“ viel Humor enthält, deutet schon der Titel an.

Wenn nun zuletzt noch einiges über die Gedichte dieser Zeitschrift gesagt werden soll, so muß vor allem hervorgehoben werden, daß sich in ihnen der Verfall ganz besonders kennzeichnet. Das muß um so mehr auffallen, als sich gerade die Journale der jüngeren Romantik recht wertvoller lyrischer Beiträge erfreuten. Die Anregung der Dresdner durch Kleist und Müller war ganz fruchtlos geblieben; denn als sie wieder auf sich selbst angewiesen waren, als ihnen ein lebendes Vorbild fehlte, griffen sie wieder zu ihren alten Idealen zurück. Diese lagen noch in der Zeit des Rationalismus. Rationalistische Tendenzen sind es, die in den Gedichten der Harfe mehr oder weniger durchleuchten. Der Leipziger Dichter Abraham Kästner war ein solcher Götze, dem man nacheiferte. Ihn feiert man als einen hervorragenden Poeten. Sein Name wird in einem Atem mit Herder genannt. Auch auf Ramler und die Karschin lassen sich gewisse Eigenheiten zurückführen. Neben diesem Charakterzug ist ein zweiter nicht zu verkennen, er zeigt sich in einer fast sentimentalen Naturbetrachtung. Die Sehnsucht nach der Natur und das Sichausleben in derselben bilden den Grundgedanken mancher dieser Dichtungen. Bei alledem muß nun noch gesagt werden, wie die Dresdner Dichter diese beiden Charakterzüge einer früheren Zeit nicht nur nachahmten, sondern stellenweise — natürlich unfreiwillig — karikierten. So ist es denn zu Geschmacklosigkeiten gekommen, die nicht nur jeden ästhetisch Geschulten, sondern auch jeden Laien entsetzen müssen.

Da man mit dem Inhalt nichts anzufangen wußte, legte sich

das Intereſſe naturgemäß auf das Äußere, die Poeſie wurde zur Formenſache, das Dichten zur Reimkünſtelei. Zum Beweis dafür diene ein Artikel im 5. Bändchen. Er iſt überſchrieben: „Der 4. Auguſt 1815. Sonette nach aufgegebenen Endreimen". Da iſt zu leſen, daß dieſer Vorſchlag der Abwechſlung halber gemacht worden ſei. Die anweſenden Frauen und Jungfrauen hätten der Reihe nach die Angabe der Reime übernommen. Das vorgeſchriebene Geſetz hätte danach gelautet: „Vater — Kinder — gelinder — Berater — Prater — Sünder — Beſenbinder — Kater — Nebel — Mütze — Zwiebel — Hebel — Stütze — Fibel". Tatſächlich folgen zwölf Sonette, die dieſe wahren Dichter nach den aufgegebenen Worten gedichtet haben. Auch Nordſterns Reimkünſtelei in ſeinem Gedicht „An den Frieden" kann niemals wahre Poeſie ſein, obwohl es uns faſt hypermodern erſcheint, wenn wir leſen:

Mög' uns das Geſchick gewähren
Für dein Heil, — nach zentnerſchweren
Tagen —
Klagen,
banger
langer
Trauer —
— Dauer. —

Dieſen allgemeinen Ausführungen über die poetiſchen Beiträge iſt im beſonderen nicht viel hinzuzufügen. Eine eingehende Beſprechung einzelner Gedichte würde bei der großen Anzahl zu weit führen, nur einiges ſei hervorgehoben. Neben einer Unmenge kleiner Gedichte, poetiſcher Erzählungen, Romanzen, Widmungsgedichten, finden ſich einige Gedichte, die auf bildende Kunſt hinweiſen, ohne indeſſen auf irgendwelche Fragen tiefer einzugehen. Hierzu gehört z. B. die längere Erzählung von der „Madonna della Sedia", deren Bild auf einem Faßboden aufgemalt gefunden worden ſein ſoll. Ein Titelkupfer, das übrigens keinem Bande fehlt, macht die Sage anſchaulich. Weiter iſt hier, „das erſte Dutzend": „Malerſonette" von Kind zu nennen, das einzelne Gattungen der Malerei darſtellen ſoll. Am intereſſanteſten ſind die Sonette, „Die Bildergalerie zu Dresden" überſchrieben, von Dr. Carl Witte d. j., in denen er den bedeutendſten Gemälden, ſo auch der Sixtiniſchen Madonna, ein Sonett widmet, ohne daß

er aber im entfernteſten den Gefühlston trifft, der den beſchriebenen Bildern eigen iſt. Neu für die romantiſchen Zeitſchriften war auch die Sammlung von Gedichten, die K. W. Juſti unter dem Titel „Sionitiſche Harfenklänge" veröffentlichte. Er bearbeitete hier zum Teil Stoffe aus dem Alten Teſtament, meiſt in wörtlicher Anlehnung an den Bibeltext, ohne der hebräiſchen Poeſie Konkurrenz zu machen. Ganz ähnlich ſind die Gedichte Kuhns, „Palmblätter" überſchrieben, die der Gerokſchen Sammlung im allgemeinen Charakter entſprechen. Religiös empfindſame Gemüter werden wohl auch Freude an dieſen Gedichten gehabt haben.

Die Aufnahme, die die Harfe erfuhr, wird bei den Anhängern der Dresdner Poeten gewiß ganz gut geweſen ſein. Weit über dieſen Kreis hinaus wird ſie aber kaum gedrungen ſein. Die Zeitung für die elegante Welt beſpricht die erſten beiden Bände ſehr eingehend und mit viel Wohlwollen, aber ignoriert die weiteren ſechs vollſtändig. Ebenſo verhielten ſich der Freimütige und das Morgenblatt, das nur eine ganz kurze Inhaltsangabe bot. Die größeren wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften, ſo die Jenaer Allgemeine Literaturzeitung und die Heidelberger Jahrbücher, erwähnen Kinds Journal, wie auch ſeine andern Veröffentlichungen mit keinem Worte. Während im Jahre 1815 zwei und 1816 drei Bände der Harfe erſchienen waren, konnte von 1817—19 immer nur ein Band herausgegeben werden. Was der Zeitſchrift ſchließlich den Todesſtoß gegeben hat, iſt nicht genau feſtzuſtellen, vielleicht wollte man ſich auf eine neue Publikation ſammeln. Dieſe erſchien auch im Jahre 1821 und ſoll im folgenden kurz betrachtet werden.

Die Muse.

Monatsschrift für Freunde der Poesie und der mit ihr verschwisterten Künste.

Herausgegeben von Friedrich Kind. 1821—1822.

Nachdem Kind mit dem Jahre 1819 die Harfe hatte eingehen lassen, versuchte er sich zwei Jahre darauf, also 1821, mit einer neuen Zeitschrift, die er unter dem Namen die Muse monatlich bis Dezember 1822 erscheinen ließ. Er stellte selbst den Zusammenhang beider Blätter fest, indem er die Muse im Nachwort des ersten Heftes als der Harfe „in vieler Rücksicht ähnlich" bezeichnete und in der Ankündigung sagte: „Sie tritt an die Stelle der mit dem achten Bändchen beschlossenen Sammlung: Die Harfe." Wenn Kind ferner versicherte, daß er vor allem deswegen auf günstige Aufnahme rechne, weil sich die neue Zeitschrift der alten Mitarbeiter der Harfe erfreue, so wäre es überflüssig, in einer geschichtlichen Darstellung des Journalismus der Verfallszeit diesem Journal eine ausführlichere Behandlung zuteil werden zu lassen, wenn Kind mit seinen Worten recht hätte. Dies ist indessen nicht der Fall; denn die Muse bedeutet für uns eine wesentliche Erweiterung, beziehungsweise eine Ergänzung der Harfe. Von diesem Gesichtspunkte aus ergeben sich natürlich ohne weiteres Richtlinien für die Betrachtung dieses Journals. Gruppen von Beiträgen, die sich mit solchen der Harfe mehr oder weniger decken, werden mit wenigen Worten abgetan werden, die ergänzenden, beziehungsweise neuen Artikel müssen dagegen eine eingehendere Würdigung erfahren. Worin der Unterschied zwischen Muse und Harfe besteht, zeigt sich schon äußerlich. Von der Harfe wissen wir, daß sie „eine Sammlung von Gedichten, Erzählungen, biographischen Skizzen, dichterischen Reisen und ähnlichen Aufsätzen" sein wollte. Die Muse nennt sich schon auf dem Titelblatt eine „Monatsschrift für Freunde der Poesie und der mit ihr verschwisterten Künste". In der Ankündigung (Gesellschafter, Bemerker Nr. 20 zum 180. Blatt vom 8. Nov. 1820, Morgenblatt, Intell.-Bl. 39 zu Nr. 280 vom 22. Nov. 1820, Jen. Lit.-Ztg., Intell.-Bl. vom 1. Nov. 1820, Ztg. f. d. eleg. Welt, Intell.-Bl. 32 zu Nr. 218 vom 7. Nov. 1820,

Wiener Jahrb., Bd. XIII, 1821, Intell.-Nachrichten, S. 2) werden außer den in der Harfe behandelten Gegenständen noch weitere angeführt, indem es hieß: „Zum Teil aber auch wird sie (die Muse) theoretische und polemische Abhandlungen über Gegenstände der schönen Wissenschaften und Künste, sowie Beurteilungen, Anzeigen, Berichtigungen über die neuesten und wichtigsten Erscheinungen der Literatur, der Musik, der Malerei, der Schauspielkunst . . . liefern." Der vorsichtige Herausgeber fügt hinzu: „mit freimütiger Unparteilichkeit, doch stets ohne Verletzung des für Gebildete und Gelehrte ziemenden Anstandes". Das Programm seiner Muse entwickelt Kind am Ende des ersten Heftes mit besondrer Ausführlichkeit. Er zählt dort eine ganze Menge Gruppen auf und schreibt: „Diese Rubriken sind: 1. Originalgedichte, 2. Überdichtungen und metrische Übersetzungen vorzüglicher Poesien der Ausländer, 3. Erzählungen, keine Gattung dieser Dichtungsart ausgeschlossen . . ., 4. Bruchstücke aus größeren, noch nicht in Druck erschienenen Schauspielen, ingleichen ganz kleine Theaterstücke, 5. biographische Skizzen und einzelne Mitteilungen aus dem inneren und äußeren Leben bekannter Dichter, Künstler und Gelehrten, 6. kleine Reisebeschreibungen und andre Schilderungen, 7. Reliquien — noch unbekannte Aufsätze und dergleichen aus den Papieren geachteter und berühmter Verstorbener, 8. Denkmale — Gelegenheitsgedichte im besseren Sinne des Wortes, Erinnerungen an lebensgeschichtliche Ereignisse, 9. theoretische—polemische—satirische Aufsätze und Abhandlungen über Gegenstände der Literatur und Kunst, 10. Beurteilungen, Antikritiken, Berichtigungen, Anfragen und Anzeigen über bedeutende, bereits ans Licht getretene, oder noch zu erwartende Erscheinungen im Gebiete der Poesie, der Musik, der Malerei, der Schauspielkunst usw., artistische Kuriositäten, Miszellen." Schon an dem mattherzigen, vorsichtigen Ton dieser beiden Ankündigungen haben wir ein hervorstechendes Merkmal der Verfallszeit. Der Redakteur will um alles in der Welt nur keine Anfeindungen und zwar weder bei den empfindlichen Lesern, noch bei den sogenannten Freimütigen. Ja, man setzt sich sogar in der Beziehung mit der Frühromantik in Gegensatz, daß man in den „Bemerkungen, durch den Freischützen veranlaßt" (von Dr. C. Weichselbaumer), gegen das Dichten in fremdländischen Formen polemisiert, obgleich die

Muse — inkonsequent, wie ihr Herausgeber immer war — selbst dagegen fehlte. Den Hauptunterschied von der früheren Zeit bilden aber der Inhalt der Zeitschrift selbst und besonders die Artikel, die unter den Rubriken „Theoretisch—polemisch—satirische Aufsätze und Abhandlungen und Beurteilungen, Antikritiken, Berichtigungen, Anfragen und Anzeigen" angekündigt worden waren. Diese Artikel müssen im Vordergrunde unsres Interesses stehen, weil gerade sie als Ergänzung zu denen der Harfe treten und zeigen, welche Stellung die Dresdner Gruppe zu kunsttheoretischen Fragen im weitesten Sinne des Wortes einnahm. Sie darzulegen soll die Hauptaufgabe dieser Besprechung sein.

Ganz äußerlich betrachtet, muß da zunächst konstatiert werden, daß die Klasse dieser Artikel in grellem Gegensatz zu dem steht, was inhaltlich geboten wird. Bei den Zeitgenossen dieses Blattes scheinen vor allem die polemisch-satirischen Artikel der Zielpunkt des Spottes gewesen zu sein. Kind hatte sie natürlich aus Vorsorge nicht selbst verfaßt und sich schon im voraus bei dem Publikum für die möglichen Ausfälle seiner Mitarbeiter entschuldigt. Nach diesen Maßnahmen mußte natürlich die Wässerigkeit der sogenannten Polemik erst recht auffallen, und man kann es dem Morgenblatt nicht verdenken, wenn es in seiner scharfen Kritik über die Muse besonders über die angekündigte Polemik witzelte (Morgenblatt, Liter.-Bl. Nr. 27 vom 3. April 1821); wenn man im Gesellschafter (Bemerker Nr. 21, Beilage zu Bl. 188 vom 22. Nov. 1820) schon im voraus lächelnd darauf hinwies, daß Kind, „der nie den Anstand verletzte", Polemik ankündige.

Unter den kunsttheoretischen Aufsätzen allgemeiner Natur ist besonders der „Über den Geist des Romantischen" interessant. Er reizt schon durch den Titel zu einem Vergleich mit der Frühromantik, die sich auch viel mit diesem Begriff beschäftigt hat, aber durch die Fülle ihrer Gedanken und durch den Wechsel ihrer immer vorwärtsstrebenden Anschauungen nie zu einer abschließenden Formulierung gekommen war. Für den Dresdner Kreis ist es charakteristisch, daß man sich auch über diesen so schwierigen Punkt ohne viel Kopfzerbrechen einigte. Hatte Fr. Schlegel früher nur etwa in Essayform gewagt, sich über das heikle Thema auszulassen, so schrieb hier ein Mitarbeiter mit Leichtigkeit eine Auseinander-

setzung von zwanzig Seiten. Er beginnt mit der Zurückweisung einiger irrtümlicher Anschauungen vom Romantischen. Einige brächten diesen Begriff gern in den Gegensatz zum Antiken, andre meinten, das Romantische sei auf den Süden beschränkt, noch andre fänden das Wesen des Romantischen in mystischer Beschreibung und wiesen dabei viel auf Mondschein, Sympathie, Ahnungen und dergleichen hin. Am tiefsten sei noch Jean Paul eingedrungen, der in seiner Vorschule zur Ästhetik gesagt habe: „Man könnte die romantische Poesie die christliche nennen.“ All diesen Anschauungen gegenüber entwickelt der Verfasser eine neue. Charakteristischerweise geht er dabei von der ursprünglichen Bedeutung des Wortes Abenteuer aus, die auf etwas Zukünftiges und Wunderbares hinweise. Bezeichnend sei, daß fast alle echt romantischen Dichtungen sich in das Dunkel der Wälder zurückzögen. Dort sei das Auge auf einen kleinen Gesichtskreis beschränkt, das Ohr werde von Tönen getroffen, deren Ursprung sich verberge, bei jedem Schritte sei man gewärtig, daß aus dem geheimnisvollen Dunkel der Bäume etwas hervorkommen werde; eine schauerliche Ungewißheit erfülle unsre Aufmerksamkeit. Mit diesem Hauptcharakterzug, dem Geheimnisvollen und Wunderbaren, sei das Schwärmerische innig verbunden und zwar in dem Sinne, daß aus ihm ein unaufhaltsames Streben über die Gegenwart hinaus hervorginge. Darum lebe der romantische Held oder der romantisch Gesinnte mehr in der Zukunft als in der Gegenwart. Daß sich eine solche Romantik zum Allegorisieren ganz besonders gut eigne oder daß sie ihrer innersten Tiefe nach religiöser Natur sei, sind Ergebnisse, die nebenbei mit gefunden, beziehungsweise am Schluß als eigentliche Krone dem Ganzen aufgesetzt werden. Das Romantische besteht somit, kurz gesagt, in dem Wunderbaren, Geheimnisvollen, das mit einem schwärmerischen Streben aus dieser engen Welt verbunden ist. Wenn man dabei durch die allegorische Darstellung einen sogenannten guten Zweck erreicht, so ist das der Gipfelpunkt der Vollkommenheit. Der Name „Freischütz“ dürfte das praktische Beispiel für diese Theorie sein. Hält man gegen diese Ausführungen die genialen Deutungen der Brüder Schlegel, so wird man den Unterschied zwischen Anfang und Ende der Romantik um so schärfer erkennen, ja man wird fast daran zweifeln, ob man die Dresdner

Winter-Monate.

Für Freunde leichter Unterhaltung und froher Laune.

Erſter Band. Erſtes Heft.

October 1814.

Leipzig,

bei Georg Joachim Göſchen. 1814.

Dichter überhaupt noch zu dieser Dichterschule rechnen darf. Freilich darf dabei aber nicht vergessen werden, daß sich der Hang zum Wunderbaren schon bei Tieck zu regen anfängt, aber die Übertreibung des Geheimnisvollen ins Grausenhafte ist ein typischer Zug des Verfalls.

In ähnlicher Weise wie über das Romantische äußert sich die Muse über andre kunsttheoretische Begriffe. In bezug auf Selbständigkeit der Darstellung steht da ein Artikel voran, der sich „Über das Theatralische" verbreitet. Er ist von demselben Verfasser, der den Beitrag „über den Geist des Romantischen" geliefert hat und auch sonst in der Muse zu Worte kommt. Leider tritt er nie aus seiner Anonymität heraus. (Das Bibl. Repert. vermutet unter der Chiffre „A" den Namen Alexis, indessen kann ein Nachweis für die Richtigkeit dieser Annahme nicht geführt werden.) Der Artikel beginnt mit der üblichen Klage, daß das Theater sich auf dem Wege des Niedergangs befinde. Das zeigt sich dem Verfasser auch darin, daß das Wort „theatralisch", das früher nur etwas Gutes bezeichnet habe, einen so üblen Beigeschmack in seiner Bedeutung bekommen habe. Dieser Bedeutungswandel stamme allerdings noch aus jener Zeit, wo man auf der Bühne tatsächlich einem gespreizten Wesen, einem auf Stelzen gehenden Pathos beim Deklamieren das Wort redete. Diese Zeit sei zwar vorüber, trotzdem aber brauche die Schauspielkunst das Theatralische immer noch, wenn auch nur in einem bestimmten Sinne; denn sie befinde sich im Vergleich zu ihren Schwesterkünsten dadurch im Nachteil, daß sie mit ihren Eindrücken gewissermaßen nur Momentwirkungen ausüben könne. Darum müsse diese Kunst darauf bedacht sein, die einzelnen Eindrücke so zu gestalten, daß sie im Gedächtnis der Zuschauer haften blieben. Alles, was man zu diesem Zwecke unternehme, nenne man kurz: Das Theatralische, was aber dem Dramatischen gegenüberstehe. Der Dichter müsse darum besonders darauf bedacht sein, sein Theaterstück so einzurichten, daß es so viel wie möglich vor den äußeren Sinn träte. Zu diesem Zwecke müsse der Dichter darauf achten, jeder Szene einen Hauptpunkt zu verleihen, um den sich dann alles andre gruppiere. Dasselbe sei natürlich auch in dem größeren Abschnitte des Aktes und auch des ganzen Dramas zu beachten. Außerordentlich wichtig für die theatralische Wirkung

sei ferner eine geschickte Exposition, die möglichst schon im ersten Aufzuge erledigt sein müsse, wie das am trefflichsten in König Lear gelungen sei.

Dieser Artikel ist mit Ernst und Einsicht geschrieben und in vielen Punkten noch heute anzuerkennen. Wenn man aber erfährt, daß diese Darstellung die geistig höchststehende unter den allgemein kunsttheoretischen Artikeln der Muse ist, so ist das doch recht bedenklich; denn gerade hier sieht man nur zu deutlich, daß sich das Interesse an der Kunst recht sehr auf das Äußerliche und Äußerlichste gerichtet hat. Diese Einsicht wird nicht abgeändert, wenn man weitere Artikel wie „Erläuterungen über das Komische" oder „Über die deutsche Bühne" antrifft; denn in ihnen waltet derselbe Geist.

Mit dem Abwenden von dem Kern der Kunst auf das Äußerliche, auf das Theatralische, das vor allem auf die äußeren Sinne wirken sollte, ging das Interesse oder wohl gar die Bevorzugung der Oper vor dem Schauspiel Hand in Hand. In Fouqués Musen hatte die Poesie noch verächtlich von ihr als von dem Kind einer schwachen Stunde gesprochen. Hier behauptet jener Mitarbeiter „A." in seiner Untersuchung „Über die Oper" schon kühn, die Oper sei im allgemeinen fälschlicherweise als eine niedere Gattung der Dichtkunst angesehen worden. Daß eine solche Stimmung gerade in dem Dresdner Kreise besonders schnell aufkommen mußte, ist leicht erklärlich, die Mitglieder waren ja der Musik besonders zugetan, nannten ihre Vereinigung „Liederkreis" und zählten einen der bedeutendsten Komponisten jener Tage, Carl Maria von Weber, zu den ihrigen. Dazu kam noch, daß sich der Redakteur der Muse selbst mit der Dichtung von Operntexten beschäftigte, sein Freischütz findet in seinem Journal oft genug Erwähnung. In dem Artikel „Über die Oper" sucht der Verfasser darzulegen, worin eine segensreiche Verquickung von Poesie und Musik in der Oper zu finden sei, und kommt zu dem Ergebnis, daß der Operntext eine ganz besondre Behandlung erfahren müsse und zwar in dem Sinne, daß lyrische Momente so weit als möglich bevorzugt werden müßten. Das führt den Verfasser zu der weiteren Frage, welche Stoffe sich aus diesem Grunde für die Operntexte am besten eigneten. Die Antwort lautet, man möge solche Stoffe wählen, die vorzüglich poetisch sind, d. h. in welchen Phantasie und Gefühl vorherrschen,

also das Phantastische, Märchenhafte oder Romantische. Über das Verhältnis von Poesie und Musik in der Oper spricht sich auch Carl Weichselbaumer in seinen „Bemerkungen, durch den Freischützen veranlaßt" (1822, XI) aus. Auch er ist der Meinung, daß der Text nicht untergeordnet wäre, sondern gleichberechtigt mit der Musik eine gemeinsame Wirkung erzielen müsse, was am vollkommensten im „Freischütz" erreicht worden sei. Daß wir heutzutage, wo wir durch die Schule Richard Wagners gegangen sind, nicht mehr ganz auf diesem Standpunkt, besonders des Mitarbeiters „A." stehen, ist natürlich und die Folge einer Entwicklung, die in jener Zeit erst einzusetzen begonnen hatte.

Je mehr sich die Dresdner Romantiker den Äußerlichkeiten der Schauspielkunst und der neuen Gattung der Oper zuwandten, um so weniger Sinn hatten sie für das Schauspiel selbst. Wie trostlos damals die Zustände überhaupt gewesen sein mögen, ist aus einem Artikel Ernst von Houwalds, dem „Epilog zu Maria Stuart", ersichtlich. Dort wird erzählt, in welch brutaler Weise oft den Kunstwerken zugesetzt wurde. So sei z. B. ein Fürst auf den Gedanken gekommen, alle Theaterstücke vor der Aufführung auf seiner Hofbühne von einem Juristen dahin abändern zu lassen, daß die Handlung in keinem Punkte gegen einen Paragraphen des Gesetzbuches verstoße. Bei der Aufführung von Schillers Maria Stuart brach man z. B. das Stück schon mit der Hinrichtung ab und fügte ein Nachspiel an, in dem Elisabeth von rächenden Geistern geplagt wurde.

Das Interesse, das man dem Schauspiel entgegenbrachte, bezog sich in der Hauptsache auf das Äußerliche. Dahin gehört auch das Interesse an den Schauspielern selbst, das eben nur deswegen bedenklich erscheint, weil es das Interesse an der Handlung verdunkelte. Bald aber ging man weiter und brachte eingehende Erörterungen über Masken und Kostüme der Schauspieler, um endlich Dekoration und Szenerie sein Hauptaugenmerk zuzuwenden (vgl. „Einiges über szenische Anordnungen..." oder: „Verzierungen der italienischen Schaubühne...").

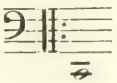
Ebenso tief stehen die literarhistorischen und kritischen Beiträge. Auch hier zeigt sich die Unfähigkeit der Dresdner klar. Man lehnte sich einfach an schon vorhandene Werke an und

lieferte nur mehr oder weniger brauchbare Auszüge. So iſt der Artikel „Über das ſpaniſche Drama“ weiter nichts als ein Auszug aus einem Aufſatze im 49. Stück der Quarterly Review über die Sammlung El Teatro español. Ganz ähnlich verhält es ſich mit W. A. Lindaus Beitrag „Über Fieldings Leben und Werke von Walter Scott“, der „Charakteriſtik Macbeths“ und „von Shakeſpeares Richard III.“, die der Mitarbeiter „A.“ gemäß eigner Angabe nach Richardſon bearbeitet hat. Unter den hiſtoriſch-kritiſchen Beiträgen iſt der beſte die Gegenüberſtellung von Scott und Byron in der Einleitung zu Malsburgs Überſetzung des erſten Geſangs „Der Dame vom See“ nach Walter Scott. Hier wird Scott als der Erlöſer der engliſchen Literatur aus den Banden des franzöſiſchen Geſchmacks geprieſen. Auch auf Byron habe er einen ſegensreichen Einfluß ausgeübt, aber ſich als der Vortrefflichere behauptet; denn er überwiege durch Reinheit und Adel des Prinzips, Byron dagegen durch intenſive Kraft. Dieſe werde aber durch den unverſöhnten Kampf und die Selbſtverfallenheit ſeines Gemüts bis zur Peinlichkeit geſteigert. Wenn ſich aber ſeine herrlichen Elemente in verklärendem Gotteslicht läutern möchten, daß ſie nicht mehr vom Moderhauch des Abfalls und der Vernichtung, vom Leichengeruch des troſtloſeſten Materialismus durchweht wären, dann würde Byron unſtreitig alle Zeitgenoſſen ſeiner Nation überſtrahlen. Scotts Triumph beſtünde in der aus der glühenden Liebe zum heimatlichen Boden entſpringenden Naturbeſchreibung, die das ganze Hochland wie ein Zauberſpiegel in ſich trägt. — An Wert beträchtlich hinter dieſer zum Teil ſogar recht geiſtvollen Einleitung ſtehen eine Reihe andrer Artikel, die den Leſer in das Mittelalter zurückführen. So wird in dem Beitrag Karl Förſters „Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen als Minneſänger und Förderer deutſchen Minneſanges“, im erſten Teil nur eine Biographie des Fürſten geboten, dann folgen eine Analyſe ſeiner Gedichte mit einzelnen Quellenangaben und zuletzt ein Abdruck mehrerer Proben nebſt Überſetzungen, die von geringer Bedeutung ſind. Ähnlich verhält es ſich mit Loebens Beitrag „Über das deutſche Gedicht von der Roncevalſchlacht“. In die Zeit der italieniſchen Renaiſſance verſetzt den Leſer Förſters Unterſuchung „Über Michelagnolo Buonaruotti als Dichter“. Der Verfaſſer preiſt den alten Meiſter als einen von

den wenigen Menschen, denen es vergönnt war, ihre erhabenen Gedanken in so mannigfacher Weise darzustellen. Michelagnolo habe als Maler, Bildhauer, Baumeister und Dichter gewirkt. Da man indessen von seinen Dichtungen wenig Kenntnis habe, so suche der Verfasser des vorliegenden Artikels einige Bekanntschaft mit denselben auf Grund eingehender Quellenstudien zu verbreiten. Es folgen eine Menge Übersetzungen kleinerer Dichtungen dieses Mannes. Zwei weitere Aufsätze, die Kritiken über Calderons Schauspiel „Geliebt und gehaßt" und Apels „Weltgericht" mögen nur kurz genannt werden, um noch eines Kuriosums zu gedenken, nämlich der „Züge aus dem Leben chinesischer Dichter" von Christian Aug. Semler. Auch dieser Artikel ist keine Originalarbeit, sondern aus den Biographien berühmter Chinesen in den Mémoires des missionnaires de Péking des Paters Amiot entnommen.

Wer etwa in den Übersetzungen und der Vorliebe für englische Literatur Zeichen frühromantischen Geistes erblicken wollte, würde sich einer großen Übereilung schuldig machen. Wie fern die Dresdner jener genialen Periode waren, zeigt der Artikel des Mitarbeiters „A." „Über die Vossische Übersetzung des Shakespeares". Hier beginnt der Verfasser mit der bittern Klage, daß Voß seine Übersetzung so bald unterbrochen habe; denn sie stehe unendlich höher als die Schlegelsche. Dieser Romantiker nämlich sei schon zufrieden, wenn er Gedanken und Ausdruck so wiedergäbe, daß er nichts anders sage als sein Dichter; er passe ferner seine Sprache dem jetzigen Geschmack an. Was der Mehrzahl zu stark, zu auffallend erscheinen möchte, mildere und schwäche er zeitgemäß; anstößige Bilder und Ausdrücke ersetze er durch unanstößige. Voß dagegen leiste auf alles Verzicht, er glaube nur dann dem Dichter völlig Genüge zu tun, wenn er seine Gedanken durchaus in derselben Form und Stellung, seine Ausdrücke mit möglichster Worttreue und seine Worte in gleichem Rhythmus, Vers für Vers wiedergäbe. Der Verfasser führt dann Belege aus dem Kaufmann von Venedig an. Es ist erstaunlich, wie dieser Mitarbeiter die größte Errungenschaft der Frühromantik, das eigentliche Eindeutschen, wie Goethe solche Übersetzungen nennt, so gar nicht verstanden hat. Wie verständnislos er bei seiner Darstellung zu Werke ging, erkennt

man auch daraus, daß ihm dieselbe bei einem Haare zu einem glänzenden Lobgesang auf Schlegel geraten wäre. Die Übertragung von Scotts „Dame vom See" durch Malsburg ist schon erwähnt worden. Ganz wirkungsvoll gestaltet sich auch Hells Übersetzung von „Oliver Cromwells letzter Unterredung mit seiner Tochter", in der das sterbende Mädchen dem Vater in einem Gleichnis ans Herz legt, nicht die Freiheit des Volkes zu morden. Die Übertragung von Byrons „Ritter Haralds Wanderungen" durch Artur von Nordstern ist diesem nicht sonderlich gelungen. Die von ihm zum ersten Male in Deutschland angewandte neunzeilige Stanze machte ihm doch zu große Mühe. Aus dem Russischen hat Oertel ein Trauerspiel „Fingal" von Oserow übersetzt und damit das deutsche Volk mit einem Werke des Mannes bekannt gemacht, der zuerst in Rußland die dramatische Dichtung in Aufschwung gebracht hat. Endlich finden sich in der Muse auch wieder jene „Sionitischen Harfenklänge", wie sie sich schon in der Harfe gezeigt haben. Hier hat der Sänger die fünf Klagelieder des Jeremias in Verse übertragen, nur schade, daß die luthersche Prosaübersetzung diese an Poesie und Sprachschönheit bei weitem überragt.

Mit der Gruppe der Erzählungen gelangen wir zu dem Teile der Muse, dessen Art und Weise schon von der Harfe her in Erinnerung ist. Auch die Muse ist von einer Menge Erzählungen der verschiedensten Art ausgestattet, die aber leider alle auf dem niedrigen Niveau stehen, wie die ganze Verfallszeit. Bezeichnenderweise sind immer die noch am annehmbarsten, die sich als Bearbeitungen fremder Stoffe erweisen. Von den Erzählungen deutscher Autoren sind eigentlich nur die Bruchstücke aus: „Tonkünstlers Leben. Eine Arabeske von Carl Maria von Weber" interessant und zwar auch nicht in kunstästhetischer Beziehung, sondern nur als schriftstellerischer Versuch dieses Komponisten, von dem man auch sagen konnte, „anders als sonst in Menschenköpfen malt sich in diesem Kopf die Welt". Originellerweise wählt er als Überschrift zum ersten Kapitel folgende Signatur  und schildert unter dem Zeichen dieses an und für sich sehr beruhigend wirkenden C seine inneren Stürme: Voll Unmut springt der Held des Stückes

von seinem Klavier auf. Eine unbezwingbare Sehnsucht faßt sein Inneres. Er will hinaus aus dem Elend seines bisherigen Lebens. Mit Ungestüm wird der Koffer gepackt und schon sitzt der Künstler auf dem Postwagen, um in die freie Welt hinauszufahren und zu schwärmen. Dabei ist es hochinteressant zu lesen, in welcher Weise ein solcher Mensch die Welt genießt. Alles ist ihm Musik. Die ganze Natur ist ihm von ihr erfüllt. Eine schöne Landschaft genießt er wie eine Musikaufführung, also ganz sukzessiv. Alles gestaltet sich ihm zu Tönen. Jeder neue Anblick weckt in ihm die Erinnerung an ein besonderes Musikstück. Am unangenehmsten sind ihm die Fahrten auf den schüttelnden Postwagen, wo er die Natur an sich vorbeifliegen sieht, dann purzeln alle die Rondos, Trauermärsche, Scherzos, Pastorales usw. durcheinander.

Auch die Beiträge, die die Muse unter der gemeinsamen Überschrift „Denkmale" zusammenfaßt, unterscheiden sich in nichts Wesentlichem von den entsprechenden der Harfe und bedürfen keiner eingehenden Betrachtung, besonders auch deswegen nicht, weil die Personen, deren man gedenkt, für uns fast durchgängig nur geringes Interesse haben. Am bekanntesten dürfte unter den Genannten noch Gerhard Kügelgen sein. Der jähe Tod dieses bedeutenden Professors der Dresdner Akademie der bildenden Künste — er war unweit Dresdens ermordet und beraubt worden — bewegte damals natürlich alle Gemüter. Der edle Gerhard vom Nordstern hat versucht, seine Gefühle in die Form eines Sonettes zu gießen. Leider ist ihm das recht herzlich schlecht gelungen. Noch geschmackloser oder mindestens unpoetischer ist Kinds Phantasie, die den Namen des Verblichenen trägt.

Von den Gedichten der Muse läßt sich genau dasselbe sagen wie von den Denkmalen. Sie gleichen denen der Harfe in bezug auf innern und äußern Wert fast ganz, nur daß sie teilweise auf einem noch tieferen Niveau stehen. An Zahl dürften sie allerdings jenen überlegen sein, da es sich fast nur um kleinere Dichtungen handelt. Auch die Autoren sind immer dieselben. Leider fehlen die sogenannten „Reliquien" in der Muse ganz, jene aufgefundenen Schöpfungen bedeutender Dichter, die zu retten das größte und bleibende Verdienst jener Zeitschrift gewesen war.

Ein kurzes Wort sei noch der bildenden Kunst gewidmet.

Sie tritt auch hier sehr zurück. Nur zweimal gedenkt man ihrer. Krug von Nidda hat den Umriß eines wahrscheinlich indischen Gemäldes aufnehmen lassen. In einer kurzen Abhandlung sucht er es zu beschreiben und die einzelnen Personen zu deuten, um dadurch das Interesse auf dieses Bild zu lenken. Ein zweiter Artikel über bildende Kunst besteht ebenfalls nur in einer Beschreibung, die sich auf beigegebene Umrisse stützt. Es handelt sich um Raffaels Villa und die Gemälde in derselben. Am Ende des Aufsatzes findet sich eine Zusammenstellung der historischen Literatur.

Trotz aller Unterstützung, die dem Redakteur der Muse zuteil wurde, ließ dieser die Zeitschrift doch mit Ende des Jahres 1822 eingehen. Sie hatte sich, wie das natürlich war, nur geteilter Anerkennung erfreut. Die Dresdner Liederkreispoeten waren selbstverständlich sehr für dieses Journal eingenommen. Böttiger schreibt z. B. an Kind von der „mehr als ein Saitenspiel rührenden, vielfach . . . anreizenden Muse". Wie sich die gegnerischen Zeitschriften verhielten, ist im großen und ganzen schon gesagt worden, als von der Polemik der Muse die Rede war. Das Morgenblatt zeigt sich dabei am heftigsten, aber auch der Gesellschafter steht nicht nach.

Ein Vergleich der Muse mit der Harfe läuft auf das hinaus, was schon eingangs gesagt worden ist. Insofern die Muse auch auf kunsttheoretische Fragen einging, steht sie allerdings höher als die Harfe, die fast nur für die bequemste Unterhaltungslektüre sorgte. Wenn es aber der Allgemeinen Jenaischen Literaturzeitung (1822, Nr. 29) in den Sinn kommt, die Muse „als eine nicht unwürdige Nacheiferung der Schillerschen Horen" anzupreisen, so grenzt das hart ans Lächerliche.

Mit der Muse erlosch Kinds Tätigkeit als Redakteur einer romantischen Zeitschrift. Für uns bleiben noch einige kleinere Zeitschriften zur Besprechung übrig, die ebenfalls zu dem Dresdner Kreis in engster Beziehung standen.

Die Hesperiden.

Blüten und Früchte aus der Heimat der Poesie und des Gemüts.

Herausgegeben von Isidorus.

1816.

Nur anhangsweise zu den Dresdner Zeitschriften „Harfe" und „Muse" sei hier eine weitere Zeitschrift ganz kurz besprochen, die eigentlich mehr den Charakter eines Almanachs trägt. Sie ist von dem Grafen Otto Heinrich von Loeben herausgegeben worden und hat eine Vorgeschichte, die in ihren Einzelheiten in den Briefen Helmina von Chézys und Loebens aus dem Jahre 1814 (Mitteilungen aus dem Literaturarchive in Berlin 1898) aufgezeichnet ist, uns hier aber nicht in ihrem ganzen Umfang interessiert. Erwähnt sei nur, daß man die in der neuen Zeitschrift abgedruckten Gedichte schon früher zu einer Sammlung „Perlenkranz" vereinigt hatte. Loeben berichtet etwa dasselbe auch in dem Vorwort zu den Hesperiden, wo er sagt, daß er den Hauptbestand seiner lyrischen Beiträge einem schon früher entworfenen Plane eines poetischen Taschenbuchs, dessen Erscheinen die Zeitumstände des Frühjahrs 1815 vereitelten, verdanke. Wodurch man berechtigt ist, die Hesperiden eine Zeitschrift zu nennen, ist ebenfalls hier zu lesen; denn es wird da von einer Vereinbarung zwischen der Verlagsbuchhandlung und dem Herausgeber gesprochen, nach der sich dieser bereit erklärt, halbjährlich einen solchen Band zu liefern. Wenn der aufgestapelte Vorrat an lyrischen Stoffen dem ersten Band der Hesperiden in der ersten Hälfte die Form eines Musenalmanachs gegeben habe, so solle das, so sagt der Herausgeber ausdrücklich, „keineswegs angenommene Regel für die künftigen Teile" sein.

In dem Rahmen der vorliegenden Betrachtung nehmen die Hesperiden deswegen eine charakteristische Stellung ein, weil sie als Zeitschrift der Dresdner speziell der Gruppe angehörte, die sich um den Grafen von Loeben scharte. Es ist dieses insofern nicht unbedeutend, weil dieser Loeben noch aus der Periode der jüngeren Romantik stammt. Interessant ist daher zu beobachten, inwieweit sich in den Hesperiden noch der romantische Kern der Jugendjahre

des Herausgebers zeigt und wie andrerseits die Plattheit der Dresdner Einzug gehalten hat. Von diesem Gesichtspunkt aus mag diese Zeitschrift betrachtet werden.

An die Zeit der ungesundesten Romantik erinnert Loebens Erzählung „Zauberunsegen". Sie ist eine der widerlichsten Geschichten der Verfallsperiode. Die Fouquésche Manier ist deutlich zu erkennen, aber geradezu zur Karikatur ausgeartet. Als Zweck der Erzählung läßt sich vermuten, Loeben habe seine Leser von der Verderblichkeit des Zauberglaubens überzeugen wollen. Der Inhalt vermag das aber gar nicht zu tun. Denn einmal wird die Möglichkeit der Zauberei als vollkommen sicher hingestellt, zum andern aber wird gezeigt, wie niemand sich dem Zauber entziehen könne. Das Holzkreuz, das schließlich den höllischen Mächten Einhalt gebietet, vermag auch nicht zu überzeugen, da es viel zu sehr als Kunstgriff des Schriftstellers erscheint, um seiner Erzählung eine einigermaßen befriedigende Lösung zu geben. Bei all dem Gespensterspuk, der in Klöstern, Schlössern, auf den Bergen und Friedhöfen eine zusammenhängende Geschichte bilden soll, befleißigt sich Loeben noch eines außerordentlich unklaren Stils, der die allgemeine Verworrenheit noch erhöht. Glücklicherweise entgleiste Loeben nur einmal in dieser Art. An seine frühe Jugendzeit erinnern die Beiträge seiner Jugendfreunde. Zu diesen gehört als der hervorragendste Joseph von Eichendorff. Dieser hat im poetischen Teil der Zeitschrift eine Reihe seiner lyrischen Gedichte abdrucken lassen. Seine Beiträge gehören zu den besten in den ganzen Hesperiden. Die schlichte Art, in die dieser Dichter seine Gedanken zu kleiden weiß, macht einen wohltuenden Eindruck. Sein „Flügelroß" ist in launiger Sprache geschrieben und schildert den armen Poeten, der sich auf seinem Pegasus über die Erdennot in höhere Sphären erhebt. Sein Vaterland verherrlicht Eichendorff in dem Gedicht „An die Freunde" und dem Bacchus singt er ein „Trinklied". Recht innige Töne weiß er anzuschlagen, wenn er in einem „Liedchen" von seinem Schatz singt und wenn er in der „Herbstklage" über sein untreues Liebchen trauert. Auch sein Bruder, Wilhelm von Eichendorff, hat in seinem Gedicht „Die zauberische Venus" einen wertvollen Beitrag geliefert. Viele seiner Freunde scheint Loeben in Berlin zur Zeit der Abendblätter kennen gelernt

zu haben. Zu diesen gehört auch Fouqué, mit dem ihn besonders innige Freundschaft verband. Fouqués „Todesahnung" und „Die Siebenschläfer" sind in den Hesperiden abgedruckt. In jene frühere Zeit weisen auch die Beiträge der Dichter Max von Schenkendorf, Karl von Hardenberg, Kerner und Zacharias Werner. Schenkendorfs Beiträge: „In der Fremde" und „Andreas Hofer" (vgl. Bibl. Repertor. I, Sp. 318) zeichnen sich mehr durch Innigkeit als durch Vollkommenheit der Form aus, während das Gedicht „An Jakob Böhmes Grab" sich weit über die erstgenannten erhebt. Auch von dem damals schon verstorbenen Karl von Hardenberg sind unter dem Pseudonym „Rostorf" einige Beiträge erschienen, von denen die beiden „Lied" und „Dem Prinzen von Hessen-Philippsthal" glühenden Patriotismus atmen. Ergreifend ist Kerners Gedicht „Des Arztes Wunde", in dem uns gezeigt wird, wie der Arzt, der schon so vielen geholfen hat, selbst unheilbar an einer Wunde seines Herzens erkrankt ist und sich den Tod wünscht.

Mehr nach den Dresdner Freunden hin weisen Namen wie Wilhelm von Schütz, Helmina von Chézy, Therese aus dem Winkel, Ernst von Malsburg. Ihre Beiträge entsprechen ganz denen in der Muse und Harfe. Schon die Gedichte von Schütz sind sehr ungeschickt und lassen wie etwa folgende: „Abgeschiedenheit", „Leben und Dichtung", „Der Vater und sein Kind", herzlich wenig von echter Lyrik verspüren. Dasselbe gilt auch von Beiträgen der Chézy: „Lied" und „Gute Nacht" und den Gedichten der übrigen Genannten. Auch Loebens eigne poetische Beiträge erheben sich in nichts von denen der Dresdner. Der früher so unangenehm wirkende katholisierende Zug seiner Dichtungen, wie er sich z. B. im Phöbus gezeigt hatte, tritt hier nicht hervor. Er ist zugunsten ganz alltäglicher Gedanken und Worte verdrängt. Loeben ist offenbar kein Dichter gewesen und seine Freundschaft z. B. mit den Eichendorffs wird nicht auf gegenseitiger Anerkennung künstlerischer Tüchtigkeit beruht haben. Höchst interessant für die Beurteilung Loebens in seiner Dresdner Zeit ist ein Aufsatz von ihm, der „Teegespräche" überschrieben ist. Leider fehlt auch in diesem Beitrag die so wünschenswerte Klarheit. Ästhetische Gespräche, von denen Loeben hier redet, gab es natürlich zu allen Zeiten romantischen Fühlens, und manches geistreiche Wort ist dabei gesprochen worden. Mit dem

Verfall der Romantik verfielen naturgemäß auch die Geſellſchaften. Sie vermehrten ſich ungemein und nahmen allerhand Mitglieder auf, die niemals auch nur einigermaßen poetiſches Empfinden gehabt hatten. Man kam eben zuſammen und redete, und damit die ganze Geſellſchaft einen gewiſſen Mittelpunkt hatte, griff man zu der altbewährten Teekanne, die auch in den früher ſo geiſtreichen Zirkeln eine wichtige Rolle geſpielt hatte. Einige hellſehende Männer jener Tage, wie z. B. Ludwig Tieck, haben reichlich über dieſe „äſthetiſchen Tees" geſpottet. Solchen Spöttern tritt Loeben entgegen. Zwar ſpielt er dabei etwas Verſteckſpiel und läßt durch die verſchiedenen Perſonen ſeines Geſprächs auch gegenteilige Meinungen äußern, aber er weiß doch gleich von Anfang an eine Menge guter Seiten an dem Teezirkel hervorzuheben. Merkwürdigerweiſe kommt er dabei ſofort auf den Tee ſelbſt zu ſprechen und meint, daß der Tee ein Symbol jener zarteren Sittlichkeit und Transparenz ſei, welche beſonders das Frauengemüt ſo pflanzenartig beſitze, außerdem ſei in dem Tee eine Art Berauſchung, die das Gemüt anrege und die Sinne zum Sinn verfeinere. Zu den Stimmungen, die der Tee erwecke, kämen ferner die durch das ganze Milieu hervorgerufenen. Die Lampe, das Magiſche, Verklärende in der Stille des Raumes mache den Verſammlungsort zu einem Tempel, in dem die Frauen gleich Prieſterinnen an duftiger Flamme die Schalen der Weihe reichten. Ein ſolcher Tee ſei ein Feſt des Geiſtes, ein Myſterium, an dem aber nur die Auserwählten teilnehmen könnten. Man braucht gar nicht weiter zu leſen, man hat das anſchaulichſte Bild von einem der äſthetiſchen Tees, und man kann ſich ſchon denken, um was es ſich in den geiſtreichen Geſprächen handelte. Der Tee iſt die Hauptſache, die Zimmereinrichtung ebenfalls weſentlich. Das einzige Unweſentliche ſcheinen die äſthetiſchen Menſchen zu ſein, die waren damals gewiß nicht ſo leicht zu beſchaffen wie Tee und ein gemütliches Zimmer. Einen ſolchen Zirkel verteidigt Loeben nicht nur, ſondern er ſtellt ihn geradezu als etwas Erhabenes hin und polemiſiert dabei mit kräftiger Sprache gegen die ſogenannten Modetees, die noch ſchlechter ſein ſollten. Man kann zur allgemeinen Beruhigung ſagen, daß es auch damals unter den Dichtern der Verfallszeit einige gegeben hat, die nicht ſo dachten wie Loeben, ſelbſt deſſen Freundin Helmina von Chézy ſpricht ſich in einem Brief an

Tieck (Briefe an Tieck v. Holtei I, 137 f.) sehr abfällig über diesen Artikel aus.

Ausgezeichnet paßte in eine solche Teegesellschaft eine Dichterin, die sich Theorosa nannte, nämlich Therese aus dem Winkel. Sie hat einen ans Kuriose grenzenden Artikel geschrieben, den sie mit den stolzen Worten „Phantasie über die Physiognomie der Zahlen" überschrieb. Hier phantasierte sie über Form und Inhalt der einzelnen arabischen Zahlen. Sie meint: sehr sinnig beginne die Reihe der Zahlen mit der sphärisch gewölbten Null, sie sei der Anfang und das Ende, Unaussprechliches hier und dort. Gewiß gab es schon damals Menschen, die bereits das schon nicht mehr verstanden, obwohl nun erst die eigentliche Phantasie begann. Die Null sei nämlich, so fährt die Verfasserin fort, die eigentlich weibliche Natur unter den Zahlen; denn sie sei namen- und bedeutungslos, wenn sie allein stehe, aber erhöhend, wo sie sich liebend als Gefährtin anschließe. Die 1 dagegen bilde den Grundpfeiler des ganzen Zahlengebäudes, die 2 strebe vorwärts und rückwärts, in Vergangenheit und Zukunft, sie scheine entzweit mit sich selbst. Schön und wohltuend führe indessen die 3 dies doppelte Streben des innern und äußern Lebens zur Eintracht, sie sei ein Bild des sinnigen Selbstbeschauens, der inneren Ruhe und des äußeren Gleichgewichts; Anfang, Mittelpunkt und Schluß stehen in ihr in schöner, deutsamer Beziehung aufeinander, Ewigkeit spreche aus allen dreien. In dieser Weise läuft der Artikel die Zahlen von Null aus bis zur neun durch, sich immer mehr in alberne Phantastereien verlierend.

Außer den bereits Genannten haben noch eine außerordentlich große Anzahl Dichter Beiträge besonders für den ersten poetischen Teil geliefert. Genannt seien hier nur Deinhardstein, Koreff, Assur, Giesebrecht, Goldmann, Birnbaum, J. P. Hornthal, Karl Näke, Fr. Laun u. a. Unter den Prosa-Aufsätzen des zweiten Teils verdienten die „Blätter aus dem Lebensbuche einer Künstlerin" von Theorosa Erwähnung. Die Dichterin führt dort in Aphorismen ihre Gedanken über Kunst, Liebe, Dichtung u. dgl. aus.

Aus dem Leben der Zeitschrift sei nur noch kurz erwähnt, daß ein weiterer Band nicht erschien. Über geplante Fortsetzungen unterrichtet ein Brief der Chézy an Tieck, in dem es heißt (Briefe an Tieck, hrsg. v. Holtei I, 137 f.): „Loebens Hesperiden gedenke ich

ſelbſt fortzuſetzen, ſie enthalten bis jetzt viel Schönes, ich finde aber, daß er ſeine Sache nicht geſchickt angefangen... Ich weiß auch gar nicht, warum und wie er von ſeinem früheren Gedanken abgekommen, das Buch mit mir herauszugeben, und um ſo unſre Freunde alle zu gewinnen." Eine Fortſetzung erſchien nicht, andre Zeitſchriften waren unterdeſſen neu erſchienen und hatten die Hesperiden in Vergeſſenheit gebracht. Aus der Menge der Neuerſcheinungen mag hier nur noch ein Journal angeführt werden, das beſonders deswegen Intereſſe hat, weil es einmal ein reines Buchhändlerunternehmen zu ſein ſcheint: die Wintermonate.

Wintermonate.

Für Freunde leichter Unterhaltung und froher Laune. 1814—1815.

Titel und Untertitel kennzeichnen dieses Journal als einen Typus der Verfallszeit, und nur die Mitarbeiterschaft der Dresdner rechtfertigt seine Einreihung in die romantischen Zeitschriften. Fouqué und seine Freunde dagegen haben sich ganz von diesem Unternehmen ferngehalten. Damit ist aber ein Charakteristikum der Wintermonate gegeben. Es fehlen nämlich jene romantischen Erzählungen mit all ihrem Geister- und Gespensterglauben, und das wäre an und für sich ein ganz erfreuliches Zeichen, hätten die Dresdner dieser Manier nur etwas Besseres gegenüber zu stellen gehabt. Das hatten sie aber nicht, und so wurden die Erzählungen, auch noch jener romantischen Hülle entkleidet, immer platter und armseliger. Man hat das offenbar selbst gemerkt und suchte die entstandene Lücke durch einen derben Humor reichlich auszufüllen. Den ganzen Charakter der Zeitschrift kennzeichnet schon die Ankündigung, wie sie im Morgenblatt (1814, Int.-Bl., S. 59), und in der Zeitung für die elegante Welt (vom 29. Oktober 1814, Int.-Bl., S. 10), erschien und wie sie auf jeder inneren Umschlagsseite der Zeitung selbst zu lesen war. Dort heißt es: „Von diesem Journal, welches den Zweck hat, den Freunden einer unterhaltenden Lektüre die langen Winterabende möglichst zu verkürzen, erscheint jeden Wintermonat ein Heft ... Leichte, angenehme Unterhaltung ist der Zweck dieses Institutes." Vor allem weist aber der Untertitel der Zeitschrift „Für Freunde leichter Unterhaltung und froher Laune" auf ihre Bestimmung hin.

Auch schon aus diesen Ankündigungen geht hervor, daß man dem Humor ein weites Feld einzuräumen gedachte. Leider fehlte es aber an geeigneten Mitarbeitern, die den wahren, auch ästhetisch wirkenden Humor zu treffen verstanden. Es herrschte vielmehr ein grober, polternder Witz, der zwar das Volk ergötzt und den Autoren volle Taschen gemacht haben mag, der aber nicht den geringsten literarischen Wert hat. Am erträglichsten, ja stellenweise ganz er-

götzlich, wirkt noch der anonym erschienene Artikel „Münchhausens des jüngeren Reise durch die Welt", der in der Art von „Schelmuffskys Reisebeschreibungen" von Christian Reuter gehalten ist. So wachsen in dieser Erzählung auf Spitzbergen die Bananen schöner und schmackhafter als in Indien, und am Äquator amüsiert sich Münchhausen auf der schönsten Rodelbahn usw. Was diesen Beitrag noch interessanter macht, ist ein satirischer Einschlag, der sich nicht nur in boshafter Polemik gegen auffallende Eigenheiten bestimmter Völker überhaupt richtet, sondern auch die Gegenwart mit ihren Mängeln nicht verschont läßt. Gleich zu Anfang wendet sich Münchhausen gegen Mängel der vaterländischen Literatur. Besonders scheint auch ihn die beängstigende Unmenge der damals produzierten Sonette in Harnisch gebracht zu haben; denn er beginnt seine Erzählung mit den Worten: „Kaum drei Minuten nach meiner ersten Reise, vermittelst deren ich in dem großen Gasthofe, die Erde genannt, ankam, machte ich mein erstes Sonett. Sonette sind zwar nur eine leichte Arbeit, wobei es nicht darauf ankommt, ob Gedanke und Wort zueinander passen, wie eine schöne Gestalt in ein schönes Gewand; aber für meine zarte Jugend war es doch viel. Als ich zu den Reimen: sinken, blinken, winken, die Gedanken gefunden und hinzu geschrieben hatte, stand der Reim trinken noch vor meinen Augen ..." Nachdem der Verfasser die neusten Dichter damit an den Pranger gestellt hat, setzt er auch den Schriftstellern tüchtig zu. Als es nämlich Münchhausen in Ostindien im Hochsommer zu heiß wird, läßt er sich in einer Taucherglocke auf den Boden des Ganges hinab. Dort ist er aber nicht untätig. Zuerst erfindet er eine Maschine für die Buchdruckereien; „diese setzte ohne alle menschliche Hilfe die Handschriften nicht nur ohne alle Druckfehler ab, sondern verbesserte auch alle Sprachfehler und anderen Schnitzer des Autors". Später schreibt Münchhausen ein Morgenblatt und ein halbes Dutzend allgemeine Literaturzeitungen für die Welt der Fische. Damit aber alle seine Zeitschriften und Bücher auch gelesen werden, verbietet er sie selbst mit großer Strenge, sobald sie erscheinen. Das Bibliographische Repertorium (I, Sp. 286) vermutet, daß diese Erzählungen von Fr. Laun stammen. Sehr satirischer Natur ist auch ein Epigramm von E. A. W. von Kyaw. Dieser war Erbherr auf Spitzkunersdorf und Haynewalde

(Goedecke VII, 309). Seinem aristokratischen, unabhängigen Standpunkt entspricht auch sein dichterisches Gebaren, das wir später von einer weniger günstigen Seite kennen lernen werden. Hier ergreift er das Wort, um die gegenwärtige seichte Kritik an den Pranger zu stellen. Mit beißendem Spotte ruft er aus:

„Die neue Kritik, wie ihr alle wohl wißt!
Beständig im Kreißen und Kindsnöten ist.
Nur selten gebärt sie ein tüchtiges Kind,
Die meisten sind bucklicht, gelähmt oder blind.
Oft sind sie noch unreif vom Fuß bis zum Schopf,
Auch fehlet bei vielen (o schade) der Kopf.
Von Wechselbalgen mancherlei Art,
Da werden wir mehr überschwemmt als bewahrt,
Doch werden, wir müssen es leider gestehn,
Die Wassergeburten am mehrsten gesehn."

Bedeutend unschuldiger, aber auch ganz lustig ist K. G. Prätzels „Tischlied zum Geburtstag eines Arztes", in dem der Dichter so ganz nebenbei ein paar kräftige Hiebe gegen den Arztstand austeilt.

Leider ist diese witzige und dabei doch immer vornehm bleibende Komik in der Zeitschrift nur sehr selten. Gleich die erste Erzählung „Herr Schnackenberger und seine Juno" lenkt zu der derben Komik über, die in gewissen Stimmungen am Biertisch vielleicht nicht ungenießbar ist, die aber in einem Unterhaltungsjournal hätte vermieden werden sollen. Es werden hier in zusammenhängender Weise die Abenteuer eines vierschrötigen Bruder Studio berichtet, die er mit seinem Hund, Juno, auf einer Reise erlebt. Der Witz besteht darin, daß der ungestüme, höchst derbe junge Mensch durch sein Wesen in allerlei Konflikte gerät, aus denen er sich mit mehr oder weniger Geschick, oft aber nur durch Brutalität herausfindet. Diesem Beitrag von Friedrich Laun steht ein ähnlicher von Prätzel nicht viel nach. Es ist dessen „Apologie der Backenbärte und Hahnenkämme", die er wohl zu seiner Entschuldigung — eine „Abendvorlesung" nennt. Humorvoller war eine andre Serie von Beiträgen, die man sinngemäß „Briefe von Berauschten" überschrieb. Auf viel tieferer Stufe steht schon das Polterabendspiel „Kaiserstolz und Huckepack oder Emma und Eginhard". Die Prinzessin, die Tochter Karls des Großen, ist unsterblich in den Geheimschreiber verliebt. Sie erklären sich gegenseitig in einer

Nachtszene, die von dem Hanswurst und schließlich auch von Karl dem Großen belauscht wird, ihre Liebe. Das Stück erinnert lebhaft an die Fastnachtsspiele des ausgehenden Mittelalters oder an die dörflichen Komödien auf den Gasthöfen. Vor allem widerlich wirkt hier bereits ein Umstand, der in andern Beiträgen noch deutlicher hervortritt, nämlich die absichtliche Reizung und Erweckung lüsterner bzw. pikanter Gefühle. Ganz unverblümt werden hier oft über die heikelsten Dinge zweideutige Redensarten geführt, die offenbar auch zur Erweckung „froher Laune" dienen sollten. Dieser unangenehme Zug tritt ebenfalls schon im ersten Hefte, in dem Gedicht „Mars und Hymen, eine Parallele" von Knaw auf. Bald ans Unflätige grenzt aber Knaws „Rat, Staxens Anverwandten gegeben", wo er dem ungestümen Vetter Max zur Strafe ein boshaftes Weib „zum Ehegemahl ins Bette" zu geben empfiehlt.

Es ist erstaunlich, wie der Ton in den Zeitschriften so herunter sinken konnte. Glücklicherweise wurde das nicht zur Regel, und auch in den Wintermonaten finden sich eine ganze Reihe Beiträge, die rühmliche Ausnahmen machen. Hierhin gehören zunächst zwei dramatische Gedichte F. Kinds. Das erste heißt „Zigeunerwirtschaft" und zeichnet sich durch Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung aus. Das zweite führt die Überschrift „Schlittenfahrt im Städtlein Zwielingen".

Von den weiteren Artikeln der Wintermonate ist nichts Hervorstechendes zu sagen. Sie stimmen im allgemeinen mit den entsprechenden der schon behandelten Zeitschriften überein. Die Erzählungen sind unbedeutend und weitschweifig. Prätzels „Lohn der Treue" dürfte noch die beste sein. Aufsehen machten in jener Zeit die „Briefe aus Kiow" [= Kiew] von Krug von Nidda, die in der Tat mit viel Geschick einzelne Szenen aus dem Leben in dieser Stadt darboten. Die Jenaer Allgemeine Literaturzeitung (1815, Nr. 234) schrieb darüber: „Die Briefe aus Kiow sind mit anziehender Bildung und in einem geistreichen Stile geschrieben und erwecken Interesse; sogar scheinen sie ein höheres Streben anzudeuten, als sich bisher in den vom Verfasser mitgeteilten Gedichten kundgab."

Die poetischen Beiträge sind zum Teil schon erwähnt worden. Karl Grumbach hat außerdem zwei Gedichte, „Vergangenheit" und „Lied" überschrieben, beigesteuert. Recht erbärmlich nach

Inhalt und zum Teil auch Form ist A. Kretschmanns „Hochzeitslied". Wirklichen poetischen Wert haben eigentlich nur die „Poetischen Kleinigkeiten" von Bobrik, unter denen manches wahrhaft tief Empfundene zu lesen ist.

Die Aufnahme, die den Wintermonaten zuteil wurde, war ziemlich günstig, wenigstens läßt sich das aus den Verlagsanzeigen erkennen. Die Kritik faßte die Zeitschrift als ein Gegenstück zu Fouqués „Jahreszeiten" auf und zwar in dem Sinne, daß hier mehr für Prosaunterhaltung gesorgt werden sollte. Von diesem Standpunkt aus ist auch die einzige größere Rezension der Wintermonate in der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung (1815, Nr. 234) abgefaßt. Die Verlagshandlung scheint kein schlechtes Geschäft mit dem Unternehmen gemacht zu haben, wenigstens kündigte sie die Zeitschrift für den nächstfolgenden Winter wieder an, und zwar sollte sie dann mit wesentlichen Veränderungen und Verbesserungen erscheinen. So sollte besseres Papier verwendet werden und jedes Heft ein Kupfer von „wirklichen Künstlern" tragen. Außerdem habe sich Herr Friedrich Kind zur Herausgabe bereit erklärt, er werde dabei von den Mitarbeitern an dem Taschenbuche zum geselligen Vergnügen und an der Harfe unterstützt. Die angekündigte Fortsetzung erschien nicht, sondern überließ andern Journalen ähnlicher Art das Feld.

Morgenröthe.

Herausgegeben von Auguſt Gebauer.
1819 und 1821,
und

Orpheus,

eine Zeitſchrift in zwangloſen Heften.
Herausgegeben von Dr. Carl Weichſelbaumer.
1824—1825.

Aus der ungeheuren Menge romantiſcher Zeitſchriften, die der Verfallszeit angehören, ſind bisher nur die beiden Gruppen von Journalen herausgehoben worden, die ſich im Norden von Deutſchland um Fouqué ſcharten und die dem ſogenannten Dresdner Dichterkreis angehörten. Die Wünſchelruthe und ſelbſt die Salina konnten noch mehr als Übergangserſcheinungen betrachtet werden. Da es nun unmöglich iſt, der Unzahl noch unerwähnter Zeitſchriften gerecht zu werden, und da es für eine geſchichtliche Darſtellung wie die vorliegende in der Tat auch auf keine Vollſtändigkeit der Aufzählung ankommt, ſondern vielmehr auf die Herausarbeitung gewiſſer Typen, ſo mögen hier außer den bereits beſprochenen nur noch die beiden ſoeben genannten Zeitſchriften betrachtet werden, um dann noch des letzten romantiſchen Journals, den „Berliniſchen Blättern für deutſche Frauen", zu gedenken.

Die allgemeine Zeitlage in der Verfallsperiode iſt ſchon am Eingang zum dritten Teil dargelegt worden. Es hatte ſich da gezeigt, wie die troſtloſen politiſchen Zuſtände die Menſchen abſtumpften und zu höheren Idealen unfähig machten. Das Intereſſe an höherer Kunſt war geſchwunden, nur der ſeichten, gehaltloſen Lektüre wurde noch eifrig zugeſprochen und für dieſe von den Dichtern reichlich geſorgt. Es iſt natürlich klar, daß dieſe trüben Zeitumſtände nicht auf alle Menſchen gleichmäßig wirkten. Die Concordia z. B. hat ſchon gezeigt, wie Schlegel das religiöſe Empfinden ſeines Innern pflegte und die Zeitverhältniſſe von dieſem Standpunkte aus betrachtete. Ein geſteigertes religiöſes Empfinden iſt in Zeiten der Not überhaupt eine häufig beobachtete Erſcheinung. Nun waren

zwar die Jahre nach dem Friedensschluß nicht eigentlich Jahre der Not, wenigstens nicht der materiellen, wohl aber einer geistigen Not, die zu Enttäuschungen, Hoffnungslosigkeit, Haß und Erbitterung führte. Darin lag es begründet, daß sich die breite Masse des Volkes einer gewissen geistigen Trägheit hingab und sich mit solcher geistigen Nahrung begnügte und nach ihr verlangte, wie sie etwa die Dresdner Journalisten verteilten. Tiefer angelegte Menschen hätten gern gegen die bestehenden Verhältnisse angekämpft. Der Staat, die Polizei, machten ihnen das unmöglich. In dieser Not gab es zwei Auswege, man wandte sich religiösen Fragen zu, um dann in Gott und einem religiösen Lebenswandel den inneren Frieden zu finden, den die Welt nicht geben konnte, oder man vertiefte sich in die Wissenschaft und Kunst, um in ihr wahre Befriedigung zu suchen. Beide Wege sind nicht neu, sie sind im Laufe der Geschichte wiederholt betreten worden. Auch die jüngere Romantik kannte sie und hat auf ihnen zu wirken gesucht. Selbst in der Verfallszeit, in dieser Zeit allgemeinster Erschlaffung, hatte man noch Kraft genug, diesen Weg zu finden. Verschiedene journalistische Unternehmen lenkten in ihn ein, ohne aber ein wirklich kraftvolles Leben zu entwickeln, auch hier zeigte sich der Verfall; da waren unter den Mitarbeitern keine Namen wie Fichte, Solger, Kannegießer, Schlegel, Schleiermacher und dergleichen zu lesen, sondern nur solche, die unsre Gegenwart kaum mehr kennt. Auch die Beiträge fielen entsprechend aus, aber trotzdem klingt in ihnen doch so mancher Ton nach, der in früheren Zeitschriften im Verein mit andern Tönen eine so erfrischende Musik gegeben hatte.

Unter den Zeitschriften, die in vorgenannter Weise zu wirken versuchten, mögen als Typus die „Morgenröthe" und der „Orpheus" angeführt werden. Die Morgenröthe sucht vor allem Nahrung für die religiös tiefer Empfindenden zu bieten. Dabei stellt sie sich weder auf den orthodox katholischen Standpunkt wie die Concordia Fr. Schlegels, noch vertritt sie rein protestantische Ideen, sondern läßt die verschiedenen Anschauungen unbefehdet nebeneinander stehen. Der Grund hierfür mag besonders darin zu suchen sein, daß die Morgenröthe den Charakter einer Zeitschrift sehr verwischt hat und mehr eine Gedichtsammlung darstellt, obgleich auch Prosaaufsätze in ihre Spalten aufgenommen worden sind.

Welche Ziele sich diese Zeitschrift stellte, zeigen die Ankündigungen, wie sie in der Zeitung für die elegante Welt (Intell.-Bl. 18, vom 27. Juli 1819), im Freimütigen (literarisch-artistisch-musikalischer Anzeiger Nr. 20 vom 24. Sept.) und im Morgenblatt (Intell.-Bl. 29 zu Nr. 214 vom 7. Sept.) zu lesen waren. Sie lauteten: „In der Ostermesse 1819 ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben ... (es folgt der Titel). Der Titel scheint viel zu versprechen. Das Werk sucht es zu halten. Überall begegnet uns der milde herrliche Geist des Christentums. Die Abhandlungen, die Gedichte, die Erzählungen, die einzelnen Gedanken haben zum Mittelpunkt das Evangelium unsers Herrn Jesu Christi. Man darf nur auf Fouqués Wollen und Wallen und den Weihnachtsabend von demselben, auf Heilmanns ungemein schönes Gedicht St. Johannis letztes Wort, auch des Grafen von Loeben zarte Erzählung und die Folge geistreicher Briefe über Glaubensansichten von Fanny Tarnow hinweisen, und auf so manches andre innige Lied und so viele schöne Darstellungen und Betrachtungen. Möge das Buch für recht viele Leser eine Morgenröthe werden und sie selbst sich durch eine Reihe von Fortsetzungen in gleichem Geiste verlängern." Daß der Herausgeber Gebauer nur für religiös veranlagte Gemüter schrieb, daß er seine Zeitschrift nicht für die große Welt, sondern für den friedlichen Kreis empfindender Familien schuf, sagt er selbst in der Widmung, die er dem ersten Band voranstellte. Dort heißt es: „Der Frau Präsidentin vom Hagen und Ihren liebenswürdigen Fräulein Töchtern gewidmet von dem Herausgeber. So gehe denn hin, du liebes Büchlein, in das manches befreundete Gemüt milde Gaben niedergelegt hat, gehe hin in den traulichen Kreis der stillen, heiteren, für alles, was wahr, schön und gut ist, empfänglichen Familie, und wiederhole, was jedes Glied derselben tief und innig fühlt, daß Poesie und Religion im Schoße wahrer Häuslichkeit ein stilles, aber das schönste, ja das einzige Glück des Lebens bewähren!"

Der Geist der Zeitschrift ist durch diese beiden Zitate schon treffend gezeichnet, es mag daher nur noch ein Blick auf die Mitarbeiter geworfen werden, um auch aus ihren Namen und Beiträgen einiges zu ersehen. Der Titel der Morgenröthe führt gleich eine Menge Mitarbeiter an. Louise von Brachmann, Helmina von Chézy, Ehren-

berg, Caroline und Friedrich de la Motte Fouqué, Friedrich und Ludwig Giesebrecht, Heilmann, Franz Horn, O. H. Graf von Loeben, Ernst Freiherr von der Malsburg, Strauß, J. G. S., Fanny Tarnow u. m. a. Die Liste der Mitarbeiter zeigt in der Hauptsache dieselben Dichter und Schriftsteller, die schon an früheren Zeitschriften mitgearbeitet haben. Es erübrigt sich also, über sie und ihre Beiträge ausführlich zu sprechen. Neu ist vor allem der Herausgeber August Gebauer. Dieser zeigte allezeit ein stark religiöses Empfinden und hat das nicht nur durch die Herausgabe seiner Morgenröthe bewiesen. Aus der Menge der Artikel, die er für seine Zeitschrift geschrieben hat, mögen hier genannt werden: „Gott in der Natur", „Briefe an Freunde" (sie handeln von dem Glauben an Gott), und eine Sammlung geistlicher Lieder von Gebauer wird angekündigt. Ein sehr eifriger Mitarbeiter war Friedrich Strauß. Dieser neigte durch seine ganze Erziehung zu einer ungesunden Frömmigkeit, die fast in Weltflucht ausartete. Im Jahre 1786 geboren, sagte er schon früh von seinem Vater: „Es ist etwas Großes, einen Vater zu haben, der uns Glauben lehrt". Bereits als Knabe — er war schon vor seiner Geburt zum geistigen Amte bestimmt — kannte er keine süßere Hoffnung, als die erste Predigt und dann einen seligen Tod. Ganz in pietistisch-schwärmerischen Anschauungen erwachsen, hat auch er seinen Berufungstag (9. Juli 1806) gehabt. Seine mannigfaltigen Werke, besonders aber seine „Glockentöne, Erinnerungen aus dem Leben eines jungen Geistlichen" haben große Wirkung ausgeübt (vgl. Allgem. dtsch. Biographie). Auch in der Morgenröthe hat er eine Menge Früchte seiner literarischen Tätigkeit niedergelegt, so eine Reflexion über das Sterben, „Heimgehen" überschrieben, „Die Stillen im Lande" u. a. Um auch von den übrigen Beiträgen ein ungefähres Bild zu bekommen, mögen noch einige weitere angeführt werden. So schrieb Fouqué das Pilgerspröchlein „Wer nur erst wollen kann, wird bald auch wallen", Caroline Fouqué: „Abgerissene Betrachtungen einer Gläubigen"; Luise von Aachen: „Paul Gerhard", eine biographische Novelle; Fanny Tarnow: „Glaubensansichten"; Ribbeck: „Das Kruzifix zu Köln", „Des Herrn Erscheinung", „Die Dreifaltigkeit", außerdem finden sich eine große Menge Himmelfahrtslieder.

Von der Zeitschrift sind zwei Bände erschienen und zwar in Elber-

feld, der erste zur Ostermesse 1819, der zweite im Dezember 1820 mit der Jahreszahl 1821. Schon aus diesem zeitlichen Abstand erkennt man, daß das Unternehmen keine Lebenskraft besaß. Es teilte sein Schicksal mit dem andrer journalistischer Publikationen, die auch in der Hauptsache nur poetische Beiträge aufnahmen.

Bedeutend lebensfähiger war die Zeitschrift, die hier als Typus eines mehr wissenschaftlichen Unternehmens erwähnt werden soll, der „Orpheus" von Dr. Carl Weichselbaumer, Nürnberg bei Riegel & Wießner (Heft 1—3 erschienen 1821, Heft 4: 1825). In dem „Vorbericht" zeigt sich trotz des Ernstes von seiten der Herausgeber die etwas nervöse Art aller Redakteure jener Verfallszeit, die darin ihren Grund hat, dem Publikum zum Munde zu reden. Auch der Orpheus beginnt mit einer, allerdings keineswegs plumpen captatio benevolentiae und legt die Wünsche des „gebildeten" Publikums als vollkommen gerechtfertigt dar. Dementsprechend wolle auch er weder abstrakt wissenschaftliche Abhandlungen, noch seichte Modelektüre bieten, sondern eine Mittellinie einhalten, auf der er sich zwar vor allem an den Geist, jene Fähigkeit für höhere Stimmung, für die Empfänglichkeit einer Bildung ins Unendliche, wenden, nie aber das praktische Leben aus dem Auge lassen wolle.

Für die Welt der Schriftsteller sollte der Orpheus nach dem Wunsche des Herausgebers eine besondre Bedeutung haben. In ihm sollten sie alle die Aufsätze veröffentlichen, die für die gewöhnlichen Tageszeitungen zu gut, für eine Einzelpublikation aber zu klein wären. Dadurch würden der Allgemeinheit nicht nur eine ganze Menge von wertvollen Untersuchungen erhalten, sondern diese selbst könnten nunmehr auch manche andre schätzbare Äußerung hervorrufen, die sonst der Publikation entzogen blieben. Solche willkommene Leistungen sollten philosophische, kritische Aufsätze, pittoreske Reisebeschreibungen, Proben aus größeren Werke usw. sein.

Die Artikel der Zeitschrift selbst stimmen ganz mit dem Vorbericht überein. Der wissenschaftliche Charakter ist wohl gewahrt, ohne daß er zu sehr ins Auge fiele. Einen ziemlich gelehrten Anstrich haben Artikel wie „Friedrich Heinrich Jacobi an Schlosser über

deſſen Fortſetzung des Gaſtmahls von Platon", dann „Über den Ödipus Tyrannos von Sophokles" u. a. Dieſe antiken Studien erinnern ſehr an einzelne Aufſätze und Überſetzungen im Pantheon und überhaupt an den unromantiſchen Zug vieler Zeitſchriften der Romantik, der Antike Eintritt zu geſtatten. Einen großen Raum nehmen auch die Bruchſtücke aus größeren Dichtungen ein. Von ihnen mögen genannt werden: „Der Mohrenkönig, romantiſches Trauerſpiel" von Wilhelm von Schütz und „Henriette von England" von Eduard Schenk, einem katholiſchen Dichter, der ſich in dem Orpheus am meiſten betätigt hat.

An Kinds Muſe werden wir erinnert, wenn wir unter den kunſttheoretiſchen Artikeln einen ſolchen mit der Überſchrift: „Der Dichter und der Tonkünſtler" leſen. Wir hatten ſchon damals feſtgeſtellt, daß ſich bei der Verſtändnisloſigkeit für wahre dramatiſche Poeſie ein Hinwenden zu der Oper zeigte. Dasſelbe findet ſich auch hier. Der angeführte Beitrag von Ludwig Auerbacher bietet eine Reihe von Studien über Opernpoeſie. Wie ſehr man übrigens damals ſein Intereſſe der Muſik zuwandte, zeigt ſich im Orpheus darin, daß z. B. in dem Roman „Die Familie Monaſterol" von Carlſon (= F. Renner) an Stelle von Kapitelüberſchriften Motive aus Opern von Mozart und Weber in Noten geſetzt ſind. Außer einigen mehr unterhaltenden Beiträgen wie „Egilone, eine Erzählung" und „Reiſe über den Splügen" mag noch zweier Artikel gedacht werden. Der erſte iſt auch für uns literariſch von großer Wichtigkeit. Er trägt die Überſchrift „C. M. Wieland über Heinrich von Kleiſt" und iſt ein Brief des alten Wieland. Dieſer berichtet, wie er mit Kleiſt durch ſeinen Sohn Ludwig bekannt geworden ſei und wie Kleiſt auch einige Zeit auf ſeinem Gut in Osmannſtädt gewohnt habe. Bei jenem Aufenthalt habe er immer des Dichters verſchloſſenes, ja träumeriſches Weſen bemerkt, endlich habe er erfahren, daß ſich Kleiſt in ſolchen Momenten mit einem neuen Drama herumtrage. Auf langes Drängen hin habe ſich Kleiſt auch endlich bewegen laſſen, die erſten Szenen aus ſeinem „Robert Guiscard" zu deklamieren. Wieland iſt ganz davon überwältigt geweſen, und er ſchreibt über den Eindruck in dieſem Briefe vom 10. April 1804: „Ich geſtehe Ihnen, daß ich erſtaunt war, und ich glaube nicht zuviel zu ſagen, wenn ich Sie verſichere: Wenn die

Geiſter des Äſchylus, Sophokles und Shakeſpeare ſich vereinigten, eine Tragödie zu ſchaffen, ſo würde das ſein, was Kleiſts Tod Guiscards des Normanns, ſofern das Ganze demjenigen entſpräche, was er mich damals hören ließ. Von dieſem Augenblicke an war es bei mir entſchieden, Kleiſt ſei dazu geboren, die große Lücke in der dermaligen Literatur auszufüllen, die (nach meiner Meinung wenigſtens) ſelbſt von Goethe und Schiller noch nicht ausgefüllt worden iſt."

Der zweite Artikel „Die Kunſtabende" von Max Freiherrn von Freiberg wendet ſich wieder der bildenden Kunſt, und zwar der Malerei, in eingehender Weiſe zu und zeichnet ſich damit rühmenswert von den andern Journalen der gleichen Periode aus, in denen die bildende Kunſt entweder gar nicht oder nur ganz nebenbei Erwähnung fand. Bemerkenswert iſt ferner, daß hier neben italieniſchen Malern wie Julio Romano und Correggio auch der deutſchen Malerei Intereſſe entgegegengebracht wird. Das beweiſen z. B. die Ausführungen über Albrecht Dürer, der in Parallele zu Raffael und der italieniſchen Renaiſſance überhaupt erſcheint. Der Verfaſſer lobt ferner die nationale Kunſt Dürers und nennt dieſen den Shakeſpeare der Maler, eine Bezeichnung, die ſchon in der „Europa" auftritt.

Trotz all dieſer Vorzüge hat die Zeitſchrift Orpheus nicht länger als ein Jahr gelebt. Selbſt die überaus günſtige Kritik der gleichzeitigen Preſſe — das Morgenblatt tat ſich beſonders hervor (Liter. Blatt Nr. 5 vom 16. Januar 1824) — konnte daran nichts ändern. Die Romantik hatte eben ausgeſpielt.

Berliniſche Blätter für deutſche Frauen.

Eine Wochenſchrift.
Herausgegeben von Baron de la Motte Fouqué.
1829—1830.

Ganz ſpät, als die Romantik nicht mehr von ſich reden machte, als die gewaltige Muſik jener jugendlichen Genies aus den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts ſchon faſt ganz verklungen war, als man nur hier und da einige Akkorde früherer Zeiten verhallen hörte, da raffte ſich Fouqué, der ewig Regſame, noch einmal, zum letzten Male, zur Gründung einer romantiſchen Zeitſchrift auf. Sie ſteht ſomit am Ende der gewaltigen romantiſchen Bewegung, am Ende auch der großen Verfallszeit und hat beides mit Deutlichkeit in ſich ausgeprägt. All die verklingenden Töne aus den drei großen Perioden finden hier noch einmal einen Widerhall, die früheſten am geringſten, die jüngſten am ſtärkſten. Kein Mann aber war ſo geeignet, alle Eindrücke der wechſelnden Zeit ſo treulich in ſich zu vereinen, als eben Fouqué.

Was ihn zur Begründung der „Berliniſchen Blätter" veranlaßt hat, iſt nicht ganz klar zu erkennen. Gewiß werden Geldſorgen mit gewirkt haben. In dem Proſpekt, den er anfangs des Jahres 1829 verſandte, gab er indeſſen einen ganz andern Grund an. Dort ſchrieb er: „Die Menge der beſtehenden, zwar oft wieder vergehenden, aber ebenſo oft auch wieder neu entſtehenden Zeitſchriften, tut faktiſch die Notwendigkeit ſolch einer Gattung ſchriftſtelleriſcher Bemühungen für unſer Zeitalter dar." Schon aus dieſem einen Satz erkennt man den Typus des dekadenten Romantikers, dem vor allem die Wünſche ſeines Zeitalters, ſie ſeien gut oder ſchlecht, am Herzen liegen. Naturgemäß iſt auch ſeine neue Zeitſchrift von den gleichen Mängeln der verfallenden Romantik erfüllt, nur daß dieſe meiſt mit einigen geiſtreichen Phraſen verdeckt ſind. Deutlich ſieht man den Verfall z. B. an der Sorge, es auch den Landbewohnern recht zu machen. Ihnen zuliebe wird ausdrücklich betont, daß man Erzählungen und Abhandlungen niemals brechen wolle. Um aber damit nicht die übrigen Leſer abzuſtoßen, ſondern auch ſie mit dem neuen Prinzip zu befreunden, fügt Fouqué hinzu: „Wie ſich im

Tautropfen auch die Sonne zu spiegeln vermag, sofern er sich unzerrissen und rein erhielt, möge auch in unserm beginnenden Unternehmen der äußerlich geringe Umfang der Aufsätze und Dichtungen nun und nimmer den Abglanz jenes höchsten Lichtes hemmen, um welches alle, ihrer eignen ursprünglichen Echtheit eingedenke Menschenseelen kreisen, wie ja auch um die Sonne die Schar der Planeten, und zwar jeglicher in seinem eigentümlichsten Gang, den lieblichen rätselhaften Reigen zieht." Ähnlich wie die Dresdner in ihrer Abendzeitung, so wandte sich auch Fouqué an die deutschen Frauen und ging sogar so weit, daß er auch bezüglich der Mitarbeiterschaft in erster Linie an Damen dachte. Er sagt im Prospekt: „So laden wir Deutschlands Frauen ehrerbietig und freudig in unsre Gärten ein, sei es, daß sie nur als Lustwandelnde erscheinen, sei es als anmutige Pflanzerinnen, wozu wir einstweilen vorzüglich diejenigen zählen möchten, denen diese Zeilen unmittelbar zukommen." Nur nebenbei bemerkt Fouqué noch: „So gilt es auch für Deutschlands kunst- und schriftbegabte Männer." Daß man sich in „edler Frauengesellschaft nicht zu streiten pflege", war für den Herausgeber Ritterpflicht und verbot ihm jeden polemischen Ausfall.

Am meisten kommen in den Erzählungen die Kennzeichen der Verfallszeit zum Durchbruch. Hier gelangt man auf den Tiefpunkt, auf den schon im einleitenden Teil hingewiesen worden ist, hier herrscht vor allem jener romantisch-geisterhafte Schimmer, der schon den Dresdner Journalen zum Teil eigen war. Zeitungsnotizen, verhüllte Gestalten, die beim Tee des Abends erscheinen und plötzlich unter Mitnahme eines vermeintlichen Familienliedes verschwinden; Hohlwege mit den entsprechenden Achsenbrüchen oder sonstigen Unglücksfällen der Reisewagen natürlich vornehmer Menschen, spielen auch in dieser Zeitschrift eine hervorragende Rolle. Schon die Titel der Erzählungen lassen entweder die Nichtigkeit oder die geisterhafte Ausschmückung der Handlung erkennen. Man lese z. B. „Das Tüllkleid oder ein Tag in der Residenz" oder im Gegensatz dazu „Die Nemesis, ein Nachtbild" oder „St. Hubertusnacht". Den Hauptanteil an den schlechten Erzählungen hat Agathe Suhr; die sich auch noch in geschichtlichen Darstellungen versucht hat. Ihr würdig zur Seite steht Caroline Fouqué, die Frau des Herausgebers, als ungemein fruchtbare Schriftstellerin, die den Probeband

mit einer ſehr gruſeligen Erzählung „Die Heimkehr" eröffnete. Außer dieſen beiden Frauen haben auch andre wie z. B. der Graf von Loeben Beiträge erzählender Art geliefert, ohne den allgemeinen Tiefſtand zu heben. Die Menge der Erzählungen wurde noch ergänzt durch eine ebenſo große Zahl von Anekdoten, auf deren Inhalt man ſchon daraus ſchließen kann, daß es der Herausgeber für notwendig hielt, in Anmerkungen zu verſichern, dieſe Geſchichten hätten ſich „wahrhaftig und wirklich" ereignet oder wären „von einem Augenzeugen" berichtet.

So ungünſtig, wie ſich das Bild der Berliniſchen Blätter etwa nach dem bisher Geſagten geſtalten könnte, iſt es aber keineswegs, denn dieſes Journal enthält, wie ſchon geſagt, eine Menge Anklänge an frühere und beſſere Zeiten. Mit den Zeitſchriften der Frühromantik teilt es zunächſt die Verehrung für die Männer, die man in jener Zeit auf das höchſte bewunderte, nämlich Goethe, Fichte und Fr. Schlegel. Die Gelegenheit, dieſen gegenüber ſeiner Geſinnung Ausdruck zu geben, war in einzelnen Fällen gegeben. Im Jahre 1829 ſchickte man ſich an, Goethes achtzigſten Geburtstag zu feiern. Zu ihm hatte Fouqué immer die innigſte Zuneigung gehabt, obgleich Goethe dieſe in keiner Weiſe erwiderte. Er verhielt ſich vielmehr gleichgültig gegen die Dichtungen Fouqués und hat dieſen dadurch tief gekränkt, wenn auch nicht abgeſtoßen. (Vgl. Goethe und die Romantik v. Schüddekopf und Walzel, II, S. 371, Anm. 10.) Trotz aller Enttäuſchungen hat er Goethe in ſeiner Zeitſchrift mit enthuſiaſtiſchen Worten gefeiert und ihm zugerufen:

Grüße Dich Gott, Du Sänger, Du Geiſt aus göttlichem Urborn
Quillend, herrlicher Stern! Grüße Dich, grüße Dich Gott!
Alſo rufen ja auch zum ſtolz hinrollenden Fürſten,
Pilger vom Wege herauf. — Grüße Du freundlich herab.

In der Rubrik „Erinnerung an edle Verſtorbene" — übrigens auch aus früheren Zeitſchriften entlehnt — gedenkt Fouqué auch Friedrich Schlegels, der 1829 geſtorben war. Auch ihm widmete er einen höchſt ehrenden Nachruf. Er feiert den Verblichenen vor allem als einen Mann, der ſtets nach Wahrheit geforſcht habe. Bei altklaſſiſchen Studien habe er begonnen, um dann in der Naturphiloſophie und ſeiner neuen Mythologie die Befriedigung zu ſuchen, die ihm jene nicht hätten bieten können. Aber auch hier

habe er nicht Ruhe gefunden, sondern sei durch Nacht zum Licht hindurchgedrungen, um sich der Religion allein zuzuwenden. Bei all seinen Irrfahrten aber habe er sich stets als wahres Genie bewiesen, und darum stehe er himmelhoch über all den kleinen Geistern, die erst nach dem Tode des Großen ihre Stimme ertönen ließen. Ihnen ruft Fouqué mit den Worten Schillers zu: „Bleibt von dem Toten fern, dem ihr im Leben nicht zu nahen gewünscht."

Mit gleicher Hochachtung spricht Fouqué auch von Fichte:

Ficht! — so gebot es der Geist Dir, Fichte mutiger Späher, —
Ficht die Gemeinheit an, gründe die Wurzel Dir tief!

Mit diesen Worten beginnt er seine Ausführungen und zeigt auch hier wieder, daß er den Mann wegen seines unbegrenzten Mutes verehrt. Keiner, meint Fouqué, habe aus menschlicher Kraft die Wahrheit so treulich suchen und den Irrtum so hassen können, wie Fichte. Bei Auseinandersetzungen habe er die dialektischen Formen in meisterhafter und unübertrefflicher Weise gehandhabt, dabei aber auch die Überzeugung des andern geehrt und geachtet. Sein rücksichtsloses Streben nach Wahrheit habe ihn im Winter 1807—1808 die „Reden an die Deutsche Nation" halten lassen, unbekümmert der Gefahren, die seiner Person drohten. Durch seine Vorlesung: „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" habe er die Gewissen seiner Zeitgenossen in moralischer Beziehung einmal ordentlich zusammengerüttelt, indem er den Leuten gesagt habe, das gegenwärtige Zeitalter sei „vollendete Sündhaftigkeit". Nachdem Fouqué mit viel Überzeugung „Liebe und Treue" als die Hauptcharakterzüge Fichtes dargestellt hat, schließt er seine Betrachtungen mit den Worten:

Ich aber grüße Dich froh, Gelehrter, Vertrauter, Geliebter,
Hier schon im Schein so licht, wie erst im himmlischen Sein.

Ganz den Tendenzen der Frühromantik entsprechen drei Shakespearestudien. Die erste, von Arnim verfaßt, ist überschrieben: „Hamlet und Jacob". Hier sucht der Verfasser in sinnvoller Weise darzulegen, warum gerade das Hamletproblem für Shakespeares Zeitgenossen von so großer Bedeutung sein mußte. Er meint nämlich, als es sich in jener Zeit in England um die zweideutig angekündigte Thronfolge Jacobs gehandelt habe, sei dieser in einem noch fürchterlicheren Zustand gewesen als Hamlet; denn er habe Vater und Mutter zu rächen gehabt. Aber gleichwie Hamlet, so habe auch

Jacob nicht ſelbſt Hand an die Verbrecher gelegt, und wenn man jenen ſtets entſchuldigt habe, ſo dürfe man dieſen nicht verdammen. In dem zweiten Artikel dieſer Art „Zwei Worte über Miranda aus Shakeſpeares Sturm“ verteidigt der Verfaſſer, L. Bernſtein, den Dichter gegen den Vorwurf, er habe in ſeinen Dramen keine anſprechenden Frauen- und Mädchenrollen eingeflochten. Er, Bernſtein, behaupte gerade das Gegenteil, wenn er auch zugeben müſſe, daß Shakeſpeare, der Wahrheit entſprechend, auch vor manchen häßlichen Zügen nicht hätte zurückſchrecken dürfen. Als Ideal einer weiblichen Figur erſcheine ihm aber die Miranda aus dem Sturm. Ein dritter Beitrag „Romeo und Julie“, iſt eine Quellenſtudie des Grafen von Haugwitz. — Der Vorliebe der Frühromantik für altdeutſche Literatur entſpricht die Erzählung „Vom verlorenen und redenden Gülden“. In ihr wird nach einer Vorlage von Hans Sachs in höchſt humorvoller Weiſe über die Lebensgeſchichte eines Gulden berichtet.

Die Vorliebe für mittelalterliche Poeſie erſtreckte ſich auch auf außerdeutſche, beſonders romaniſche Literaturen, die man in Überſetzungen darbot. Auch hier war Fouqué wieder einer der fleißigſten. Beſonders wandte er ſich altſpaniſchen Romanzen und Gedichten zu. Unter ihnen wird vielleicht die „Romanze von Frau Alda“, der Gemahlin Rolands, auch heute noch die bekannteſte ſein. Charakteriſtiſcherweiſe ſind bei all dieſen Übertragungen erläuternde Anmerkungen zu finden, eine Gepflogenheit, die in ihrer Allgemeinheit erſt aus der Zeit des Pantheon ſtammt. Auch der altfranzöſiſchen Literatur öffnete man die Spalten. So finden ſich von Fouqué eine Menge „Troubadourslieder“ aus dem Provenzaliſchen; außerdem Träumerei über eine altfranzöſiſche Romanze und andre Beiträge ähnlicher Art.

Die philoſophiſchen Beiträge der Berliniſchen Blätter vermögen nur noch entfernt an die Frühromantik zu erinnern. Offenbar fehlte es Fouqué an geeigneten Mitarbeitern. Die Briefe, die Ludwig Poley an eine junge Dame unter dem Titel „Philoſophiſche Betrachtungen über die geſchichtliche Entwicklung der Muſik“ richtete, waren zu ſkizzenhaft und ihrem Inhalt nach zu neu, als daß ſie irgendwelche größere Wirkung hätten hervorrufen können. Das Philoſophiſchſte in Fouqués Blatt waren die Aphorismen „Aus

einem Denkbuche" von Ludwig Robert. In diesen legt der Verfasser seine Ansichten über: Religion, Demokratie, Goethe, Dantes Göttliche Komödie, Pestalozzis Lienhard und Gertrud, Walter Scott, d'Alembert, Rousseau, Calderon usw. dar. Es mag hier eine Probe angeführt werden:

> Dante nannte sein scholastisch-mystisches Lehrgedicht göttliche Komödie. Mit mehrerem Recht hätte Pestalozzi sein Lienhard und Gertrud, dieses tiefe und klare Werk, also betiteln können. Aber er nennt dieses plastische Lehrgedicht, dieses Meisterwerk einer bis zur Weisheit, bis zur Kunst gesteigerten Menschenliebe, nicht göttliche Komödie, sondern bescheiden einfach: ein Buch für das Volk. Möchten sich dadurch weder feine Frauen, noch einflußreiche Männer abschrecken lassen, das herrliche Buch zu lesen.

Ähnliche Aphorismen über Leben und Erziehung usw. bot auch Krug von Nidda in seinen Dämmerbildern. Aber gerade seine Philosophie, wie auch die der andern Mitarbeiter hat doch mit den geistreichen Gedankenkombinationen z. B. eines Fr. Schlegels zu wenig gemeinsam und weist daher schon mehr zu der weniger philosophisch veranlagten jüngeren Romantik hin.

Auch diese spiegelt sich mit ihren Ideen und Bestrebungen in den Berlinischen Blättern ab, war doch Fouqué seiner ganzen Eigenart nach gerade dieser Epoche verwandt. Sehr zum Vorteil gereichte ihm seine Bekanntschaft mit Rahel Levin. Diese geistreiche Frau hatte schon in den Zirkeln der Frühzeit verkehrt und sich die Anerkennung der achtbarsten unter den Romantikern erworben. In der Zeit des Verfalls hat sie in einem Zustand der Resignation nach ihrer Weise all die großen und kleinen Fragen des Lebens beantwortet und auf den „Rahelblättern" aufgezeichnet. Aus diesen hat Varnhagen einzelnes herausgeschrieben und es Fouqué auf dessen Bitten übergeben. (Rahel, Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde, 1834, III, 392.) Dieser hat diese Auswahl unter dem Titel „Aus den Denkblättern einer Berlinerin" in seinem Journal veröffentlicht. Die erhabene Tiefe dieser Aphorismen zeigen am besten einige Proben:

> Düngen Sie mit Verzweiflung — aber sie muß echt sein — und Sie werden eine vortreffliche Ernte haben.
>
> Unsre Unschuld besteht darin, daß wir manches noch nicht erfahren und wissen; aber

darin beſteht auch die Eigenheit unſres hieſigen Zuſtandes, daß wir vieles hier überhaupt nicht erfahren und wiſſen können; vielleicht iſt das ganze Erdenleben nur eine Art Unſchuld, auf die ein höherer Zuſtand mit weiterem Aufſchluſſe des Daſeins folgt.

Nur durch Liebe und wahre Gottesfurcht können die Menſchen in das Herzenselement zurückgeführt werden. Gottesfurcht beſteht in der Einſicht, daß alle von ihm herkommen und gleich gut und gleich ſchlecht behandelt werden ſollen! Täglich bekomme ich mehr und mehr Belege dafür; ein empfindliches Herz iſt eine Gottesgabe. Das öffnet die Pforten dieſer Einſicht; das brachte ich mit. Dies iſt auch mein ganzes Talent; für alle andern, die ich nicht habe. O, welch' Surrogat!

Wie ſehr übrigens Rahel dieſen Beitrag ſchätzte, wie ſehr ſie in den Aphorismen in der Tat ihr eignes Selbſt verehrte, ſieht man auch aus einer Reihe Briefſtellen, in denen ſie immer wieder auf dieſen Beitrag zurückkommt. An Antonie von Horn ſchreibt ſie am 11. Oktober 1829 (Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde III, S. 396): „Obgleich ich ſeit einer Anzahl Jahren beinah nicht mehr ſchreibe, ſo hat wohl Voltaire und ſeinesgleichen nicht mehr Briefe und Billette ausgehen laſſen als ich in früherer Zeit. In dieſer Zeit aber wußte ich nicht, was ich tat: Und hätte ich darüber etwas gemeint, ſo wäre es wohl dies geweſen, zu glauben: ſo ſchreiben alle Menſchen, ſo viel, und was ihnen einfiel... Dieſe Sprüche, aus einer Unzahl von Briefen genommen und aus wenig Merkbüchern — von Varnhagen geſammelt — ſind ein Ertrag von ſtummen, langjährigen ignorierten Schmerzen, Tränen, Leiden, Denken; Freuden der Einſamkeit und Langenweile der Störung. Perlen, die ein halbes Jahrhundert aus einer ſturmbewegten Menſchenſeele warf... Als die Sprüche und Ausſprüche nun geſammelt waren, freute es mich, daß doch etwas Sichtbares, Faßbares, zur Mitteilung Taugliches, außer ich ſelbſt von ſo reicher, einträglicher Zeit übrig geblieben ſei." Ebenſo aus tiefſtem Innern ſchreibt Rahel an Gentz (daſelbſt, S. 451): „Auf dieſen Blättern

steht nicht, bei weitem nicht das meiste von dem, was ich litt und dachte: aus vielen meiner Lebensjahre genommen: für mich destillierte Essenzen meist aus Lebensschmerzen. Interessant auch für einen, der mich nicht kennt; wenn er nur ein mit höherem Verständnis Begabter ist!"

Von den jüngeren Romantikern ist noch Achim von Arnim als Mitarbeiter vertreten. Inwieweit sein Einfluß den Berlinischen Blättern eine gewisse Prägung gegeben hat, kann nicht klar gezeigt werden, obgleich z. B. die Einsiedlerzeitung Fouqué vorgeschwebt haben mag, als dieser sich derselben Wendung bediente wie einst Arnim und das Publikum bat, seine Zeitschrift, die mit den 1. April beginne, nicht für einen Aprilscherz zu halten. Arnims Reisefragmente sind von geringer Bedeutung, ebenfalls auch die meisten der noch nicht genannten Beiträge. Sie unterscheiden sich in nichts von denen der früheren Zeitschriften des Verfalls und brauchen daher nicht besonders besprochen werden.

Blicken wir auf die verschiedenen Beiträge der Fouquéschen Zeitschrift zurück, so zeigt sich in der Tat, daß die Themen der einzelnen Perioden der Romantik noch einmal Widerhall fanden. Es wäre überhaupt eine sehr dankbare Aufgabe, darzulegen, welche Behandlung die Lieblingsthemen der Romantik im Wechsel der Zeitschriften erfahren haben. Das bibliographische Repertorium hat im zweiten Teil seiner Einleitung einen Anfang zur Lösung dieser Aufgabe gemacht, der allerdings nur für den, der die Zeitschriften selbst kennt, von Wert ist.

Trotzdem sich die „Berlinischen Blätter" bedeutend über ihre Vorgänger erhoben, ist es ihnen doch nicht geglückt, sich längere Zeit zu halten. Schon im Jahre 1830 gingen sie ein. Fouqué hat mit ihnen viel Arbeit gehabt. Zunächst benahm sich der Verleger sehr wenig geschickt, so daß Fouqué verschiedentlich seinen Freund Varnhagen um Beistand bitten mußte. Er scheute sogar vor dem Schritt nicht zurück, seine Zeitschrift von Varnhagen kritisieren zu lassen; denn — so meinte er — auf irgendeine Weise müsse doch nachgeholfen werden. Das alles aber half nichts. Die Zeitschrift ging ein. Wie sehr das Fouqué geschmerzt hat, wie es ihm den letzten Glauben an die Menschheit, den er sich so gern bewahrt hätte, aus der Seele gerissen hat, erkennt man aus einem Briefe

seiner Frau an Varnhagen. An diesen schrieb sie (Biogr. Porträts von Varnhagen von Ense, 1871, S. 151 f.): „Ihr heutiger Brief an Fouqué hat diesen in bezug des mißglückten Unternehmens seiner Zeitschrift erschüttert, geschmerzt. Er ist zeither kränklich; es ist ihm mit allen literarischen Unternehmen nur mühselig gelungen; sein Mut ist gebrochen, seine schöne reine Seele im Unfrieden mit der Welt. Er bedarf äußerlich viel und innerlich nicht weniger. Daß man in Deutschland aus der Mode kommen, und eben so schnell vergessen als anerkannt wird, daß man eben den Buchhändlern lästig fallen kann, die man bereichern half, das will ihm nicht ein, er sieht Parteihaß und Verfolgung von einer Seite, die er sich feindlich gesinnt glaubt. Ich glaube das nicht, um so weniger, als ich den Andersdenkenden ebenso wenig persönliches Verkennen zutraue, wie ich dessen selbst fähig bin. Er selbst empfindet auch so, aber er sucht Trost darin, es anders zu glauben ... Fouqué hoffte von dieser Zeitschrift viel. Er hat nun ein Jahr hindurch vergeblich gearbeitet. Der Verlust ersetzt sich nicht!"

Mit den Berlinischen Blättern für deutsche Frauen stellte der alternde und gebrochene Fouqué seine redaktionelle Tätigkeit ein. Mit den Berlinischen Blättern erloschen auch die Zeitschriften der Romantik.

Schlußbemerkung.

Die „Berliniſchen Blätter für deutſche Frauen" bezeichnen den Endpunkt einer journaliſtiſchen Entwicklung, wie ſie gewaltiger in einem ſo kurzen Zeitraum kaum gedacht werden kann. Die Journale ein und derſelben literariſchen Schule erlebten in ihren Tendenzen Umgeſtaltungen in weitgehendſter Weiſe, ohne daß ſich auch nur ein kleiner Sprung in der Entwicklung gezeigt hätte. Dieſe aber gleicht einer Tragödie edelſter Art, die deshalb ſo erſchütternd wirkt, weil gerade die beſten und edelſten Beſtrebungen der begeiſterten Romantiker den Keim des Unkrauts in ſich bargen, das nur zu bald mit der jungen Saat hervorſchoß und in kurzer Zeit alle edlen Gewächſe erſtickte oder zum mindeſten ſtark beſchattete. Zu dieſem inneren tragiſchen Moment kam noch ein zweites von außen, nämlich die unglücklichen politiſchen Zeitverhältniſſe, die ihrerſeits auch das neue Leben romantiſchen Geiſtes unterdrücken mußten.

Kühn, ja gigantiſch, traten die Apoſtel der neuen Zeit im Athenäum vor die Welt, um in neuer Form, mit größtem Freimut, neue Gedanken zu verkünden. Aber gerade dieſe bewundernswerte Intenſität, mit der ſie von Anfang an auftraten, verſtockte einerſeits die Gegner und zerrüttete andrerſeits die eigne Schaffenskraft.

Mit ſtaunenswerter Gewandtheit vertiefte man ſich in das Mittelalter und ſeine Literatur, für die man den Zeitgenoſſen durch meiſterhafte Überſetzungen erſt das rechte Verſtändnis anerzog. Aber das Tragiſche dieſer Bemühung liegt darin, daß man bei dieſen Arbeiten jene fanatiſche Schwärmerei für Katholizismus, ja Ultramontanismus einſog und daß man ſich dadurch vergiftete und für das Vaterland, zu dem man ſich endlich bekehrt hatte, unbrauchbar machte.

In die Tragik der jüngeren Romantik ſpielt von Anfang an die allgemeine Zeitlage hinein. Weil die napoleoniſche Fremdherrſchaft ſo drückend auf allen Verhältniſſen ruhte, konnte man ſeinem glühenden Patriotismus nicht anders entſprechen, als daß man die deutſchen

Brüder auf die Literatur der eignen Vergangenheit hinwies. Man erforschte die alten Lieder, Sagen und Märchen und sammelte die Poesie des Volkes, um auf diese, damals allein mögliche Art das nationale Selbstbewußtsein zu erziehen. Aber indem man diesen edelsten Bestrebungen nachging, indem man auf dem Grund des geschichtlich Gewordenen das neue Deutschland fügen wollte, mußte man notwendigerweise zum Feinde des eignen Vaterlandes werden, mußte man in Gegensatz zu den Reformbestrebungen der preußischen Regierung treten und im Kampf um die eigne Existenz in die reaktionärsten Bahnen einlenken.

Das wurde aber um so verhängnisvoller, weil die Regierungen jener Tage bald ebenfalls auf die bereits von den Romantikern gesicherte Position schlimmster Reaktion eilten und ein Schutz- und Trutzbündnis mit ihren romantischen Vorläufern abschlossen. Nun erst konnten die Fürsten getrostes Mutes gegen alle freiheitlichen Bestrebungen vorgehen, nun erst konnten sie auch die Journale jener Zeit durch Polizeigebot beherrschen und es dahin bringen, daß diese in einer Zeit höchster politischer Interessiertheit vollkommen nüchtern und farblos ausschauten und endlich auch das Interesse an Kunst und Wissenschaft verloren.

So zeigt die Tragödie des romantischen Journalismus in so kurzer Zeit ein fortwährendes Werden und Vergehen. Von den erhabensten Anfängen, hindurch durch Gefilde sonnigster und schönster Art, hin zur Steinwüste lebloser Gleichgültigkeit führt der Strom der romantischen Zeitschriften, ein treffliches Bild für die stete Entwicklung geistigen Lebens.

Namen- und Sach-Register.

Aachen, Luiſe von: Beiträge zur Morgenröthe 399.
Abeken: Beitrag zum Pantheon 225.
Abendblätter, Berliner, hrsg. v. H. v. Kleiſt **234** ff.; 166. 216. 218. 225. 228. 287.
Verhältnis zu Fouqués Muſen 341.
Abendzeitung, Dresdner, hrsg. v. Fr. Kind u. Th. Hell **359** ff.; 364.
Ahlwardt, C. W.; Beitr. zum Pantheon 223.
Akademie der ſchönen Redekünſte, hrsg. v. G. A. Bürger: Beitr. A. W. Schlegels S. 8 f. u. 138 f.
Albrok, Sigurt: Pſeudonym für Werner v. Harthauſen.
d'Alembert 408.
Alexis, Willibald: Mitarbeiter an der Dresdner Abendzeitung 360.
Altertum, Klaſſiſches (Antike) 35. 37. 58. 75. 80. 120. 121. 131. 142 f. 153.
Annalen, Deutſche: Journal. Projekt der Brüder Schlegel 33.
Anzeigen, Göttingiſche gelehrte 6 ff. 118.
Apel, Beitr. zu den Muſen 350.
Archiv der Zeit und ihres Geſchmackes, hrsg. v. Rambach 30. 81. 99; Tieck u. Bernhardis Beiträge 27 f.
Arioſts Raſender Roland 137. 365.
Ariſtoteles 145.
Arndt, Ernſt Moritz 316; Beitr. zur Wünſchelruthe 317. 320.
Arnim, Achim von: 163. 165. 166. 173. 252. 256. 310. 342.
Herausgeber der Zeitung für Einſiedler 194 ff.
Beiträge von ihm:
Prometheus 142. 152. 156.
Pantheon 218. 219. 220.
Vaterländiſches Muſeum 231.
Berliner Abendblätter 249.
Wünſchelruthe 317. 318. 329.
Berliniſche Blätter f. d. Frauen 410.
Seine Ausführungen über den alternden Görres 257; Steigentesch 280; Shakeſpeare 407; das Theater 326 ff.
Kritik über die Kronenwächter 323.
Aſcher, Saul: Über Kleiſts Berlin. Abendblätter 253.
Aſſur, Beitr. zu d. Hesperiden 389.
Athenäum, Ztſchr., hrsg. v. A. W. u. Fr. Schlegel S. **33** ff. **97**. 3. 81. 82. 86. 87. 96. 97. 99. 103. 115. 117. 118. 119. 121. 122. 129. 140. 142. 143. 156. 171. 172. 199. 263. 264. 266. 283. 287. 292. 311. 319. 327 f. 337.
Auerbacher, Ludwig: Beitr. z. Orpheus 401.
Auerswald, von 169.

Baader, Franz: Beitr. zum Vaterl. Muſeum 231; zur Concordia 290. 304.
Batteux 69.
Bauer, Friedrich 93.
Beaumont 135.

Beckedorff, Ludolph: Beitr. z. d. Berliner Abendblättern 249.
Beethoven, Ludwig van 151. 152.
Benecke: Beitr. z. Wünschelruthe 317. 318.
Ben Jonson: Luſtſpiele, überſetzt von Tieck 85. 90.
Bernhardi, A. F.: 65. 76. 77. 81. 82. 95. 156.
Hrsg. d. Kynoſarges 98 ff. 144.
Beitrg. z. Berl. Archiv d. Zeit 26. 27. 30; z. Zeitung f. d. elegante Welt 115.
über das Theater 27 (Berliner), 109 f. (Iffland und Kotzebue); Kunſt u. Kunſtkritik 101. 102; Kunſt u. Wiſſenſchaft 104 ff. 106. 108; Erziehung 103 f.; Herders Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft 27.
ſein Leben 99.
ſein Stil 103.
Bernhardi, Sophie: Beitr. z. Kynoſarges 103; zur Europa 127.
Bernſtein, L.: Über Shakeſpeares Sturm 407.
Bertuch, Fr. J.: Hrsg. des Journals des Luxus u. d. Moden 114.
Bibliothek, Allgemeine deutſche: A. W. Schlegel über ſie 66.
Bibliothek d. ſchönen Künſte u. Wiſſenſchaften 118; A. W. Schlegel über ſie 69.
Bieſter, J. E. 93; gibt d. Berliniſche Monatsſchrift hrs. 17.
Birnbaum: Beitr. z. d. Hesperiden 389.
Blatt, Das rote. Ztſchr., hrsg. von Görres 162. 255.
Blätter, Berliniſche, für deutſche Frauen, hrsg. v. Fouqué 403 ff. 164. 396.
Bobrik 395.
Boccaccio 56. 222.
Bode, Aug. 218.
Sein Leben 131 f. 138.
Hrsg. d. Polychorda 131 ff.
Überſetzung von Dantes Hölle 137 ff.
Goethe über ihn 131 f.
Böhme, Jacob: Über ihn in d. Hesperiden 387.
Böttiger, K. A. 311.
Verhältnis zum Phöbus 169.
Über die Muſe 384.
Verhältnis z. d. Dresdner Romantikern 363.
Bouterwek, Beiträge zur Wünſchelruthe 317.
Brachmann, Louiſe 363.
Beitr. zur Salina 339.
zur Harfe 364.
zur Morgenröthe 398.
Brentano, Clemens 163. 165. 166. 212. 218. 256. 310. 329. 342.
gibt mit Arnim u. Görres d. Zeitung für Einſiedler heraus 194 ff.
Beitr. zum Vaterl. Muſeum 231; zu d. Berl. Abendblättern 249; zur Wünſchelruthe 317. 318. 326 f.
Urteile über Görres 195. 208; Kotzebue 327 f.; das Deutſche Muſeum 280. 286; den Phöbus 192; den Prometheus 156; Tieck 204.
Briefe über das neue Theater 326 f.
Tieck über Br. 91 f.
Brentano. Sophie 195.
Breuer, Ludwig: Überſetzungen in d. Harfe 366.
Brinkmann, G. von 51.
Buchholtz, Franz Bernhard Ritter von: Beitr. zur Concord. a 290. 291.
Bührlein, F. L.: Erzählung in d. Müßigen Stunden 355.
Buol, Baron: Verhältnis zu Kleiſt 233.
Bürger, G. A.: Hrsg. der Akademie d. ſchönen Redekünſte 8 f.

Verhältnis zu A. W. Schlegel 8. 9.
Buri: Über Wieland in d. Harfe 365.
Burke, Edmund: Verhältnis Ad. Müllers zu ihm 227.
Büsching, gibt mit Kannegießer das Pantheon heraus 216 ff.
Beitr. z. Polychorda 134; z. Deutschen Museum 283.
Über A. Dürer 224.
Buttmann, Philipp: Beitr. z. d. Musen 348.
Byron, Lord 325. 366.
Vgl. zw. Byron u. Scott von Malsburg 380.

Calderon 144. 181 f. 269. 270. 327. 347. 381. 408.
Calenberg, Philippine von: Gedichte für d. Musen 342.
Camoëns: Übers. d. Lusiaden 137. 220.
Carlson = F. Renner: Beitr. z. Orpheus 401.
Carove, F. W.: Beitr. z. Wünschelruthe 317. 321. 324.
Carstens, Mitarbeiter am Phöbus 171.
Castelli, Mitarbeiter a. d. Dresdner Abendzeitung 360.
Cervantes 89. 136. 222.
Fr. Schlegel über ihn in d. Gespr. über Poesie 56. 58. 59.
Fr. Schlegel über C.s Prosa 68. 267.
Chaucer, Gottfr. 223.
Chézy, Helmina von 363. 388.
Beitr. z. Europa 128; z. d. Hesperiden 385. 387. 389; z. Morgenröthe 398; zu den Musen 349.
Verhältnis z. Deutschen Museum 265; zu d. Musen 343.
Christiani aus Kopenhagen, Hrsg. u. Mitarb. a. d. Wünschelruthe 317. 322.
Claudius, Matthias 311.
Beitr. z. Vaterl. Museum 231; z. Deutschen Museum 280 f.
Clauren, Beitr. z. Dresdn. Abendzeitung 360.
Collin, H. J. von: Beitr. z. Prometheus 142. 148 f. 151; z. Deutsch. Museum 277.
Collin, M. von: Beitr. z. Deutsch. Museum 277.
Comala = Therese aus dem Winkel.
Concordia. Ztschr., hrsg. v. Fr. Schlegel **287** ff. 166. 255. 259. 260. 311. 396.
Contessa 363.
Beitr. z. d. Musen 350; z. Dresdn. Abendzeitung 360.
Kritik d. lit. Zustände s. Z. 345 f.
Correggio 402.
Cramer 93.
Crebillon 70.
Curths, Reg.-Quartiermstr.; Verhältnis z. d. Berl. Abendbl. 236.

Dahlmann 233.
Dante Alighieri 135. 408.
Göttl. Komödie übers. v. A. W. Schlegel 8. 10.
von Bode 137 ff.
Seine historische Bedeutung 55. 57. 58. 59.
Degen, Jacob: Beitr. z. Deutsch. Museum 277.
Deinhardstein, Beitr. zu den Hesperiden 389.
Dekker, Thomas: Beitr. zur Wünschelruthe 321.
Deutschland. Ztschr., hrsg. v. Reinhardt **17** ff. 29. 30.
Dichtertee. Wochenzirkel d. Dresdner Romantik 361.
Diderot 124.
Diepold, H. K.: Beitr. z. Prometheus 154.
Docen, B. J.: Beitr. zum Pan-

theon 220; z. Deutſchen Muſeum 281.
Verhältnis z. Zeitg. f. Einſiedler 204.
Don Quixote 71. 122.
Droſte-Hülshoff, Annette von: Beziehung zur Einſiedlerzeitung 322.
Dürer, A.: Büſching über ihn 224. Vgl. mit Shakeſpeare 402. Wackenroders Ehrengedächtnis 22f.

Eberhard, A. G.: gibt mit Lafontaine u. a. die Salina hrs. 330ff. Sein Verhältnis zu Fouqué 330f.; zu Kleiſt 331f. 336; zu Tiedge 311. 336. Satiriſche Artikel 332ff., gegen Schickſalstragödien 334f.
Ehrenberg, Mitarbeiter a. d. Morgenröthe 398f.
Eichendorff, Joſeph von 164. 314. Verhältnis z. Zeitg. f. Einſiedler 198. 202. 214. Beitr. z. d. Heſperiden 386.
Eichendorff, Wilhelm von: Beiträge z. d. Heſperiden 386.
Eichhorn, K. Fr.: Beitr. z. Vaterl. Muſeum 231.
Ellmaurer: Beitr. z. Prometheus 143.
Engel, Joh. Jacob 27. 93. Schleiermacher über ihn 71. In der Salina über ihn 338.
Erichſon: Beitr. z. Prometheus 142. 143.
Eſchenburg, J. J.: Beitr. z. Pantheon 219.
Euripides 115. 116. 148f.
Europa. Ztſchr., hrsg. v. Fr. Schlegel 117ff. 66. 131. 143. 261. 265. 282. 283. 319. 402. Kritik des Athenäums 50.
Eylert 250.

Falk, Johannes, Gegner der Romantiker: Beitr. z. Prometheus 141. 142. 143. 153.
Fernow: Beitr. z. Prometheus 142. 143.
Feßler, J. A. 93. 99.
Fichte, Joh. Gottl. 59. 113. 118. Beiträge z. d. Horen 12. 13; z. Pantheon 220. 222; z. d. Muſen 342. 343. Verhältnis zu Fr. Schlegel 42ff. 47. 54. 55. 59. 60. 293; zu Bernhardi 98. 99. 103 (Naturrecht). 104. 111f.; z. d. chriſtl.-deutſch. Tiſchgeſellſchaft 243. 244. Schleiermacher über ihn 79. Fouqué über ihn 406. Die Muſen über ihn 348f.
Fielding 54. 70.
Fiorillo, Dom.: Beitr. z. Wünſchelruthe 317.
Fleck, J. F. F., Schauſpieler: Bernhardi über ihn 111.
Fleming, P. 84.
Fletcher 135.
Follenius, A. L.: Überſ. in d. Wünſchelruthe 324.
Forſter, J. G. A.: Charakteriſiert von Fr. Schlegel 23f.
Förſter, K. A.: Beitr. z. d. Muſen 362. 380.
Fouqué, Caroline de la Motte 281. 360. 364. Beiträge z. d. Berlin. Blättern 404f.; z. Harfe 369; z. Morgenröthe 399; z. d. Müßigen Stunden 353ff.
Fouqué, Fr. de la Motte 164. 219. 265. 363. 364. 386. 391. 396. Gibt heraus: mit Neumann die Muſen 341ff. Für müßige Stunden 351ff. Jahreszeiten 395. die Berliner Blätter f. d. Frauen 403ff.

(Fouqué, Fr. de la Motte)
Beiträge von ihm:
Berlin. Abendblätter 249 f.
Deutsches Museum 272. 276.
Harfe 367.
Hesperiden 387.
Morgenröthe 398. 399.
Pantheon 224. 225.
Phöbus 187.
Salina 338 f.
Vaterl. Museum 231. 232.
Wünschelruthe 317.
Zeitung für Einsiedler 204.
Verhältnis zu Eberhard 330. 331. 332; zu Kleist 331; zu Goethe, Fichte, Fr. Schlegel 405 f.
Fragmente im Athenäum 37—52.
von A. W. Schlegel 40.
von Schleiermacher 40.
von Novalis 40 f.
Polemik geg. d. Fragm. 48 f.
Freiberg, Max, Freiherr von: Beitr. z. Orpheus 402.
Friedrich, Dresdner Landschaftsmaler: Verhältnis z. Phöbus 189.
Für müßige Stunden. Ztschr., hrsg. v. Fouqué 352 ff. 313. 314.

Garve, Chr.: Schleiermacher über ihn 72.
Gebauer, Aug.: Hrsg. d. Morgenröthe 396 ff.
Gedike, Fr. 93.
Gehe, Ed. Heinr., Dresd. Romantiker 362.
Gellert, Ch. F.: Briefe v. ihm in d. Harfe 365.
Gentz, Fr. von 409.
Verhältnis zu Ad. Müller 167. 179. 227; zu H. von Kleist 176; zum Vaterl. Museum 231; zum Rhein. Merkur 256 f.; zur Concordia 302 f.
Germania, Projektierte Ztschr. v. Kleist 233 f.
Gerock, K. 372.
Gesner, K. 93.
Gianni, Francesco 137.
Giesebrecht: Beiträge z. d. Musen 342; z. d. Hesperiden 389; z. d. Morgenröthe 399.
Gildemeister: Shakespeares-Sonette 135.
Gleim, J. W. L. 27. 368.
Goethe, J. W. 14. 70. 80. 112. 231. 245. 286. 323. 336. 353. 408.
Sein Verhältnis zu Ztschr. d. Romantik:
Athenäum 76 f.
Prometheus 141. 143. 147. 150. 152. 154. 155.
Phöbus 168. 169. 171. 172. 173. 174. 177. 178. 181. 182. 184.
Zeitung für Einsiedler 197. 198. 202. 203 f. 208. 212. 213.
Pantheon 218. 219. 220.
Urteile über Goethe von:
A. W. Schlegel 8 (Bd. 6—8 der Gösch. G.-ausgabe). 15 (Epistel u. Röm. Elegien). 16 (Hermann u. Doroth.). 126.
Fr. Schlegel 118. Über Wilh. Meister 52. 53 f. 62. 66.
L. Tieck 28 (Hermann u. Doroth.). 84. 86.
Novalis 52.
Varnhagen 346 (Dichtung und Wahrheit).
Seegemund 346.
Wieland 402 (im Vgl. mit Kleist).
Fouqué 405.
Romantiker in d. Ztg. f. d. Elegante Welt 114 f.
Goethes Verhältnis zu Bode 131; Joh. Secundus 136. 139; Zach. Werner 150; H. v. Kleist: siehe G.s Verh. zum Phöbus u. 177 f. (Epigrammstreit). 191; Adam Müller 179. 181. 182. 184; Görres 208; Steigentesch 280.

Goldmann: Beitr. z. d. Hesperiden 389.
Görres, J. J.
gibt hrs. Das rote Blatt 162. 255.
Rübezahl im blauen Gewande 162.
d. Rheiniſchen Merkur 162. 256 ff.
Sein Verhältnis zur Ztg. für Einſiedler 194 ff. 203. 207. 208. 211 f.; z. Vaterl. Muſeum 231; z. Deutſchen Muſeum 264. 276. 280; z. d. Muſen 343.
Göſchens Goetheausgabe Bd. 6 bis 8: Beſprochen von A. W. Schlegel 6 f.
Gramberg: Beitr. z. Harfe 364.
Grimm, Brüder 5. 163. 205. 210. 219. 231. 264. 276. 310. 317. 318. 331.
Grimm, Jacob 285. 318. 324.
Beitr. zur Zeitung für Einſiedler 208; z. Deutſch. Muſeum 276 f.
Grimm, L. A. 205. 317.
Grimm, Wilhelm: Beitr. zum Vaterl. Muſeum 232; z. d. Berliner Abendblättern 252.
Verhältnis zum Pantheon 228; zur Wünſchelruthe 329.
Grimmelshauſen, H. J. Chr. von, in der Zeitg. f. Einſiedler 211.
Grumbach, K.: Beitr. zu d. Wintermonaten 394.
Gruner, Polizeipräſident zu Berlin 257.
Verhältnis z. d. Berl. Abendblättern 236. 237.
Gruz 93.
Guarini 56. 137.
Gubitz 363.
Guirlande von Becker: Gedichtſammlung 364.

Hagedorn, Fr. von 93.
Hagen, H. von der, Mitarbeiter am Pantheon 219. 223.
Hain, Ludwig, Fortſetzer d. Polychorda 138.
Haller, K. L. v.: Beitr. z. Concordia 290. 295 f. 301.
Händel, Fr., Komponiſt 284.
Hanſon: Beitr. z. Polychorda 136.
Hardenberg, Fr. von 236. 239. 240. 241. 246. 248. 249. 254.
Hardenberg, Fr. v. = Novalis.
Hardenberg, K. von (Noſtorf): Beitr. z. Europa 127; z. Zeitung f. Einſ. 207; z. d. Hesperiden 387. Loeben über ihn 365.
Harfe. Zeitſchr., hrsg. v. Fr. Kind 362. **364** ff. 373. 383. 384. 385.
Hartmann, Ferd., Maler: Verhältnis z. d. Dresdn. Romantikern 170. 171. 177. 188.
Haug, J. Chr. Fr. 311. 363. 364. Beitr. z. Salina 339.
Haugwitz, Graf von: Über Shakeſpeare 407.
Haxthauſen, Aug. von: Beitr. z. Wünſchelruthe 317. 321. 322.
Haxthauſen, Werner von = Sigurt Albrok 322 f.
Haydn, J. 151.
Hebel 343.
Heeren: Beitr. z. Vaterl. Muſeum 231; z. Wünſchelruthe 317.
Hegel, G. Fr. W. 55. 154.
Heilmann: Beitr. z. Morgenröthe 398. 399.
Heine, Heinrich: Verhältnis zur Wünſchelruthe 319. 320; zu Fr Schlegel 290.
Heinſius, Theodor: Beiträge z. Deutſchen Muſeum 281.
Hell, Theodor = K. G. Th. Winkler 362 (Leben). 364.
Mithrsg. d. Dresd. Abendztg. 360.
Beiträge z. Harfe 370; z. Muſe 382.
Hemſterhuis 61.
Henſel: Beitr. z. Wünſchelruthe 317.

Herder, Joh. Gottl. 93. 271. 311. 370.
Bernhardi über ihn 71.
Gedichte in der Harfe 365.
Herz, Henriette 88.
Hesperiden. Ztschr., hrsg. v. Isidorus = Graf v. Loeben 313. 363. **385** ff.
Himly, Kriegsrat: Verhältnis z. christl.-deutschen Tischgesellschaft 236. 241.
Hirt, Al. L. 220.
Hitzig, Verleger d. Berlin. Abendblätter 242. 252.
Hoffmann, E. Th. A.: Beitr. z. d. Musen 347.
Hohnbaum, C.: Beitr. z. d. Müß. Stunden 353. 354. 357.
Hölderlin, J. Chr. F.: Gedichte i. d. Zeitschrift f. Einsiedler 207.
Homer 153. 268.
Horen. Ztschr., hrsg. v. Schiller **10** ff. 35. 141. 171. 384.
Horn, Antonie von 409.
Horn, Frz.: Beiträge z. Morgenröthe 399; z. d. Musen (über Fr. Schlegel) 347, (über Spener) 348; z. Prometheus 151; z. Wünschelruthe 317.
Hornthal, J. P. von: Mithrsg. d. Wünschelruthe 316 ff.
Beitr. z. d. Hesperiden 389.
Houwald, Ch. E. von: Beitr. z. Dresd. Abendzeitung 360; z. Muse 379.
Gedichte in d. Harfe 365.
Hülsen, Ludw.: Beitr. z. Athenäum 76. 81; z. Pantheon 224.
Varnhagen über ihn 348.
Humboldt, Wilh. von: Beitr. z. Deutsch. Museum 264. 281.
Polemik geg. ihn im Athenäum 77.

Ideen des Athenäums (Fragmente) 49 ff.

Iffland, A. W. 93. 114. 118.
Beitr. z. Pantheon 220.
Bernhardi über ihn 27 f. 110 f.
Ad. Müller über ihn 182. 186 f. 191.
Verhältnis z. christl.-deutsch. Tischgesellschaft 245 f.
Iken, C. J. P.: Beitr. z. Wünschelruthe 321. 325.
Imhof, Amalie von 204.
Ironie, die romantische 44. 60. 62. 64. 183.
Isidorus = K. von Loeben.

Jacobi, Fr. H.
Fr. Schlegel über ihn 20 ff. u. 294 (Woldemar). 272 f.
Bernhardi über ihn 111.
Im Orpheus über ihn 400 f.
Jacobi, J. G. 230.
Jahn, Ludw.: Mitarbeiter a. d. Wünschelruthe 317.
Jahrbücher, Heidelberger 229. 261.
Jahrbücher, Kritische, der deutschen Literatur, projekt. von A. W. Schlegel u. Schleiermacher 78 f. 113. 117.
Jahreszeiten. Zeitschr., hrsg. v. Fouqué 395.
Jariges 363.
Jean Paul = J. P. Fr. Richter: Über d. Romantische 376.
Fr. Schlegel über ihn 57 (Roman). 118.
Tieck über ihn 93.
Verhältnis z. Einsiedlerzeitung 202. 204; z. Pantheon 220; z. Vaterl. Museum 231 f.
Johannes Secundus 136.
Journal des Luxus und der Moden, hrsg. von Bertuch 114.
Journal, Poetisches. Zeitschrift, hrsg. v. Tieck 49. 81 ff.

Juſti, K. W. 363. 364.
Beitr. z. d. Müß. Stunden 353. 357; z. Harfe 372.

Kalkreuth, Graf von 363.
Kanne: Beitr. z. d. Muſen 347.
Kannegießer, K. L.: Gibt mit Büſching das Pantheon heraus 216 ff.
Beitr. z. Polychorda 133. 135. 138.
Kant, Imm. 30. 61. 101.
Verhältnis z. Allgem. Lit.-Zeitg. 15; z. Fr. Schlegel 17. 18. 122.
Schleiermacher über ihn 71 f.
die Salina über ihn 338.
Kareff: Beitr. z. d. Hesperiden 389.
Karſchin, A. L.: Einfluß auf d. Dresd. Rom. 370.
Käſtner, Abr.: Briefe von ihm i. d. Harfe 365.
Einfluß auf d. Dresd. Rom. 370.
Kerner, Juſt. 141 f. 142. 155. 164.
Beiträge z. Zeitg. f. Einſiedler 205. 207. 209; z. Wünſchelruthe 322; z. d. Hesperiden 387.
Kind, Fr. 314 f.
Hrsg. d. Harfe 364 ff.; d. Muſe 373 ff.
Mithrsg. d. Dresd. Abendzeitg. 360 f.
Projektiert d. Fortſetzung d. Wintermonate 395.
Beitr. z. d. Wintermonaten 394.
Leben 362.
Kleiſt, H. v. 225. 313. 362. 370.
Hrsg. d. Berl. Abendblätter 234 ff. d. Phöbus 167 ff.
Projektiert die Ztſchr. Germania 233 f.
Dramenfragmente 173 ff.
Novellen 164. 175 f. 225. 314.
Gedichte 176 f. 349 (i. d. Muſen).
Epigramme 177 f.
Verhältnis zu Peſtalozzi 244 f.; zu Lafontaine 337.
Eberhard in d. Salina über Kleiſt 331 f.
Wieland über ihn 401.
Klinger 93.
Klopſtock, Fr. G. 345. 368.
Mitarb. a. Rambachs Archiv 27.
A. W. Schlegel über ſ. Grammat. Geſpräche 36 f. 65.
Knebel, Henriette von.
Über d. Zerbr. Krug 175; über Mich. Kohlhas 175; über d. Phöbus 192.
Knebel, K. L. von 172.
Koller, Joſ.: Beitr. z. Deutſchen Muſeum 281.
Körner, Ch. G.
Verhältnis z. Deutſch. Muſeum 264. 279 f. (Steigenteſch); z. Fr. Schlegel 28. 29.
Über A. W. Schlegel 15; über H. v. Kleiſt 174.
Körner, Th. 10. 277. 361. 362. 368.
Beiträge z. Pantheon 218; z. Deutſch. Muſeum 277.
Koſegarten, J. G. L.: Beitr. z. d. Müß. Stunden 353 f.
Kotzebue. A. F. F. von 27. 93. 114. 118. 191.
Der hyperboreiſche Eſel 48.
Bernhardi über ihn 110; Brentano über ihn 327 f.
Kraus, Jac.: Verhältnis z. chriſtl.-deutſch. Tiſchgeſellſchaft 240.
Kretſchmann, A.: Beitr. z. d. Wintermonaten 395.
Kreuſer, J.; Beitr. z. Wünſchelruthe 325.
Kronos. Ein Archiv d. Zeit. Hrsg. v. Rambach 99. 117.
Krug v. Nidda 363. 364.
Beitr. z. d. Berl. Blättern 408; z. Dresd. Abendzeitg. 360; z. Harfe 367 f.; z. Muſe 384; z. d. Wintermonaten 394; z. Wünſchelruthe 317.

Kügelgen, Gerhard: Über s. Tod i. d. Muse 383.
Kuhn, Fr. A.: Verhältnis z. d. Dresd. Romantikern 362.
Beitr. z. Polychorda 133. 136f.; z. Harfe 72.
Polemik geg. mod. Dichter i. d. Harfe 366.
Kyaw, E. A. W.: Beitr. z. d. Wintermonaten 392. 394.
Kynosarges. Ztschr., hrsg. von Bernhardi **98** ff. 142. 144.

Lachmann, K. 318.
Lafontaine, A. H. J.: Herausgeber d. Salina 54. 311. **330** ff.
Beitr. z. d. Müß. Stunden 353.
Tieck über ihn 28.
Fr. Schlegel über ihn 118.
A. W. Schlegel über ihn 66f. (Athenäum). 337.
H. v. Kleists Verhältnis z. ihm 337.
Lamartin 292.
Langbein, Mitarb. a. d. Dresd. Abendzeitg. 360. 363.
Lange, Fr.: Beitr. z. Pantheon 220.
Laun, Fr. = F. A. Schulze 363. 364.
Beitr. z. Dresd. Abendzeitg. 360; z. Harfe 368; z. d. Hesperiden 389; z. Salina 338; z. d. Wintermonaten 392. 393.
Lautier, Dresd. Romantiker 362.
Lehr, von: Beitr. z. Wünschelruthe 317. 323.
Leonardo da Vinci 75.
Lessing, G. E. 91. 124. 126. 143. 222. 268.
Fr. Schlegel über ihn 24 ff.
Levin, Rahel, i. d. Berl. Blättern 408f.
Lichtenberg: Brief i. d. Harfe 365.
Liederkreis, Dresdner 359. 361. 362. 365. 378.
Liedertafel, vgl. christl.-deutsche Tischgesellschaft 166. 359.
Lindau, W. A.: Beitr. z. d. Muse 380.
Literaturzeitungen: Polemik gegen sie 392.
Literaturzeitung, Allgemeine 15. 16. 29. 30.
Tieck über sie 93.
Literaturzeitung, Erlanger 30.
Literaturzeitung, Jenaische: Schelling über sie 49.
Loeben, O. H. Graf von 363.
Hrsg. d. Hesperiden 385 ff.
Beitr. z. d. Berlin. Abendbl. 252; z. d. Berlin. Bl. 405; z. Harfe 365 (über K. v. Hardenberg); z. Morgenröthe 398. 399; z. Muse 380; z. Phöbus 187; z. Wünschelruthe 317.
Lohmann, Friederike 363.
Beitr. z. Harfe 365. 368f.
Lope de Vega 269.
Lucian 70.
Lucinde: Roman v. Fr. Schlegel 29. 46. 58. 64.
Luther, Martin: Originalschriften von ihm i. d. Musen 347.
Lyceum d. schönen Künste. Ztschr., hrsg. v. Reichardt 23 ff. 30. 39. 54. 87.

Majer: Beitr. z. d. Musen 347; z. Poet. Journal 86. 95; z. Polychorda 133. 134; z. Prometheus 153.
Malsburg, Freih. v. d. 363.
Beitr. z. d. Hesperiden 387; z. Morgenröthe 399; z. Muse: Vgl. zw. Byron u. Scott 380. 382.
Marheinecke: Über Fichte in den Musen 349.
Matthisson, Fr.: A. W. Schlegel über ihn 70.
Mayer, K.: Über d. Musen 343.
Meinert: Beitr. z. Deutsch. Mus. 277.

Meißner, A. G. 93.
Melanchthon: Originalschr. v. ihm i. d. Musen 347.
Mereau, Sophie: Beitr. z. d. Horen u. z. Schillers Musenalmanach) 14.
Merkel, Gari.: Verhältnis z. Ztg. f. d. eleg. Welt 114.
Merkur, Deutscher. Ztsch., hrsg. v. Wieland 29. 169.
Merkur, Rheinischer. Ztschr., hrsg. v. Görres 162. 256 ff.
Messerschmid: Beitr. z. Harfe 368.
Metternich 277. 282.
Verhältnis z. Concordia 303 f.
Milton 271.
Monatsschrift, Berlinische.
Hrsg. v. Biester: Beitrag v. Fr. Schlegel 16. 17.
Morgenröthe. Ztschr., hrsg. v. Aug. Gebauer 396 ff.
Moritz, K. Ph. 147.
Mozart, W. A. 401.
Müller, Adam 313. 342. 370.
Herausgeber d. Phöbus 167 ff.
Beitr. z. d. Berl. Abendblättern 239 ff. (gegen die Smithsschen Theorien u. d. Hardenbergschen Reformen). 242 f. (Universitätsgründung).
Beitr. z. Concordia 290. 302. 306.
Beitr. z. Deutschen Museum 281 f. (Agronomische Briefe).
Beitr. z. Pantheon (1. Vorlesung über Friedrich d. Großen) 220. 225 ff.
Charakteristik Müllers 178 f.; Vorlesungen über dram. Kunst 180 ff.; die Lehre vom Gegensatz 183 ff., von der Ironie 183.
Über Frau v. Staël 190.
Müller, Joh. von 179.
Müller, Fr. (Maler Müller): Verhältnis z. Einsiedler-Zeitg. 204; z. Deutsch. Mus. 265. 283; z. Pantheon 220; z. Poet. Journal 86.
Müller, Wilh.: Wanderlieder i. d. Wünschelruthe 322.
Müllner, A. G. Ad.: Verhältnis z. Eberhard (Salina) 335.
Muse, Die: Monatsschr., hrsg. v. Fr. Kind 362. **373** ff. 385. 401.
Musen, Die: Ztschr., hrsg. v. Fouqué u. Neumann 134. 313. **341** ff. 352. 378.
Musenalmanach, hrsg. v. A. W. Schlegel u. L. Tieck 108.
Musenalmanach, hrsg. von Schiller 14 f.
Fr. Schlegel über ihn 19.
Museum, Deutsches. Ztschr., hrsg. v. Fr. Schlegel 163. 166. 254. 255. 259. 260. **261** ff. 287. 291.
Museum, Vaterländisches. Ztschr., hrsg. v. Perthes 230 ff.
Musik: Stellung d. Romant. zu ihr 151. 283 f.
Mythologie 59. 121.
Fr. Schlegels Rede über M. 56 f.

Näke, K.: Beitr. z. d. Hesperiden 389.
Napoleon 153. 226. 229. 230. 234. 237. 256. 257. 300. 301. 333. 339 f.
Naupert, Benedikte: Beitr. z. Harfe 369.
Neumann, Wilh.: Herausgeber d. Musen 341 ff.
Verhältnis z. Varnhagen 343.
Nicolai, Fr.
A. W. Schlegel über ihn 69.
Tieck über ihn 81. 92. 93.
N.s Vertraute Briefe v. Adelheit B**... 49.
Rezension d. Poet. Journals 85. 90. 91. 93. 95. 96.
Nietzsche, Fr. 52.
Nordstern, Arthur vom = G. A. E. von Nostiz u. Jänckendorf 363.
Beitr. z. Harfe 366. 371; z. Muse 382.

Nordstern, Gerhard vom: Beitr. z. Muse 383.
Novalis = Fr. v. Hardenberg 113. 129. 143. 161. 361. 362. 365.
Beitr. z. Athenäum 37. 52 (Blütenstaub). 74 u. 324 (Hymnen an d. Nacht). 81.
Gedichte von ihm im Prometheus 168. 187 f.
L. Brachmann über ihn in d. Harfe 364.

Oehlenschläger, Adam 223.
Oerstedt: Beitr. in d. Europa 128.
Oertel: Übersetzt Dramen von Oserow (Muse) 382.
Opitz, Martin 84; Gedicht v. ihm in d. Wünschelruthe 323.
Orient: Sehnsucht nach ihm 57. 121. 133. 153.
Oserow: Seine Dramen übers. i. d. Muse 382.
Orpheus. Ztschr., hrsg. v. Carl Weichselbaumer 397 ff.

Pantheon. Ztschr., hrsg. v. Büsching u. Kannegießer **216** ff. 401. 407.
Passow: Beitr. z. Pantheon 220. 221.
Paulsen, Laurenz 134.
Percy 135.
Perlenkranz. Gedichtsammlung des Grafen v. Loeben 385.
Perthes: Herausgeber des Vaterländ. Museums 230 ff. 256.
Pestalozzi, J. H. 408.
Verhältnis z. christl.-deutsch. Tischgesellschaft 244 f.
Petrarca 55. 137.
Pfeffel, G. K. 357.
Phädra des Racine 148.
Phöbus. Ztschr., hrsg. v. Kleist u. A. Müller 166. **167** ff. 194. 233. 236. 244. 245. 248. 251. 252.
Pichler, Karoline: Beitr. z. Deutsch. Museum 277.
Pirch, K. v.: Beitr. z. d. Musen 350.
Platner: Verhältnis zum Deutsch. Museum 285.
Plato 61.
Poley, Ludw.: Beitr. über Musik in d. Berl. Blättern 407.
Polychorda. Ztschr., hrsg. v. A. Bode 113. **131** ff. 218. 222.
Prätzel, K. G. 363. 364.
Beitr. z. Harfe 370; z. d. Wintermonaten 393. 394.
Prometheus. Ztschr., hrsg. v. L. v. Seckendorf u. L. Stoll 113. **140** ff. 164. 283.
Propyläen. Ztschr., hrsg. v. Goethe 127.

Raffael 75. 402.
Rambach, F. E. 93; Herausgeber d. Berlin. Archivs der Zeit 99.
Ramdohr, F. W. B. von 72. 189.
Rameau: Varnhagen über ihn 348.
Ramler, K. W. 27; Einfluß auf d. Dresd. Romantiker 370.
Raumer, F. von: Beitr. z. Vaterl. Museum 231.
Verhältnis z. christl.-deutsch. Tischgesellschaft 241.
Reichardt, J. F.: Herausgeber d. Journals Deutschland 17 ff.; d. Lyceums d. schön. Künste 23 ff. 29.
Beitr. z. Prometheus 141. 152.
Verhältnis z. christl.-deutsch. Tischgesellschaft 166.
Reichsanzeiger, Literarischer (Athenäum) 49. 69 f.; Schiller über ihn 77.
Reimar, Freimund = Fr. Rückert.
Reimbeck, G.: Beitr. z. d. Müß. Stunden 353. 356 f.
Rembrandt 75.
Renner, F. = Carlson.

Reuter, Chr. 392.
Revolution, Franzöſiſche 4. 43. 48. 62. 104.
Ribbeck: Beitr. z. Morgenröthe 399.
Riepenhauſen 265.
Ritter, Phyſiker unt. d. Romant. Fr. Schlegels Kanzone an ihn 95 f.
Robert, Ludwig: Beitr. z. d. Berliner Blättern 408.
Romano, Julio 402.
Romantik, Begriff 41 (Fr. Schlegel i. d. Fragmenten). 57. 60. 270. 375 ff.
Rouſſeau, J. J. 61. 244. 408.
Rübezahl im blauen Gewande. Ztſchr., hrsg. v. Görres 162.
Rückert, Fr. = Freimund Reimar 314.
Beitr. zu d. Müß. Stunden 353. 357.
Rühle von Lilienſtern 168.
Rumohr, K. Fr.: Beitr. z. Vaterl. Muſ. 231; z. Deutſch. Muſ. 283.
Runge, O. 189.
Verhältnis z. d. Berlin. Abendbl. 249; z. Deutſch. Muſ. 283; z. Zeitg. f. Einſiedler 197. 205 f.

Sachs, H. 84. 134. 248. 407.
Salina. Ztſchr., hrsg. v. Eberhard 313. 314. **330** ff. 396.
Savigny, Fr. K.: Beitr. z. Vaterl. Muſeum 231.
Verhältnis z. chriſtl.-deutſch. Tiſchgeſellſchaft 166.
Schelling, F. W. J. 54. 94. 113. 147.
Beitr. f. d. Zeitg. f. d. eleg. Welt 115.
Verhältnis z. Bernhardi 98. 105; z. Jahrbücherprojekt 79; z. Jenaiſchen Lit.-Zeitg. 30. 49; z. Tieck 85. 90.
Schenk, Ed.: Beitr. z. Orpheus 401.
Schenkendorf, Max von 316. 317.
Beitr. in den Heſperiden 387.
Gedicht auf ſ. Tod i. d. Muſen 342.
Scherzer, Ernſt = Eberhard 333.
Schiller, Fr. von 9. 15. 115.
Verhältnis z. Athenäum 76 f. 79; z. Polychorda 132; z. Ztg. f. Einſiedler 204.
Einfluß auf d. Prometheus 141.
Ad. Müller über Schiller 181. 184. 226.
Wieland über Schiller (vgl. mit Kleiſt) 402.
A. W. Schlegel über Sch.:
Über Sch.s Thalia 7 f.; Künſtler 9; Beitr. z. d. Horen 10 ff.; z. d. Muſenalm. 14 ff.
Fr. Schlegel über Sch.:
Beſprech. d. Muſenalm. 19. 28. 29; d. Horen 19 f. 28. 29. 85; Zerfall mit Sch. 28 f. 108. 118.
Schlankert 93.
Schlegel, A. W.
Gibt mit Fr. Schlegel d. Athenäum hrs. 33 ff.
Beitr. z. Kritik d. neueſt. Lit.: Über Lafontaine 66 f. (337); über L. Tieck 67.
Literar. Reichsanzeiger 69 f.
Notizen: Vgl. von Voß, Matthiſſon u. Schmidt 70 f.
Die Sprachen. Ein Geſpräch über Klopſtocks gramm. Geſpräche 36 f. 65.
Fragmente 40.
Gemäldegeſpräche 74 ff.
Poet. Beitr. z. Athenäum 72 ff.
Beitr. z. d. Götting. Gel. Anzeig.: Rez. v. Bd. 6—8 der Göſch.-Goetheausg. 6 ff.
Beitr. z. Bürgers Akademie der ſchönen Redekünſte 8 f. (Dantes Göttl. Kom.). 9 (Rez. v. Schillers Künſtlern). 9 (Ariadneballade).

(Schlegel, A. W.)
Beitr. z. d. Horen 9.
Über Poesie, Silbenmaß und Sprache 10.
Über Dantes Göttl. Kom. (Übersetzungsprobe) 10 f.
Über Shakespeare (Übersetzungsprobe) 11 f.
Beitr. zur Allgem. Lit.-Ztg. 15 f.
Über Voßens Homerübersetzung 16.
Über Hermann u. Dorothea 16.
Zerfall mit ihr 29. 30. 49.
Beitr. z. Zeitung f. d. elegante Welt 115 f. (Streit um die Aufführung des Jon.)
Beitr. zur Europa?
Aus den Berliner Vorlesungen über Literatur, Kunst u. Geist des Zeitalters: Über Nationalliteratur 123; Aufklärung 124 f.; Reformation 125 f.
Über das spanische Theater (Calderon) 126.
Beitr. z. Prometheus 142. 148.
Gedicht: An Fr. Schlegel 144 f.
Verhältnis d. Kunst zur Natur 145 ff.
Über deutsche Mundarten 147 f.
Beitr. zur Zeitung für Einsiedler:
Gedicht von ihm 207.
Beitr. zum Deutschen Museum:
Vorlesung über d. Mittelalter 273 f.: Über d. Christentum 273 f.: Über d. Nibelungenlied 275 f.
Verhältnis z. Poetischen Journal 82. 86. 94. 97.
Verhältnis zum Kynosarges 99. 112.
Verhältnis z. Polychorda 131. 133. 134. 137. 139.
Verhältnis z. Phöbus u. Adam Müller 179. 180. 181.

(Schlegel, A. W.)
Verhältnis z. Concordia 288. 289. 290. 300. 305 f.: Polemik gegen sie.
Als Übersetzer:
Dantes Göttl. Komödie 8 f. 10 f.
Shakespeares Dramen 11 f.
Schl.s Ausführungen über d. Übersetzung fremder Literaturen 10. 11.
Tieck über Schl.s Übersetzungen 90.
Das Pantheon über Schl.s Übersetzungen 222.
Die Müßigen Stunden über Schl.s Übersetzungen 354.
E. T. A. Hoffmann über Schl.s Calderonübersetzung 347.
Die Muse (Vgl. der Voßschen Übersetzung mit d. A. W. Schlegels) 381.
Hinwenden Schlegels z. Katholizismus 73. 74. 80. 125.
Verhältnis zur Musik 283.
Erwähnt 16. 64 (didaktische Elegien). 84. 99. 113. 204. 276. 277 (Verhältnis z. Körner). 359.
Schlegel, D. von (= Dorothea Veit).
Schlegel, Fr.
Gibt mit A. W. Schlegel d. Athenäum hrs. 33 ff.
Fragmente 37 ff.
Gespräch über Poesie 54 ff. 84.
Poetische Beitr. 73.
Philosophische Beiträge: Über Philosophie 60 ff.; über die Unverständlichkeit 62 ff. 77 f.
Über Wilhelm Meister 53 f.; über Schleiermachers Reden 67 f.; über Tiecks Don Quixote 68.
Gibt die Europa hrs. 117 ff.
Ausführungen über das Mittelalter u. d. Orient 120 ff.

(Schlegel, Fr.)
Gibt das Deutsche Museum hrs. 166. 254. 255. 259. 261 ff.
12. Vorlesung über Gesch. der Literatur (Wien):
Über den Roman 267 f.
Über dramat. Dichtk. 269 f.
Über d. Begriff d. Romantischen 270.
Gibt die Concordia heraus 166. 255. 287 ff. (Reaktionäre Gesinnung.)
Signatur d. Zeitalters 300 f.
Beitr. zu Biesters Monatsschrift 16 f.
Von d. Schulen d. griech. Poesie.
Von d. ästhet. Wert d. griech. Komödie.
Beitr. zu d. Leipziger Monatsschrift f. Damen:
Über die Darstellung d. weibl. Charaktere in den griech. Dichtern 17.
Beitr. zu Reichardts Deutschland:
Über Republikanismus 17 f.
Kritik v. Schillers Musenalm. 19. Horen 19 f.
Der deutsche Orpheus ... 22.
Über Jacobis Woldemar 20 ff.
Beitr. zum Lyceum der schönen Künste:
Charakteristik Forsters 23 f.
Über Lessing 24 f.
Beitr. z. Poet. Journal 97.
Kanzone an Ritter 95 f. 128.
Beitr. zum Prometheus:
Gedicht an A. W. Schlegel 142. 144 f. 149.
Beitr. zur Ztg. f. Einsiedler 204. 207.
Beitr. zum Vaterl. Museum 231. 232.
Verhältnis z. Kynosarges: gegen Bernhardis Eklektizismus 107.
(Schlegel, Fr.)
Verhältnis z. Polychorda 133.
Verhältnis zu:
Schiller 19 f. 28 f. (Zerfall). 29 (Übersiedlung nach Jena, Lucinde).
Kant 17 f. 18. 122.
Fichte 42 ff. 47. 54. 55. 59. 60. 293.
Ad. Müller 178 f. 190.
Fr. Schlegel über:
A. W. Schlegel 144 f.
Bernhardi 107 (gegen den Eklektizismus).
Jacobi 20 ff. u. 294 (Woldemar). 272 f.
Hülsen 76.
Tieck: Über d. Shakesp.-Briefe 88; über Sonette zum Poet. Journ. 94; über Don Quixote 68.
Schleiermacher 67 f.
Lessing 24 f.
Ritter 95 f. 128.
Urteile über ihn:
A. W. Schlegel 94. 144. 305 ff.
In den Musen 346 f.
Franz Horn 347.
Fouqué 405.
Fr. Schlegels Ansichten über:
Dramatische Dichtkunst 269 f.
Ironie 44 f. 62 f.
Politik: über Republikanismus 17 f. 23. 43. Reaktionäre Gesinnungen 297 ff.
Religion 50 f. 60. 61. 76. 121.
Roman 57 f. 122. 267 f.
Romantik 41 f. 57. 60. 270.
Stellung der Frau 18. 46. 47 f. (Ehe). 60 ff.
Erwähnt 4. 36. 52. 59. 66. 81. 87. 89. 99. 113. 161. 199. 204. 359. 375. 396. 397. 408.
Schlegel, Karoline von: 12. 15. 29. 54. 75. 99. 115.

Schlegel, Moritz 305.
Schleiermacher, Fr. D. E. 37. 50. 51. 54. 87. 91. 117. 397.
Beitr. z. Athenäum 81; Fragmente 40. 47 f.; Notizen 65. 67. 71 (über Kant, Engel, Fichte).
Verhältnis z. Jahrbücherprojekt 78; z. Vaterl. Museum 231; z. Concordia 288.
Über die Stellung der Frau 47 f.
Über Tiecks Shakespeare-Briefe 88.
Einfluß auf Bernhardi 99. 107. 108.
Fr. Schlegel über seine Reden 67 f. 74.
Manieren der Schleierm. Rezens. 71.
Schlesier, M. W. 365.
Schlosser, J. G.: Schreiben an einen jungen Mann, ... 22.
Fr. Schlegel über ihn 22.
Schmid, K. E.: Beitr. z. d. Müß. Stunden 353.
Schmidt, F. W. A. von Werneuchen.
L. Tieck über seine Gedichte 27 f.; A. W. Schlegel über seine Gedichte 70 f.
Schmidt, Val. 325.
Schniebes, Gottfr.: Beitr. z. d. Musen 348.
Schreiber, Al. W.: Beitr. z. d. Wünschelruthe 317. 323.
Schrödter, W. von: Beitr. z. Wünschelruthe 321.
Schubart, Dr. H. 244; Beitr. z. Pantheon 225.
Schulz, Fr.: Beitr. z. Pantheon 220; z. d. Berl. Abendblättern 252.
Schulze, F. A. = Fr. Laun.
Schustergilde, Poetische, Literar. Verein in Göttingen 316.
Schütz, Chr. Gottfr. 15; Hrsg. d. Allgem. Lit.-Zeitg. 94.
Schütz, Wilh. von: Beitr. z. Deutsch. Mus. 282; z. d. Hesperiden 387; z. Orpheus 401; z. Wünschelruthe 317.
Schütze, St. 364.
Beitr. z. Dresd. Abendzeitg. 360; z. Harfe 368.
Schwab, Gust. 164.
Beitr. z. Wünschelruthe 317. 322.
Schweighäuser, J. G.: Beitr. z. Europa 128.
Scott, Walter 366. 408.
Malsburg über ihn 380.
Seckendorf, Leo von = Sulfur.
Gibt mit Stoll d. Prometheus hrs. 140 ff. 153. 155. 166.
Seckendorff, G. A. von: Beitr. z. Polychorda 135 f.
Seegemund: Beitr. z. d. Musen 346. 349.
Semler, Chr. A. 381.
Seyfried, Dresd. Romantiker 362.
Shakespeare, W. 222. 327.
A. W. Schlegel über ihn 10. 11 f.
Fr. Schlegel über ihn 56. 58. 59 (Gespr. über Poesie). 269 u. 271 (Deutsch. Museum).
L. Tieck über ihn: seine Shakespeare-Briefe 83 ff. 87. 91.
Adam Müller über ihn 182.
Shakespeareestudien in d. Berlin. Blättern f. d. Fr. 406 f. (v. Arnim, L. Bernstein, v. Haugwitz).
Übersetzungen in d. Horen 11; in d. Polychorda 134 f.
Übersetzung v. Voß 354 (Sommernachtstraum). Vgl. d. Voßschen Übers. mit d. A. W. Schlegels 388.
Sickler, Fr.: Mitarb. a. d. Müß. Stunden 353.
Siebmann, Sigismund: Beitr. z. Pantheon 222.
Smith, Adam: Verhältnis z. christl.-deutsch. Tischgesellschaft 240. 241.

Solger, K. W. F. 132. 133. 397.
Beitr. z. Pantheon 220 f. 228.
Spazier, K.: Grd. d. Zeitung f. d. eleg. Welt 114.
Spener, Ph. J.: Fr. Horn über ihn 348.
Spenſer, Edm.: Beitr. z. Pantheon 222 f.
Spieß 93.
Spinoza, B. 59. 61. 121.
Staël, Frau von: Verhältnis zum Phöbus 190.
Starke 93.
Steffens, H.: Verhältnis z. chriſtl.-deutſch. Tiſchgeſellſchaft 244.
Steigentesch, Freih. von 163. 329.
Verhältnis z. Deutſch. Muſeum 277 ff. 282.
Stein, Freih. vom: Verhältnis z. Rhein. Merkur 257.
Sterne, Lor. 70.
Stock, Dora: Über Kleiſts Werke 174 (Pentheſilea). 175 (Zerbr. Krug). 176 (Marquiſe v. O.). 192 (Phöbus).
Stolberg, Chr., Graf zu 311. 349. 365.
Beitr. z. Deutſch. Muſeum 277.
Stolberg, Leop., Graf zu 311. 365.
Beitr. z. Vaterl. Muſeum 231.
Concordia über ihn 291.
Stoll, Ludw.: Gibt mit Seckendorf d. Prometheus hrs. 140 ff.
Verhältnis z. Napoleon 153.
Beitr. z. Deutſch. Muſeum 277.
Straube, H.: Gibt mit Hornthal d. Wünſchelruthe hrs. 316 ff.
Strauß, Fr.: Mitarb. a. d. Morgenröthe 399.
Streckfuß: Überſ. i. d. Harfe 366.
Suhr, Agathe: Erzähl. i. d. Berlin. Blättern 404.

Tarnow, Fanny 363.
Beitr. z. Morgenröthe 398. 399.
Taſchenbuch für Freunde altdeutſcher Kunſt 319 f.
Taſſo, Torquato 137.
Thalia. Ztſch., hrsg. v. Schiller 28 f.; Beſprechung v. A. W. Schlegel 7 f.
Theoroſa = Thereſe aus dem Winkel.
Thereſe aus dem Winkel = Comala oder Theoroſa 363.
Beitr. z. d. Heſperiden 387. 389; z. Harfe 366.
Thibaut: Beitr. z. Vaterl. Muſeum 231.
Thurn, G. v.: Beitr. z. Deutſch. Muſ. 277.
Tieck, Ludwig.
Herausgeber des Poetiſchen Journals 49. 81 ff.
Shakeſpearebriefe 87 ff.
Der neue Herkules am Scheidewege 91 f.
Das Jüngſte Gericht 92 f.
Sonette 94 f.
Beitr. zu Rambachs Berlin. Archiv: Über neueſte Muſenalman. 27 f.; über Lafontaines Erzählungen 28.
Verhältnis zum Phöbus 190.
Verhältnis zur Einſiedlerzeitung 197. 202. 204. 207.
Verhältnis zum Deutſch. Muſeum 265.
Tiecks Shakeſpearebriefe 87 ff. (Aufnahme derſ.)
Über Tieck: A. W. Schlegel über ſeine lyriſchen Dichtgn. 67. 71. Die Wünſchelruthe über ſein Deutſches Theater 323.
Tiecks Proteſt gegen die Dresdner Romantik 315. 360. 388.
Erwähnt 26. 30. 71. 74. 75. 77. 161. 223. 228. 306. 389.
Tiedge, Chr. A. 311; Verhältnis z. Salina u. z. Eberhard 336.

Tischgesellschaft, christl.-deutsche 166. 234. 235. 236. 239. 241. 244. 245. 252. 255. 359.
Trösteinsamkeit = Zeitung für Einsiedler.

Uhland, Ludwig 164. 314.
Beitr. z. Zeitung für Einsiedler 204. 207. 209; z. Pantheon 218. 219. 220. 224f.; z. d. Musen 342. 343. 349. 347 (über d. altfranzös. Epos).
Über d. Prometheus 141f.
Über d. Zeitung f. Einsiedler 197. 204. 212.
Über d. Musen 344.
Über d. Zeitschrift. seiner Zeit 192f.
Kritik seines Herzog Ernst in d. Wünschelruthe 323.

Varnhagen von Ense, K. A. 409. 410.
Beitr. z. d. Musen 346 (Dichtung u. Wahrh.). 348. 350.
Über d. Musen 343.
Über Neumann 343.
Verhältnis z. Deutsch. Museum 265. 266. 280. 286.
Veit, Dorothea = Dor. Schlegel 60. 145. 284. 285. 290.
Beitr. z. Athenäum 67. 72.
Verhältnis z. Europa 91. 117.
Veit, Johannes 285.
Voltaire 61. 70.
Voß, Joh. H.: Beitr. z. Polychorda 132. 133; z. Prometheus 142.
Übers.-probe in d. Müß. Stund. 354.
Verhältnis z. Einsiedler-Zeitung 210. 212.
Vgl. d. Voss. Shak.-Übers. mit der A. W. Schlegels 381.

Wächter (Maler): Verhältnis zum Phöbus 188.
Wackenroder, W. H. 26. 75. 94.
Ehrengedächtnis unsres ehrwürdigen Ahnherrn Albrecht Dürer 22f.
Wagner, Rich. 379.
Wallenberg, A. M.: Beitr. zum Deutschen Museum 283.
Walther v. d. Vogelweide: Übers. v. Benecke i. d. Wünschelruthe 318f.
Wandsbecker Bote 281.
Weber, K. M. von 314. 363. 378. 401.
Aus Tonkünstlers Leben (Muse) 382f.
Weber, M. M. von: Über d. Dresd. Abendzeitung 361.
Weckherlin, G. Rud. 84.
Weichselbaumer, C. 379.
Hrsg. d. Orpheus 396ff.
Beitr. z. d. Muse 374f.
Weisflog: Mitarb. a. d. Dresd. Abendzeitung 360.
Weisser, F. C. 311; Beitr. zur Salina 339; gegen H. v. Kleist 331f.
Weitsch: Verhältnis zur christlich-deutschen Tischgesellschaft 248.
Welker, F. G.: Mitarb. a. d. Wünschelruthe 317.
Werner, Zach. 177.
Beitr. z. Concordia 290; z. Deutschen Museum 264. 276f.; z. d. Hesperiden 387; z. d. Musen 342; z. Prometheus 142. 149ff. (Selbstkritik seiner Schriften).
Über ihn im Prometheus 143.
Wernicke, Aug.: Beitr. z. Wünschelruthe 321.
Wetzel: Beitr. z. Phöbus 187; z. Wünschelruthe 317.
Wezel, Joh. K.: Beitr. z. Prometheus 142. 153.

Wieland, Christoph Martin 93. 311. 401 (Kleist).
Beitr. z. Prometheus 141. 152f. Verhältnis z. Phöbus 168. 169. A. W. Schlegel über ihn 69. 70. Die Harfe über ihn 365.
Wieland, Ludwig 401.
Winckelmann, J. J. 126. 143. 147.
Windischmann, K. Jos.: Verhältnis z. Concordia 288. 289. 290. 300.
Winkler, K. Gottfr. Th. = Theod. Hell.
Wintermonate. Zeitschrift. 313. **391**ff. 364.
Witte d. J., Carl: Beitr. z. Harfe 371.
Wolfart: Beitr. z. d. Musen 349.
Wolfram v. Eschenbach 275.
Wunderhorn, Des Knaben 163. 165. 195. 196. 209.
Wünschelruthe. Ztschr., hrsg. v. Hornthal u. Straube 315. **316**ff. 396.
Xenien (Schiller) 5. 29.
Zeitung für die elegante Welt, hrsg. v. Spazier 114ff.
Zeitung für Einsiedler = Trösteinsamkeit, hrsg. v. Achim v. Arnim 156. 166. **194**ff. 214. 229. 233. 255. 259. 261. 327. 410.
Vgl. mit d. Pantheon 216. 218; mit d. Wünschelruthe 317. 318. 327.
Zeller, Schulreformer: Verhältnis z. christl.-deutsch. Tischgesellschaft 244.
Zelter, Mitgl. d. christl.-deutsch. Tischgesellschaft 166. 219.
Zimmer, J. G.: Verhältnis zur Zeitung für Einsiedler 196. 204.
Zoroaster 238.
Zschokke, J. H. D. 93. 172. 253.
Zwicker, A. H.: Übers. englischer Dichtungen i. d. Wünschelruthe 324.

H. Haessel Verlag in Leipzig.

Die Romantik. Von Ricarda Huch.

Zwei Bände.

Erster Band: Blütezeit der Romantik. Zweiter Band: Ausbreitung und Verfall der Romantik.

Jeder Band broschiert 6.– M.; fein in Leinen gebunden, oben mit Goldschnitt, 7.50 M.

Inhalt des ersten Bandes:

Die Gebrüder Schlegel — Karoline — Das Athenäum — Novalis — Apollo und Dionysos — Der romantische Charakter — Romantische Philosophie — Die neue Religion — Schiller und Goethe — Leben — Romantische Liebe — Romantische Ironie — Romantische Bücher — Das Märchen — Symbolische Kunst — Die alte Religion — Tod.

Inhalt des zweiten Bandes:

Überblick — Die Zerstreuung — Schöne Fremde und heimischer Nord — Romantische Weltanschauung — Neue Wissenschaften — Die romantische Zahl — Der Mensch in der romantischen Weltanschauung — Das Tier in der romantischen Weltanschauung — Romantische Lebensläufe — Brentano — E. T. A. Hoffmann — Die Nachtseiten in der Literatur — Romantischer Katholizismus — Die Kunst des Unendlichen — Romantische Ärzte — Romantische Politik — Kampf und Niederlage — Ausblicke.

♣

Ricarda Huchs klassisches Werk über die Blütezeit der Romantik hat eine nicht minder tief in das Wesen der romantischen Literatur und Weltanschauung eindringende Fortsetzung erfahren, indem die Verfasserin nun auch Ausbreitung und Verfall der Romantik mit der ganzen Feinfühligkeit ihrer jener Bewegung in mehr als einem Zuge verwandten Natur geschildert hat. Westermanns Monatshefte.

Diese wundervolle Frau hat in ihren Büchern über die Romantik zwei so herrliche, tiefe, umfassende Werke geschaffen, daß kein Wort des Lobes zu gering ist. Es sind zwei grundlegende Bücher, die uns hier geschenkt sind. Xenien.

Ricarda Huchs „Blütezeit der Romantik" und „Ausbreitung und Verfall der Romantik" sind die bedeutungsvollsten Schriften der Gegenwart zur romantischen Schule. Wer sich eingehender mit der Romantik beschäftigt, sei es aus Liebhaberei, sei es zur Vorbereitung auf Prüfungen, kann diese Schriften nicht unberücksichtigt lassen.

Pädagog. Woche.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

TEAR HERE

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU

Author [redacted]eth, Johannes
Title D[redacted]Zeitschriften der Romantik.

133422
LG.H.
B6636z

SH

T